Karl Ackree.

105

THE LIBRARY OF THE
VNIVERSITY OF ILLINOIS

PVRCHASED FROM
MR. H. A. RATTERMANN
OF CINCINNATI IN 1915

271.5
B12j

Inhalt.

1. Die Jesuiten und ihre Mission Chiquitos in Süd-Amerika. Von Moritz Rugendas. Leipzig 1843.

2. Nachrichten über die Provinz Valdivia, von Bernhard Philippi. Cassel 1857.

3. Florian Paucke's Reise in die Missionen am Paraguay, und Geschichte der Missionen St. Xaver und St. Peter. Wien 1829.

Die Jesuiten

und ihre

Mission Chiquitos

in

Südamerika.

Eine

historisch-ethnographische Schilderung

von

Moriz Bach,

Secretair der bolivianischen Provinz Otuquis.

Herausgegeben und mit einem Vorworte begleitet

von

Dr. Georg Ludwig Kriegk,

der Société ethnologique zu Paris, der Société de géographie daselbst, des geographischen Vereins zu Frankfurt a. M. und anderer gelehrten Gesellschaften wirkliches oder correspondirendes Mitglied.

Leipzig.

Bei J. G. Mittler.

1843.

sich bemühte, aus den gerade jetzt für immer versiegenden Quellen der schriftlichen Hinterlassenschaft der Jesuiten und der mündlichen Nachweisungen alter Indianer diese, für das Innere von Südamerika so wichtige, Wirksamkeit klar zu machen. Wie sehr ist es Schade, daß schon er die Bücher- und Manuscripten-Reste der Jesuiten in dem Zustande fand, welchen er S. 77. beschreibt, d. h. in einem Zustande der nahen gänzlichen Vernichtung! Wie sehr ist es Schade, daß so viele Arbeiten von Männern dieses, durch Bildung und Gelehrsamkeit ausgezeichneten, Ordens über die Geschichte und Geographie Südamerika's schon vorher ganz untergegangen waren! Welcher Schatz von Kenntnissen und wie manche gediegene Forschung wären wahrscheinlich der Welt erhalten worden, wenn bald nach der Vertreibung der Jesuiten ein Mann mit des Hrn. Bach Sinn und Sorgfalt die verlassenen und verfallenden Wohnsitze derselben durchwandert und durchsucht hätte!

Gern wird jeder denkende Leser diesem, in einem fernen und Cultur-armen Landstriche angesiedelten, Landsmanne auf seinen Wanderungen und Forschungen folgen, die ihn auf schwierigen Pfaden zu den Resten jener untergegangenen Cultur und jenes glücklicheren und gesitteteren Lebens der seitdem wieder entarteten Indianer leiteten. Gern wird er die Stimme eines Mannes vernehmen, der mit solcher Innigkeit des Gemüths die Spuren einer schönen früheren Blüthe in jenen Wildnissen betrachtet und, mit parteiloser Wahrheitsliebe den Weg zwischen Recht und Unrecht aufsuchend, diesen entschwundenen Zustand der Erkenntniß und dem Urtheil der gebildeten Welt darzulegen bemüht ist. Frei von jenen durch die Aufregung des Zeitgeistes hervorgerufenen Sympathieen und Antipathieen, welche wir in manchen frühern, kurz nach der Vertreibung der Jesuiten geschriebenen, Schriften walten sehen, und in seinem Urtheil nur von der Rücksicht auf das Recht an und für sich selbst und auf den Zustand des betreffenden Landes geleitet, schildert er die Zeit unter der Herrschaft der Missionäre. Und wer wollte ihm mit der Behauptung entgegentreten, daß die Bewohner der Missionen damals nicht zugleich glücklicher und sittlich besser gewesen wären? Wer wollte den zu Gunsten der Jesuiten

sprechenden Unterschied, ja Gegensatz des damaligen und heutigen Zustands der Indianer läugnen, obgleich man freilich auch mit allem Rechte sagen kann, daß an dem Letzteren nicht blos die Vertreibung der Jesuiten, sondern namentlich auch die nachherigen Maßregeln der spanischen Regierung schuld sind, und daß jene Herrschaft eine Seite hatte, welche auf die Dauer für das Interesse des rein Menschlichen schädlich war und deshalb an und für sich, vom Standpunkte wahrer Bildung und wahren Menschenglückes aus, nicht gebilligt werden kann? Das wahre Wohl eines Volkes fordert in allen Dingen eine ungehemmte Entwickelung, und freie Bewegung der Kräfte ist das Element, in welchem und durch welches allein das Leben desselben sich daurend zu heben vermag. Indessen findet dieser Satz nur bei civilisirten Völkern eine unbeschränkte Anwendung. Roher Sinn und rohe Kräfte bedürfen bei Völkern wie bei Individuen zuerst einer anhaltenden Bändigung und Zähmung; und Bildung und Sitte werden einem Volke nicht mit Einem Male übergeben, sondern sie können nur durch den allmäligen Uebergang von einer Stufe zur andern und durch langwierige Gewöhnung demselben zu eigen gemacht werden. Das Beispiel der sinnlichsten aller Völkergruppen der Erde, der Negerstämme Afrika's, bei denen das Christenthum im Verhältniß zu den angewandten Bemühungen so geringe, der Islam dagegen so große Fortschritte gemacht hat, zeigt, wie schwer der directe Schritt von gänzlicher Uncultur zu einem höheren Grad von Civilisation ist, und wie viel leichter ein Volk auf die nächsten Zwischenstufen geführt wird, auf welchen es dann erst, durch vermittelnde Uebergänge von längerer Zeitdauer, allmälig für das Höhere und Bessere befähigt werden kann. Für die Indianer Südamerika's war ein despotisches und zugleich väterlich sorgendes Regiment gewiß der beste Weg zur Civilisation; und obgleich dieses etwas lange fortdauerte, ohne zu einer freieren, selbstthätiger angeregten Existenz hinüberzuleiten, so hat doch Hr. Bach Recht, wenn er sagt, Jahrhunderte seien eine kurze Zeit in der Entwickelung eines (noch in den Anfängen weilenden) Volkes. Ob freilich die Jesuiten von selbst ihre Indianer jemals zu größerer Selbstständigkeit und Cultur emporgehoben haben würden, das ist eine andre Frage.

Es war mir nicht möglich, die wichtigsten der vielen Schriften zu vergleichen, welche über die Vertreibung der Jesuiten aus Südamerika geschrieben worden sind: ich konnte in hiesiger Stadt nur wenige derselben erhalten. Da jedoch, wenn mir auch ein größerer Theil derselben zugänglich gewesen wäre, dies jedenfalls auf den Inhalt des vorliegenden Werkes durchaus keinen Einfluß hätte haben dürfen, so konnte ich mich bei der Herausgabe desselben über diese Entbehrung trösten. Was ich von jenen Schriften las, bestätigte mir die Wahrhaftigkeit des Hrn. Bach. Manches hätte ich wohl aus diesen Büchern hier und da in einer Anmerkung beifügen können; allein da das von mir benutzte Material zu gering war, um vermittelst desselben eine sichere Erkenntniß alles Einzelnen und ein festes Urtheil über dasselbe zu gewinnen, so hätte ich höchstens nur Notizen zur weiteren Ausführung des einen und des andern Punktes geben können.

Zum Schlusse bemerke ich noch, daß eine neue Karte des in der vorliegenden Schrift behandelten Landes, welche Hr. Bach in Verbindung mit Hrn. de Oliden ausarbeitete, im zweiten Heft des zweiten Jahrgangs von Lüdde's Zeitschrift für vergleichende Erdkunde abgedruckt worden ist; sowie daß sich ebendaselbst, im ersten Heft, die in der vorliegenden Schrift öfters angeführte Beschreibung von Mojos von Don José Matias Carrasco, Gouverneur dieser Provinz in den Jahren 1830 und 1831, befindet.

Indem ich mich freue, für die Herausgabe dieser mit Liebe und Sorgfalt abgefaßten und für die Geschichte der amerikanischen Jesuiten und die Charakteristik der Chiquiteno's wichtige Beiträge liefernden Schrift der Vermitteler gewesen zu sein, übergebe ich dieselbe, dem wackeren Sinne des Verfassers gemäß, dem deutschen Publikum ohne alle weitere Fürsprache zu geneigter Gunst.

Frankfurt a. M. den 3. Juni 1843.

G. L. Kriegk.

Inhalts-Verzeichniß.

		Seite
1.	Einleitung	1
2.	Die Dörfer in der Mission Chiquitos	3
3.	Die Indianer von Chiquito's	10
4.	Die Bekehrung der Chiquiteno's durch die Jesuiten	20
5.	Stellung der Indianer zu den Jesuiten im Allgemeinen	25
6.	Dörfer, Gebäulichkeiten und Straßen in Chiquitos zur Zeit der Jesuiten	27
7.	Aeußeres Leben nnd Beschäftigung der Indianer unter der Herrschaft der Jesuiten	32
8.	Regierung und Beherrschungsmittel der Jesuiten in Chiquitos	36
9.	Musik der Chiquiteno's zur Zeit der Jesuiten	44
10.	Religiöses Leben und Gottesdienst in Chiquitos unter den Jesuiten	46
11.	Finanzieller Gewinn und Handel der Jesuiten in Südamerika	46
21.	Die Vertreibung der Jesuiten aus Chiquitos und die Folgen derselben	67
13.	Zur Beurtheilung der Jesuiten von Südamerika und des Verfahrens gegen sie	78
14.	Schlußwort	85

1. Einleitung.

Doch es ist dahin, es ist verschwunden,
Dieses hochbegünstigte Geschlecht!
Wir, wir leben! Unser sind die Stunden,
Und der Lebende hat Recht.

Schiller.

Ich habe seit 8 Jahren in der Provinz Chiquitos, welche ehemals eine blühende Jesuiten-Mission war, jetzt aber zum Departement Santa Cruz de la Sierra der Republik Bolivia gehört, meinen Wohnsitz aufgeschlagen und bin Secretair der neu errichteten Provinz Otuquis (im südlichen Theile von Chiquitos), von welcher ich vor einigen Jahren eine Beschreibung gab *). Seit 20 Jahren aber lebe ich in Südamerika, und ich lernte hier Buenos Ayres, Valparaiso, die peruanischen Departements Lima, Arequipa, Puno und Cuzco, fast das ganze Bolivia und die brasilianischen Provinzen Mattogrosso, Goyaz, San Paulo, Rio de Janeiro und Minas Geraes kennen. Die

*) Das Land Otuquis in Bolivia. Nach einem Originalbericht des Herrn Moriz Bach mit Beziehung auf allgemeine südamerikanische Verhältnisse beschrieben von G. L. Kriegk. Nebst einer Karte. Frankfurt a. M. 1838. — Die Beschreibung des Hrn. Bach ist auch in englischer Sprache erschienen. — Ich bemerke hierbei gelegentlich in Bezug auf das S. 8 jener Schrift blos vermuthungsweise Ausgesprochene, daß bei der dortigen Angabe des Flächeninhalts von Otuquis unter den Meilen Legua's (1 Legua = 2/3 deutsche Meilen) verstanden sind.

Erfahrungen, welche ich in diesen Landstrichen von Südamerika machte, und ganz besonders die genaue Kenntniß des Landes Chiquitos, die ich durch Reisen und durch meinen dortigen Aufenthalt mir erwarb, verbunden mit dem Studium alter Bücher und Manuscripte, welche ich daselbst in den Sakristeien der Kirchen halbvermodert auffand, haben mich veranlaßt, die nachfolgenden Mittheilungen über die einst in Chiquitos bestandenen Missionen des größten und berühmtesten aller geistlichen Orden zu geben. Ich schrieb nieder, was ich sah, hörte, las, dachte und empfand, unbekümmert darum, was man von mir bei der Lectüre meines Werkchens denken wird, aber überzeugt, daß ein Mann, welcher an Ort und Stelle durch Nachfragen, durch örtliche Nachforschungen und durch das Studium jener aufgefundenen Schriften die Wahrheit zu ermitteln gestrebt hat, doch wohl besser im Stande ist das Wahre zu erkennen, als derjenige, welcher Tausende von Meilen entfernt denselben Gegenstand zu erforschen sucht.

Meine Schilderung betrifft das bereits wieder vernichtete segensvolle Resultat des Wirkens einer Gesellschaft, über welche man, seit ihrem Untergang in Südamerika, überall den Stab bricht. Ich höre in den Republiken dieses Erdtheils tagtäglich das Wort „**El Sennor Don N. es un Jesuita**“, und auf mein Warum? antwortet man mir, daß Herr N. ein durchtriebener Schalk und Betrüger ist. Ich lese in englischen Büchern „**Mr. N. is a Jesuit**“, in französischen „**Mr. N. est un Jésuit**“, in deutschen „Hr. N. ist ein Jesuit“, und immer finde ich, daß man in allen diesen Sprachen damit denselben Vorwurf machen will. Wie es Taubmanniana gibt, so trägt man sich mit Jesuiten-Geschichten herum, welche — ich weiß es nicht — wahr oder unwahr sind. Hundertmal schon habe ich die Anekdote von jenem Jesuiten gehört, der, wie weiland Frau Dido, sich mit einer Ochsenhaut einen schönen Meier-

hof erwarb. Ein anderes Histörchen berichtet von einem Jesuiten, der durch das Einschlagen eines Nagels in einem Zimmer und das Aufhängen seiner Mütze an demselben von dem ganzen schönen Hause Besitz nahm. Mag sein, daß dergleichen wahr ist, und ich selbst halte die Jesuiten für schlaue Leute, welche mitunter nur um den Finger baten, aber dann die ganze Hand nahmen; allein manchmal mußte das auch auf diese Weise getrieben werden, und außerdem waren die Jesuiten ebenso gut Menschen wie alle vom Weibe Geborenen, und der Geist früherer Zeiten muß bei der Beurtheilung derselben nicht weniger mit in Anschlag gebracht werden, als in Betreff jedes anderen Menschen der Vergangenheit. Endlich aber mögen in Europa die Jesuiten verderblich gewesen sein; in Amerika dagegen, in Paraguay, in Mojos und besonders in Chiquitos, waren ihre Colonieen und ihr Wirken eine segensreiche Gottesgabe, ihre Vertreibung aber ein entsetzliches Unglück; denn diese hat die amerikanisch-indianische Civilisation um Jahrhunderte zurückgeworfen.

2. Die Dörfer in der Mission Chiquitos.

In Chiquitos bestand die Jesuiten-Mission aus neun Dörfern. Diese sind San Xavier und Concepcion im Norden des Landes, San Ignacio, San Miguel und San Rafael in der Mitte (das dort gelegene Dorf Santa Ana wurde erst nach der Vertreibung der Jesuiten angelegt) und San José, San Juan, Santiago und Santo Corazon im Süden. Ich will, ehe ich zur Darstellung der Bestrebungen der Jesuiten und des Zustandes der Indianer unter ihrer Herrschaft übergehe, über jedes dieser Dörfer einige Notizen geben.

San Xavier ist dasjenige dieser Dörfer, welches der Stadt Santa Cruz de la Sierra am nächsten liegt:

es ist 80 Legua's (1 Legua = ⅔ deutsche Meilen) von derselben entfernt, sowie 40 Legua's von Asencion, dem nächsten Dorfe von Guayrayos. Es liegt am Abhang einer Gebirgskette, welche aus dem Süden von Chiquitos kommt und sich nach Guayrayos hin zieht. Es hat fließendes und gutes Wasser und ein angenehmes und gesundes Klima. Die Plage des Dorfes und seiner Umgegend sind die Marivui's, eine Art kleiner weißgelblicher Moskito's, welche sehr schlimm sind, aber zum Glück des Nachts und überhaupt im Dunkeln nicht stechen. Dieses Dorf, welches zur Zeit der Jesuiten mehr denn 3000 Seelen zählte, hat jetzt kaum 1600. Sein Colegio ist eines der höchsten und seine Kirche eine der schönsten. Drei Legua's von San Xavier entfernt ist der Waldbach San Juan, welcher Gold führt und früher darauf hin bearbeitet wurde.

Concepcion, 18 Legua's von San Xavier entfernt, hatte früher an 4000 Seelen, hat aber jetzt nur noch gegen 2000. Die Kinderpocken schadeten diesem Dorfe sehr. Sein Colegio und seine Kirche sind schön. Es liegt in einer Ebene und hat zwar schlechtes Wasser und große Hitze, aber doch ein gesundes Klima. Die große Laguna gleiches Namens ist 20 Legua's lang und 3 — 6 breit und sehr fischreich und hat viele Estancia's (Meiereien) an ihren Ufern.

San Miguel, 110 Legua's von Santa Cruz und 40 von Concepcion entfernt, liegt von Wald umgeben in einer Niederung und hat schlechtes Wasser und ein heißes, aber gesundes Klima. Seine Einwohnerzahl, welche früher an 4000 Seelen betrug, ist jetzt bis unter 2400 herabgesunken. Colegio und Kirche sind schön.

San Ignacio, der größte Ort der Provinz und zur Zeit der Jesuiten sowie jetzt wieder die Hauptstadt des Landes, ist 12 Legua's von San Miguel entfernt. Das Wasser dieses Ortes ist so ziemlich und sein Klima heiß,

aber gesund. Es ist von Wald umgeben und hat an 3400 Seelen (früher an 5000). Sein Colegio ist schön und seine Kirche eine der besten des Landes. Um 40 Legua's nördlich von San Ignacio leben wilde Indianer.

Santa Ana, 10 Legua's von San Miguel und 12 von San Ignacio entfernt, ist gleichfalls von Wald umgeben. Wasser so ziemlich. Das Klima ist weniger heiß und gesund. Dieses erst nach der Vertreibung der Jesuiten erbaute Dorf, welches an 800 Seelen hat, war eine Zeitlang die Hauptstadt, da es beinahe im Centrum liegt und der Weg nach Matto grosso, von dessen Grenze es 38 Legua's entfernt ist, durch dasselbe geht. Colegio, Kirche, überhaupt Alles ist schlecht, und die Einwohner sind die schlimmsten in der ganzen Provinz.

San Rafael liegt in einer von Wald umgebenen Ebene, 5 Legua's von Santa Ana und 10 von San Miguel entfernt, und hat schlechtes Wasser. Das Klima ist heiß und gesund. Früher eines der bevölkertsten und reichsten Dörfer mit nahe 7000 Seelen, hat es jetzt kaum 700 Einwohner. Es ward durch die Kinderpocken sehr mitgenommen und hat außerdem ebenso, wie Santa Ana, durch den letzten Gobernador der spanischen Regierung, Sebastian Ramos, viel Ungemach erlitten. Sein Colegio ist schön und seine, mit einer wohltönenden, prächtigen Orgel versehene Kirche eine der besten des Landes.

San José, 40 Legua's von San Rafael, 35 von San Miguel und 94 von Santa Cruz entfernt und früher von nahe an 4000, jetzt aber von nur wenig mehr als 2000 Menschen bewohnt, hat eine schöne Lage am Fuße desselben Gebirgs, an welchem auch San Xavier liegt, fließendes, gutes Wasser und ein sehr heißes, aber gesundes Klima. Es gibt hier Kalksteine in großer Menge, und diese wurden bis nach Santa Cruz geführt, wo es nicht nur keinen Kalkstein, sondern überhaupt keinen einzigen

Stein irgend einer Art gibt. *) Ein Theil des Colegio ist gewölbt, ebenso die Misericordia, die Mauern der Kirche und die Mauer nach dem Platze des Dorfes zu: man sieht, daß die Jesuiten den Plan hatten, Alles auf diese Weise zu bauen und die Mauer eine große Strecke herumzuführen. San José sollte die Hauptstadt der Provinz oder Mission werden, und der dazu gemachte Anfang war in der That prachtvoll und imposant. Die Kirche ist bis jetzt noch eine der schönsten und die einzige reiche des Landes, da sie an Silber mehr als 20 Arroba's (1 Arroba = 25 Pfund) enthält. Der Thurm derselben befindet sich über dem Eingang und ist ein schönes, aus Steinen gebautes und mit Verzierungen geschmücktes Werk; er ist ziemlich hoch, wird aber von dem in San Rafael an Höhe noch übertroffen.— Eine Legua von San José sieht man noch die Spuren des alten Santa Cruz de la Sierra, wo die Vorfahren der heutigen Cruzennos hausten, als sie von Paraguay aus ihre Wanderung unternommen hatten. — Wenn man das heiße Klima bedenkt und dann die gewölbten Zimmer betrachtet, in denen jedes Wort und jeder Fußtritt ein betäubendes Echo hervorruft, und in welchen man nur bei den kalten Südwinden der Zeit vom Mai bis zum September es aushalten kann; wenn man ferner das Auge auf den hohen, massiven Thurm mit seinen Schießlöchern, den engen, befestigten Eingang durch denselben, die hohe, wie eine Festung gebaute Mauer und andere Anordnungen und Vorkehrungen richtet: so wird man überrascht und unwillkürlich zu der Frage gedrängt: Wozu alles dieses? Offenbar um entweder gegen die Angriffe wilder Indianer oder gegen etwaige Anfechtungen von Seiten der spanischen Regierung geschützt zu sein.

*) Eine ausführlichere Beschreibung der Stadt Santa Cruz de la Sierra von Hrn. Bach befindet sich in Lüdde's Zeitschrift für vergleichende Erdkunde 1r Jahrgang, 12s Heft.

San Juan. Das heutige Dorf dieses Namens, verschieden von dem San Juan der Jesuiten, ward erst nach deren Vertreibung erbaut, und zwar anfangs am Flusse Tucabaca. Der Ueberschwemmungen wegen ward es nachher 1 Legua nördlicher verlegt. Hier, in einer Ebene, liegt das mit Wald umgebene Dorf, 28 Legua's von San José entfernt. Da es alsbald ganz abbrannte, so ist San Juan heut zu Tage ein elender Ort und das kleinste und ärmste Dorf der ganzen Provinz: es hat nur an 600 Seelen, ein schlechtes Colegio und eine noch schlechtere Kapelle, beide mit Stroh gedeckt und Letztere seit jenem Brande die einzige Kirche des Landes, welche keine Orgel hat. Uebrigens ist das Wasser sehr gut und das Klima, obgleich heiß, doch das gesundeste von ganz Chiquitos. In der Nähe von San Juan liegt, in der Gebirgskette von Santiago, der berühmte Berg Chochiis, dessen reiche Silberminen die Jesuiten bearbeiteten, wovon die Spuren noch sichtbar sind. — Das San Juan der Jesuiten lag auf dem Wege nach San José, fast in der Mitte beider Orte, und noch jetzt sieht man herrliche Ueberreste desselben. Das alte San Juan war eines der größten und reichsten Dörfer, enthielt an 7000 Einwohner und hatte einen so großen Reichthum an Vieh, daß die Estancia's dieses Dorfes sich bis nach San Fernando, der letzten Estancia des Dorfes Santo Corazon, hinzogen. Nach der Vertreibung der Jesuiten verkaufte ein Franziskaner-Mönch, welcher Padre in San Juan war, 40,000 Stück Rindvieh sammt den Hirten und ihren Familien an die Portugiesen der Capitania Matto grosso, was theils die Gründung des brasilianischen Dorfes Villa Maria am Paraguay-Flusse zur Folge hatte, theils der Provinz Matto grosso zu ihrem nachherigen Vieh-Reichthum verhalf; wie denn überhaupt die ersten Kühe dieser Provinz aus Chiquitos gekommen sind.

Santiago, 28 Legua's von San José entfernt, liegt in einer Ebene auf der Gebirgskette gleiches Namens, welche die Scheidewand zwischen Chiquitos und dem Gran Chaco*) bildet, so daß dieses Dorf das südlichste ist. Es liegt in einer äußerst romantischen Gegend und hat fließendes Wasser, welches etwas hart, aber gesund ist, sowie ein kühles, mitunter kaltes Klima, das wegen des steten Wechsels der Winde und wegen der Ausdünstungen des sehr viel Eisen und, wie man vermuthet, auch Quecksilber enthaltenden Bodens nicht sehr gesund ist. Santiago, welches jetzt an 1200 Einwohner (früher mehr denn 2000) hat, ist wegen seiner hohen Lage und seines kühlen Klimas ein armer Ort. Mais und Baumwolle gedeihen nur in den Thälern am Fuße des Gebirgs, dagegen aber gedeihen in dieser Höhe recht gut Zuckerrohr (?), Tabak, Waizen und Kartoffeln. Das Colegio ist vor mehreren Jahren abgebrannt und bis jetzt noch nicht wieder aufgebaut worden. Die Angestellten wohnen im Dorfe unter Strohdächern. Auch die Kirche, die ärmste der Provinz, ist nur nothdürftig mit Palmenblättern gedeckt. Uebrigens ist dieses Gebäude die längste Kirche in der Provinz und hat ein hohes, steinernes Frontispice, welches durch kunstreiche Bildhauer-Arbeit verziert ist. — Das heutige Santiago wurde von den Missionären selbst gegründet statt des alten Dorfes gleiches Namens, welches 7 Legua's südlicher, in einem Thale auf der andern Seite der Gebirgskette lag und schlechtes Wasser hatte, nämlich das des Flusses Agua caliente, der aus einem See auf dem Wege nach Santiago entspringt. Dieser See von einer halben Legua im Umfang enthält warmes und an mehreren Stellen heißes Mineralwasser, wel-

*) Der Gran Chaco dehnt sich von Chiquitos bis zur argentinischen Provinz Santa Fé del Parana aus.

ches stets dampft, und dessen mineralischer Hauptbestandtheil Kalk ist. Doch enthält der See viele und schmackhafte Fische. Das Wasser des Flusses ist sehr hart und sättigt nie, hat aber eine sehr große Klarheit und einen gerade nicht widerlichen Geschmack. Die Einwohner von Santiago bedienen sich der Bäder des Sees mit großem Erfolge gegen rheumatische und gegen sonst fast unheilbare venerische Krankheiten. Uebrigens sieht man die Ruinen des alten Santiago noch jetzt in einer Ebene eine halbe Stunde vom Flusse entfernt. Der Ort heißt jetzt Florida, und Herr Oliden, der Besitzer des Landes Otuquis, hat daselbst ein Landgut angelegt. — Die große Salina von Santiago, welche einen Umfang von einer Legua und vielleicht noch mehr hat, liegt 50 Legua's südöstlich von Santiago und 80 Legua's von San José. Auf dem Wege zu ihr, 8 Legua's vor derselben, befindet sich der isolirte Berg San Miguel, in welchem man äußerst reiche Silber-Minen vermuthet. Von dieser Salina sind es 25 Legua's bis nach Isozo, von da nach Saipuru aber, einem Dorfe der Provinz Cordillera, 20 Legua's; von Saipuru führen Wege nach Chuquisaca, Tarija und Santa Cruz de la Sierra. — Auf der andern Seite der Gebirgskette von Santiago fangen die Wohnsitze der wilden Nationen des Gran Chaco an; die in der Nähe des Dorfes wohnenden Indianer aber thun nie Schaden.

Santo Corazon, 35 Legua's von Santiago und 60 von San Juan entfernt, liegt in einer Ebene am Fuße der Gebirgsketten des Sunsas und des Ataitu, und hat gutes, fließendes Wasser und ein gesundes und heißes Klima. Es enthält an 1000 Seelen. Die Kirche und das Colegio des Dorfes sind schlecht und mit Stroh gedeckt. Im Jahr 1833 hatte Santo Corazon noch 7000 Stück Rindvieh; diese Zahl ist aber seitdem, in Folge von Pest und Vernachlässigung und durch die Verkehrtheit, die Thiere

auch an die andern Dörfer auszutheilen, auf 600 herabgesunken. Die Umgegend ist reich an Flußgold. Von Santo Corazon geht der Weg durch die Ebene vom Marco und vom Jauru nach Villa Maria am Paraguay, welches 80 Legua's von Santo Corazon entfernt ist: die Grenze zwischen Bolivia und Brasilien bildet hier der Fluß Jauru.— Das jetzige Santo Corazon wurde nach der Vertreibung der Missionäre gegründet und liegt 20 Legua's nördlich von dem alten Santo Corazon de Jesus, welches jetzt den Namen Oliden trägt, und von dem noch schöne Ruinen übrig sind. Dieses war zur Zeit der Jesuiten ein reiches, blühendes Dorf mit nahe 3000 Seelen, und lag am Ufer des Tucabaca, welcher 3 Legua's weiter unten, von der Mündung des Agua caliente an, Otuquis heißt. Von hier ging die Schifffahrt nach der Mission Paraguay, und zwei Wege führten, der eine nach Asuncion, der Hauptstadt von Paraguay, der andere nach dem früher zur Intendanz Salta und jetzt zu Bolivia gehörenden Tarija. Nach Florida sind es von hier 16 Legua's.

Die beiden letzteren Orte, Santiago und Santo Corazon, gehören zu der neu gebildeten bolivianischen Provinz Otuquis, welche, 2500 Quadrat-Legua's groß, seit 1832 dem Hrn. Manuel Luis de Oliden als Eigenthümer gehört, und über welche man Näheres in meiner speciellen Beschreibung derselben findet.

3. Die Indianer von Chiquitos.

Alle Chiquiteno's von reinem Blute haben die vierte Hauptfarbe, nämlich die kupferne, welche jedoch etwas ins Weißliche angenehm überspielt, so daß bei der Vermischung mit Weißen die Kinder sogleich weiß werden. Die Gesichtszüge sind im Allgemeinen regelmäßig, einnehmend und sehr oft hübsch. Die Chiquiteno's haben wenig Barthaare; ihr Haupthaar aber ist stark, dick, straff und von pech-

schwarzer Farbe. Das eigentliche und unfehlbarste Unterscheidungszeichen aller Nationen von Chiquitos sind die Augenbraunen, welche nach den Schläfen hin in die Höhe gehen und schon in der Mitte anfangen sich zu verlieren. Die Chiquiteno's sind groß, stark und schlank gewachsen, gehen Kerzen-gerade und sehen Einem offen ins Gesicht, indem sie nicht, wie die Unterthanen der Inka's, den Kopf niederhängen lassen und unter den Augenbraunen hervorschielen. Ihre Brust ist breit und gewölbt. Sie werden gewöhnlich sehr alt, und im höchsten Alter von 100 und mehr Jahren haben sie noch ihre Zähne und ihr Kopfhaar und nur sehr wenig geschwächte Sinne. Krüppel, Blinde, Taube und Stumme von Geburt findet man äußerst selten unter ihnen. Die Weiber sind sehr fruchtbar und waren es früher, wo sie besser behandelt wurden, noch weit mehr. Dieser Segen kommt von ihrer starken Constitution und vom häufigen Gebrauch der Chicha her.

Die Chiquiteno's haben viel natürlichen Verstand, der sie Alles leicht begreifen macht. — Ihr Charakter ist heut zu Tage jämmerlich schlecht. Der Indianer von Chiquitos ist ein Faulenzer; denn durch das Dach seines Hauses dringt ein ganzer Platzregen hindurch, ehe er dasselbe zu repariren sich entschließt, und das von ihm bebaute Feld reicht selten für seinen und seiner Familie Bedarf hin. Er ist äußerst nachlässig; denn fängt der kalte Südwind an zu wehen, so sucht er sich um jeden Preis eine Decke zu verschaffen, weht aber nach 3 Tagen der heiße Nord wieder, so wirft er dieselbe auf die Straße, ohne daran zu denken, daß der Südwind wiederkehren wird.*) Er

*) Ebendasselbe sagt Hr. Carrasco in der oben in der Vorrede angeführten Beschreibung der Provinz Mojos von den Indianern dieses Landes. Es heißt in derselben: „Von den geistigen Anlagen der Mojener kann man behaupten, daß sie noch unentwickelt sind. Ihr Ideenkreis ist ganz beschränkt .... Sie verstehen

ist ein Dieb; denn er stiehlt nicht blos mit den Händen, sondern auch mit den Füßen, und er stiehlt auch Dinge ohne allen Werth, nur um zu stehlen, indem ihm dies fast ebenso, wie das Essen und Schlafen, unentbehrlich geworden ist; er unterrichtet darin seine Kinder, und bringt eines derselben das erste gestohlene Stück nach Hause, so rufen die Eltern freudig aus: „**ané apanaocos** (es hat Verstand)!" Er ist ein Undankbarer; denn um nur nicht Jemand, von dem er Wohlthaten empfangen hat, grüßen zu müssen, biegt er in eine andere Straße ein, wenn er seinen Wohlthäter die Straße herkommen sieht. Er ist ein Spieler; denn beim Huatoros-Spiele*) ist er im Stande, seine und seiner Familie Kleider zu verspielen. Er ist ein dummer Mensch; denn in demselben Spiele setzt er wettend seine Art gegen eine Nähnadel ein, und wenn man ihn auf den Unterschied des Werthes Beider aufmerksam macht, antwortet er: „Jener hat seine Nadel ebenso nöthig, wie ich meine Art". Er ist ein Fresser und Säufer; denn eine einzige Familie von 6 Gliedern ist im

---

es so wenig, aus den gemachten früheren Erfahrungen die Zukunft zu berechnen, daß sie regelmäßig dem Antrieb ihrer augenblicklichen Stimmung folgen, und zeigt sich ihnen irgend ein Vortheil oder ein Vergnügen, so gehen sie demselben nach, ohne an die Folgen zu denken. Obgleich sie sich bemühen, das zu ihrem Unterhalt Nöthige zu erwerben, so lassen sie sich dennoch durch die Entbehrungen und Leiden, welche sie auszustehen haben, nicht dahin bringen, ihren Fleiß zu vermehren oder vorsichtiger zu werden, um künftiger Unannehmlichkeiten der Art überhoben zu sein. Weht der Südwind und empfinden sie den Eindruck der durch ihn gebrachten Kälte, so sind sie eifrig darüber her, sich eine Decke anzupassen, die aber wieder weggethan oder für eine Kleinigkeit fortgegeben wird, sobald der Nordwind sich wieder einstellt." Kr.

*) Der Huatoros ist ein Ball von Gummi elasticum, den die Spielenden mit dem Kopfe einander zuwerfen.

Stande, einen Ochsen in zwei Tagen rein aufzuessen, und sie trinken Brantwein und Chicha so lange, bis sie zu Boden stürzen. Er ist ein Feiger; denn ein einziger wilder Indianer schlägt 20 Chiquiteno's in die Flucht, ja diese laufen schon davon, wenn sie blos den Fußtapfen, sage den Fußtapfen eines Wilden sehen. Ehemals war dies freilich anders, und vor ihren Pfeilen, welche sie in alten Zeiten stets vergifteten, hatten damals die andern Indianer eine solche Furcht, daß, als einst 300 Chiquiteno's als Hülfstruppen gegen die Chirihuana's und Toba's im Gran Chaco gesandt wurden, die Letzteren alle davon liefen, noch ehe es zur Schlacht kam. Uebrigens verstehen die Chiquiteno's noch jetzt furchtbare Gifte zu bereiten, mit denen sie manchmal einen Menschen vermittelst weniger Tropfen in der Chicha vergiften. Der Chiquiteno ist ferner ein händelsüchtiger Mensch; denn er fängt eines Stoßes mit dem Ellenbogen wegen Hader und Streit an. Er ist ein jämmerlicher Christ und voller Aberglauben; denn er betet wie ein Papagei, geht aus der Beichte wie wenn er aus einem Wirthshause kommt, und liebt die Messe der Trommeln wegen und die Kirchenfeste wegen der Saufereien und des Tanzes; und was seinen Aberglauben betrifft, so glaubt er an Heren und an Gespenster-Erscheinungen um 12 Uhr Mittags, und hat eine Menge abergläubischer Gebräuche: so z. B. glaubt er, daß beim Huatoros-Spiel ein gewisses wohlriechendes Kraut, der Soriocos genannt, welches in der Umgegend von San Juan wächst und auch zu einem Liebestrank dient, dadurch, daß man den Ball mit demselben einreibt, gewinnen macht; ferner darf kein Weib den Huatoros anrühren, und fällt derselbe zufällig auf das Kleid derselben (den tipōi), so ist dies ein böses Omen für die Frau, denn eine Schwangere hat dann eine unglückliche Geburt; dasselbe findet — um von vielen andern abergläubischen Gebräuchen bei jenem Spiele nicht

zu reden — Statt, wenn eine Frau mit dem linken Fuß zuerst in die Kirche oder in ihr Haus oder aus demselben tritt. Bei der Geburt eines Kindes findet der Aberglaube ebenfalls vielfache Anwendung: man bindet z. B. dem Kinde am zweiten Tage baumwollene Fäden um Arme, Hände, Kniee und Füße, damit es stark werde, wälzt es 8 Tage nachher auf trockenen, warmen Kräutern, um es abzuhärten u. dgl. m. Der Chiquiteno ist außerdem noch ein arger Sünder in fleischlicher Lust und ein Blutschänder; denn er gibt sich mit so vielen Weibern ab, als er deren habhaft werden kann, und lebt mit der Mutter, Schwester und Tochter. Er ist ein Lügner; denn er läugnet Einem das Stück Fleisch ab, das man ihm in die Hand gibt. Er ist ein schlechter Vater; denn er lehrt seine Kinder stehlen, faulenzen u. dgl. m. Er ist ein schlechter Sohn und Bruder; denn er kümmert sich nicht im allergeringsten um seine Eltern und Schwestern, und prügelt sie noch obendrein. Er ist ein schlechter Gatte; denn die Frau muß für ihn arbeiten und erhält zum Lohne Faustschläge und Fußtritte. Er ist ein Verläumder; denn er spricht schlecht von einem, den er nie gesehen und von dem er nie gehört hat. Er ist ein Betrüger; denn er fordert die Bezahlung für seine Arbeit im Voraus, und gibt man sie ihm, dann gute Nacht Arbeit und Bezahlung!

Mit dem weiblichen Geschlecht verhält es sich in moralischer Hinsicht ebenso wie mit den Männern. Diebstahl und Unzucht füllen bei ihnen, wie bei diesen, die ganze Beichte aus. Die Tochter muß mit ihren Reizen die Eltern ernähren, und hat sie apanaocos d. h. kennt sie den Mann, was gewöhnlich im 8. oder 9. Jahre geschieht, so sagt die Mutter: orchiña cupiquis d. i. ein liebes, folgsames und dankbares Mädchen. Jedoch muß ich zu Ehren des schönen Geschlechts von Chiquitos sagen, und es freut mich, es sagen zu können, daß dasselbe ein

klein, klein wenig besser ist, als das männliche; und ich denke mir als den Grund von diesem kleinen, kleinen Unterschiede folgende zwei Umstände: einmal weil, wie ich überall gefunden habe, das weibliche Geschlecht biegsamer ist als das männliche, und dann weil die starken täglichen Arbeiten desselben ihm nicht so viel Zeit zu Schlechtigkeiten übrig lassen.

Zum Schlusse dieser Schilderung des physischen und moralischen Charakters der Chiquitos-Indianer will ich noch einige, denselben gleichsam instinctmäßig innewohnende oder eine unsichtbare mütterliche Sorgfalt der Natur für sie bezeugende Züge angeben, welche ich bitte nicht für Mährchen oder Uebertreibungen zu halten. Eine Mutter reicht ihren kleinen Kindern ein Gericht von Fischen voller Gräten hin, ohne sich beim Essen derselben im mindesten um sie zu bekümmern, und doch hat man nie gehört, daß eines dieser Kleinen dabei erstickt wäre. Wenn die Indianer, was unter Androhung schwerer Strafen geschehen muß, die Dächer ihrer Häuser repariren, so lauft Groß und Klein mit Feuerbränden in der Hand sorglos zwischen den in den Straßen aufgeschichteten Strohhaufen hin, und doch hört man sehr selten von einer Feuersbrunst. Ebenso geht Alt und Jung bei Tage und bei Nacht baarfuß auf den Feldern und im Wald umher, und doch widerfährt ihnen nur selten ein Unglück durch eine Schlange oder durch einen Tiger, obgleich Chiquitos eine Heimat dieser Thiere ist. In der fürchterlichsten Sonnenhitze arbeitet der Chiquiteno mit bloßem Kopfe auf dem Felde, und stürzt sich mitunter Lasten tragend plötzlich in einen eiskalten Waldstrom, und doch bleibt er dabei gesund. Das Land hat wenige Flüsse, und die Indianer desselben können selten schwimmen, und doch setzen sie manchmal durch reißende Flüße, ohne daß einer von ihnen ertrinkt. Von Zeit zu Zeit kommen Misjahre, deren Härte durch

die Faulheit der Chiquiteno's noch vergrößert wird; allein wie sie einerseits erstaunlich viel essen, können sie andererseits auch den Hunger sehr gut ertragen*): sie laufen dann insgesammt in die Wälder, und siehe, der himmlische Vater ernährt sie alle. Ist die Lebensuhr eines dieser Indianer abgelaufen und der Tod klopft an die Thür seiner Hütte, so nimmt er denselben mit einem Stoicismus auf, der einem Sokrates Ehre machen würde: dann pressen ihm auch die größten Schmerzen keine Klagen aus, er empfängt die heiligen Sacramente, legt sich stille nieder und stirbt mit der Ruhe eines Weisen. —

Was die Sprache der Chiquiteno's betrifft, so ist es den Jesuiten gelungen, eine ihrer Sprachen, nämlich die von San Rafael, zur allgemeinen Landessprache zu machen, gerade wie sie es in Paraguay mit der Guarani-Sprache zu Stande brachten, während sie in Mojos nicht so glücklich waren und dort außer einer Menge Nebensprachen noch jetzt drei Hauptsprachen gesprochen werden. Sehr merkwürdig ist es, daß in Chiquitos die Männer eine andere Sprache haben als die Weiber, und daß beide Sprachen nur in wenigen Wörtern mit einander übereinstimmen: eine höchst sonderbare Eigenthümlichkeit, welche

*) Ebenso sagt auch Carrasco (in der in der Vorrede angeführten Schrift) von den Mojenern: „Sie sind gefräßig bis zum Uebermaß, wenn sie etwas haben, womit sie ihre Eßgier befriedigen können, und so mäßig, wenn die Noth sie dazu zwingt, daß ihre Enthaltsamkeit die der strengsten Eremiten weit übertrifft." Es findet sich diese Erscheinung auf der gleichen Stufe der Cultur oder vielmehr Uncultur so ziemlich überall und erklärt sich aus der Eigenthümlichkeit solcher psychischen Zustände, gemäß welcher Menschen dieser Art ganz in der Gegenwart leben und ebenso, wie sie einerseits beim Reiz des Genusses nicht an die Folgen denken, andererseits in ihrem Stumpfsinne nicht durch die Erinnerung an mögliche Genüsse und durch das Vergleichen der Zustände sich der Entbehrung lebhaft bewußt werden. Kr.

sich selten findet, und die gewiß nicht ohne triftige Gründe von den Jesuiten unangetastet gelassen ward. —

Die Chiquiteno's geben jedem ihrer Kinder einen verschiedenen Namen: so erhält das eine den Namen des Vaters, ein anderes den der Mutter, ein drittes den des Großvaters, der Großmutter, eines Oheims oder einer Tante u. s. w. Alle diese Namen der Individuen haben in ihrer Bedeutung eine Beziehung auf die umgebende Natur, indem sie von vierfüßigen Thieren, Vögeln, Pflanzen, Früchten u. dgl. m. entlehnt sind. —

Die Chiquiteno's haben eine ganz besondere Liebe zur Musik, und durch die Jesuiten, welche neben der Beibehaltung der indianischen auch europäische Musik und europäische Instrumente bei ihnen einführten, wurde das musikalische Talent derselben sehr entwickelt. Es geht dies so weit, daß ich unter Andern fast sagen möchte, alle Chiquiteno's seien geborene Violinisten und Trommler: Knaben von acht Jahren schlagen schon auf das vollkommenste den Wirbel und kratzen auf der Geige. Die nationellen Gesänge dieser Indianer sind monoton, traurig und oft schwermüthig, allein dabei von lieblicher Musik. Die eigentlichen Quellen, aus denen ihre Compositionen entspringen, sind die Vögel und die Weiber. Der Indianer, in welchem das angeborene musikalische Talent productiv thätig ist, prägt sich den Gesang der Vögel ein; und da ein indianisches Weib, wenn es Mais für die Chicha stampft, dabei aus dem Stegreife zu singen pflegt, um sich die Arbeit damit zu versüßen und durch den Tact zu erleichtern, so schleicht jener sich herbei, fängt gleichsam ihre Töne mit seiner Violine auf und phantasirt; und so phantasiren Beide, bis aus dem Gesang der Vögel und des Weibes ein Ganzes entsteht, welches alsdann zu Sang und Tanz accommodirt wird.

Der Tanz der Chiquiteno's ist ebenso monoton und traurig wie ihre Musik. Männer und Weiber zusammen

oder jedes der beiden Geschlechter für sich allein stellen sich in zwei langen Reihen einander gegenüber, fassen sich an den Händen und nähern sich einander singend, dann bilden sie einen Rundtanz, und hört dieser auf, so entstehen wieder jene zwei Reihen; und so geht es die ganze Nacht oder den ganzen Tag hindurch fort. Der Inhalt aller jener Gesänge ist baarer Unsinn: er lautet z. B. „O der schöne Vogel", oder „ich habe ein neues Kleid", oder „mein Bruder braucht Hosen", oder „ich bin durstig, gebt mir Chicha" u. dgl. m. Die Chiquiteno's haben außer jenem noch andere Tänze, welche in ihren Figuren gewöhnlich auf die Jagd Bezug haben; solche sind z. B. der tamorsis d. i. der Geier, der die Küchlein fressen will, der hōputama, die urina (d. i. das Reh) die gejagt wird. Ein anderer Tanz, der manais, wird mit einem großen Kürbis getanzt, der mit Steinen angefüllt ist und tüchtig rasselt.

Jeder Stamm hat seine eigenen Tänze und Gesänge, welche aus dem Heidenthum in das Christenthum mit hinübergenommen wurden, und welche, von den Jesuiten beibehalten und in Musik gesetzt, zum Theil in den Processionen figuriren. Dazu kamen aber durch die Jesuiten auch noch europäische Musik und europäische Tänze. Unter ihnen wurde nicht allein Kirchenmusik einstudiert, sondern die Indianer lernten auch Märsche, Menuets, Walzer, Contra-Tänze (weniger den Fandango, den Bolero und die Landestänze (bailes sueltos) des spanischen Amerika's) spielen und tanzen. Noch heut zu Tage verstehen viele Chiquiteno's, besonders die Weiber, diese Tänze, und ich hörte noch einige Stücke aus alten italienischen Opern, welche sie früher gewiß vollkommener inne hatten. —

Die Heirathen sind bei den Chiquiteno's durch den Umstand besonders interessant, daß bei ihnen jetzt wie früher das Weib den Mann fordern muß. Das Mädchen ging

früher zum Jesuiten-Padre und geht jetzt zum Pfarrer, um ihm zu sagen, sie wolle diesen oder jenen Burschen zum Mann haben. Der Padre ließ den Letzteren rufen, um ihn zu fragen, und dieser sagte gewöhnlich ja, da die Sache meist schon vorher abgekartet worden war. Manchmal scheint aber dies doch auch nicht vorher Statt zu finden; ich hörte z. B. einmal im Zimmer eines Geistlichen einen Burschen dem Mädchen ins Gesicht sagen: „Ich will dich nicht haben, denn du bist sehr häßlich und eine große H...!", worüber das Mädchen in solchen Zorn gerieth, daß sie über den Menschen herfallen wollte und wir uns ins Mittel legen mußten; zwei Tage später fand dasselbe Mädchen einen andern Mann, der ihren Wunsch freundlicher aufnahm und sie heirathete. Die Brautpaare werden vor der Verheirathung durch einen Sakristan in der christlichen Doctrin befestigt, und die Heirathen gewöhnlich am Sonntag des Karnevals geschlossen. Dabei nehmen die sich Verheirathenden ihre Taufpathen auch zu ihren Ehepathen an, obgleich die Geistlichen gegen diesen Gebrauch sich nachdrücklich aussprechen. Unmittelbar nach der Vermählung statten die jungen Eheleute dem Pfarrer ihren Dank ab und machen ihm ein Geschenk von Hühnern u. A. Dann wird getanzt und getrunken; bei Sonnenuntergang aber holt die Neuvermählte ihre Hamaka (Hängematte) und ihre Kleider aus dem Hause ihrer Eltern, und mit Musik und großem Gefolge zieht sie stattlich in das Haus ihres Mannes ein, worauf die Lustbarkeit von neuem beginnt und die ganze Nacht hindurch, sowie die zwei folgenden Tage fortdauert. Während des Gelages erhebt sich hin und wieder ein alter Indianer oder ein Dorfrichter, um aus dem Stegreif eine lange Predigt zu halten, in welcher er gewöhnlich alle Heiligen die Parade passiren läßt, und die mit der Ermahnung an die Neuvermählten endigt, daß sie als gute Christen leben sollten, damit sie nicht einst der Teufel hole. —

Ueber eines und das Andere, was die Chiquitos-Indianer betrifft, wird sich in der nachfolgenden Schilderung Gelegenheit finden noch mehr zu sagen.

4. Die Bekehrung der Chiquitenos durch die Jesuiten.

Die Jesuiten, welche nach Südamerika kamen, waren im Allgemeinen Männer im wahren Sinne des Worts, Leute von weit umfassenden Kenntnissen, von ausdauernder Beharrlichkeit, von hohem Muth und beseelt von einem Geiste, dessen Wahlspruch Siegen oder Sterben! war. Für solche Menschen ist nichts unmöglich. Viele von ihnen verloren das Leben; aber andere stürzten sich mit verdoppeltem Muth in die Wildniß unter Tiger, unter giftige Schlangen, unter Wilde und Anthropophagen (dies ist keine Uebertreibung), und setzten sich standhaft den Gefahren eines ungesunden Klimas, furchtbarer Ueberschwemmungen, einer Unzahl giftiger Insecten und des Hungers und Durstes aus. In weniger als drei Jahrhunderten schickte die Gesellschaft Jesu an 12000 Missionäre, von welchen mehr denn 1000 in den Wildnissen ums Leben kamen.

Ein Missionär erfuhr, daß in einem gewissen Walde eine Horde wilder Indianer hause. Er nahm seine Alforjas auf die Schulter, d. h. einen eigentlich für das Reitpferd bestimmten Zwergsack, in welchem sich einige Lebensmittel, etwas Arzenei, einige zu Geschenken dienende Kleinigkeiten, wie Glasperlen, Taschentücher u. dgl. m., das Brevier und manchmal eine Flöte oder statt derselben oben aufgebunden eine Geige befanden. Den Stock in der einen Hand, das Crucifix in der andern haltend und damit allein ausgerüstet, ohne Feuergewehr, Schwert oder Dolch, marschirte der rüstige Streiter Gottes in Wüsteneien, welche bis dahin noch kein Europäer betreten hatte. Gewöhnlich machte er diese Wanderung allein, manchmal aber

war er von einem auf gleiche Weise ausgerüsteten Bruder Jesuiten begleitet. Nach vielen Drangsalen traf er auf die Indianer-Horde, welche gewöhnlich aus Menschen bestand, die von Tigern, Affen und Schlangen sich nur durch die Gestalt unterschieden. Der Missionär hatte von diesem Moment an eine der gefährlichsten und schwierigsten Aufgaben zu lösen, betrat aber den so äußerst schlüpferigen Weg als der kräftigste und gewandteste Fußgänger. Er war die Höflichkeit selbst, seine Gesichtszüge drückten die größte Freude aus, er machte tiefe und ehrfurchtsvolle Verbeugungen, und wußte dabei mit dem den Jesuiten eigenen Scharfblick in kurzer Zeit die bei dieser Horde gebräuchlichen Höflichkeitsbezeugungen zu erforschen. Mit eben demselben Scharfblick erkannte er bald diejenigen unter den Indianern, welche überwiegenden Einfluß auf die Horde hatten. Nun grüßte er nach einheimischer Sitte, schmückte Haupt und Hals der Häuptlinge mit Glasperlen u. dgl. m., fing an mit den Kindern zu spielen und gab ihnen Einiges von seinen spärlichen Lebensmitteln, lachte, sang und ließ seine Flöte oder Geige ertönen. Manchmal war schon dieser Anfang seiner Wirksamkeit für den Missionär verderblich, und seine Freundlichkeiten wurden mit dem Tode belohnt. Gewöhnlich jedoch fand jenes Verfahren des Jesuiten eine günstige Aufnahme, und dann war das Spiel schon halb, wenn nicht ganz gewonnen.

„Die Indianer waren durch die Erscheinung eines Jesuiten gewiß im höchsten Grade überrascht und wußten sicher nicht, was sie aus einem Menschen machen sollten, welcher allein und unbewaffnet zu ihnen kam, sogleich ihre Begrüßungs- und Höflichkeits-Formen inne hatte, alle ihre Manieren alsbald nachahmte und ihnen Geschenke gab. Und welche Wirkung müssen erst die Töne der Flöte oder Violine auf sie gemacht haben! Einer der Jesuiten — so erzählt man — spielte Tage lang auf der Violine, indem

er die Indianer bat, ihm dafür zu erlauben, daß er ein wenig Wasser auf ihre Köpfe gieße. Das thaten sie aber nicht: sie wollten tanzen, allein nicht sich den Kopf benetzen lassen, obgleich sie doch mitunter Stunden lang im Wasser lagen. Da setzte sich der ihnen so angenehme Musiker betrübt unter einen Baum. Sie umringten ihn und baten, er möchte doch spielen; er aber antwortete: „Ein wenig Wasser, und dann spiele ich so viel ihr wollt!" Da ließen sie sich, um nur die Musik wieder zu hören, alle taufen: der Jesuit taufte und geigte, geigte und taufte, und beide Theile waren befriedigt und seelenvergnügt. Ein ander Mal sagten Missionäre eine Sonnen- oder Mondfinsterniß voraus. Dies erregte bei Allen Lachen; als aber wirklich das Gestirn des Tags oder der Nacht zur bestimmten Zeit sich verdunkelte, da ließen sie insgesammt sich taufen und thaten fortan alles, was der Jesuit forderte. Mancher Missionär nahm, um dasselbe Resultat zu erlangen, seine Kenntniß der Medicin oder auch der Physik zu Hülfe, und erreichte, mit gleicher Zuversicht arbeitend, seinen Zweck. **C'est le premier pas qui coûte.**

Nun war eine solche Indianer-Horde einigermaßen bezähmt und dem Namen nach christlich geworden. Die Missionäre machten es sich jetzt, neben ihren Bemühungen um eine anfangende Civilisirung der Indianer, zu ihrer wichtigsten Aufgabe, die Sprache und die Sitten derselben auf das genaueste zu studieren. Bald nach der Taufe kamen Ladungen über Ladungen von allen möglichen Werkzeugen, Kleidungen, Zierrathen und Bequemlichkeiten, welche unter die Neophyten mit der größten Verschwendung vertheilt wurden. Nun wurde angefangen Häuser zu bauen, zu säen und zu pflanzen und die Indianer-Horde in der Zucht von Kühen, Pferden, Schaafen, Ziegen, Schweinen, Hühnern u. s. w. unterrichtet. Dabei wurden aber die Neubekehrten so wenig als möglich mit Arbeiten be-

schwert, und mehrere Male ließ man Schaaren von bereits civilisirten Indianern herbeikommen, um in der neu zu errichtenden Mission zu helfen. Jetzt auch und erst jetzt wurde bei den Indianern der christlichen Religion Erwähnung gethan: der Missionär gab ihnen einige Nachrichten über die Dreieinigkeit, die Mutter Gottes und die Heiligen, unter welchen Letzteren die jesuitischen besonders hervorgehoben wurden; er errichtete eine Kapelle und führte etwas Messe, etwas Predigen und Beten ein. Der alte Gottesdienst wurde aber noch beibehalten und mit der größten Schonung behandelt: so war z. B. des Morgens christliche Messe, des Nachmittags aber wurde eine ganz andere Messe gehalten, nämlich zu Ehren der alten Landesgötter, wobei der Jesuit wohl auch selbst mitsang und mittanzte. — Langsamen Schrittes, aber ununterbrochen gingen die Arbeiten der neuen Mission ihrem Ziele entgegen. Nach und nach, so daß man es kaum bemerkte und nachher nicht wußte, wie dies zugegangen war, verschwand die heidnische Landesreligion, und der Gottmensch herrschte endlich einzig und allein bei deren seitherigen Bekennern.

Wer die trotzige Hartnäckigkeit und den beinahe viehischen Zustand kennt, die den ganz wilden Stämmen Südamerika's eigen sind, der wird dieses Verfahren der Jesuiten als das zweckmäßigste loben. Waren auch alle ihre Mittel fein, schlau und so zu sagen katzenartig, so sind sie doch unumgänglich nöthig gewesen, um die Bekehrung und Civilisirung der Indianer zu bewirken. Wie ganz anders verfuhren so viele christliche und unchristliche Nationen, welche mit Feuer und Schwert die Wilden bekehrten! Die Waffen der Jesuiten-Missionäre waren Freundlichkeit, Geschenke, Ueberredungskunst, Schlauheit, Muth und Beharrlichkeit. Bedenken wir, was wilde Nationen in Südamerika sind, und bedenken wir die dort den Bekehrern drohenden

Gefahren durch das Klima, die Ueberschwemmungen und Sümpfe, die Wälder, die Raubthiere und die vielen giftigen Thiere, so werden wir bekennen müssen: es waren herrliche Männer, diese Jesuiten-Missionäre; es waren große, rühmliche und segensreiche Thaten, welche sie vollbrachten, und durch die sie alle Thaten eines Cortez, eines Pizarro und so vieler gepriesenen Helden des alten und neuen Continents weit übertrafen; alle diese Helden walteten zerstörend, die Jesuiten-Missionäre dagegen bauten auf; jene nahmen das Leben, diese gaben es. Ich kann die Selbstverläugnung und Aufopferung nicht genug bewundern, welche diese Bekehrer mit fast übermenschlichem Muthe beseelte. Wie viele von ihnen verloren in den Wildnissen von Chiquitos ihr Leben auf gewaltsame Weise! In der Nähe des Dorfes Concepcion, an dem Ufer des gleichnamigen Sees wurde einst ein Jesuit von den Wilden mit Pfeilen erschossen. Des Nachts kehrten dieselben zur Stätte zurück und fanden den Getödteten in einer knieenden Stellung und mit gefalteten Händen, dem Anscheine nach betend. Die Legende erzählt, daß feurige Strahlen aus seinen Wunden hervorgeschossen seien, daß die Indianer, hierdurch erschreckt, eine Botschaft an den nächsten Jesuiten gesandt hätten, und daß auf diese Weise ein ganzer großer Indianer-Stamm, welcher später von den Jesuiten stets für einen der sanftmüthigsten erklärt ward, mit den Aeußerungen der tiefsten Reue zum Christenthum übergetreten sei. In der Sakristei der Kirche von Concepcion befindet sich noch ein altes Gemälde, auf welchem jenes Ereigniß abgebildet ist. Ich halte nicht viel von Wundern und von Legenden, und ich will durch die Erzählung dieses Vorfalls, welcher, das Wunderbare abgerechnet, durchaus wahr ist, nur zeigen, daß diese Missionäre Menschen waren, die dem Tode furchtlos ins Auge blickten, und daß durch jene Bluttaufe 2600 Wilde zu Menschen umgeschaffen wurden.

5. Stellung der Indianer zu den Jesuiten im Allgemeinen.

Ehe wir die Einrichtung der Missions-Dörfer und das äußere Leben ihrer Bewohner beschreiben, müssen wir zuerst im Allgemeinen das Verhältniß schildern, in welches die Indianer durch ihre allmählige Bekehrung und Civilisirung zu den Jesuiten traten, weil die Beschaffenheit jener beiden Dinge hierin begründet war.

Die Indianer eines Missions-Dorfes hatten in dem ihnen vorgesetzten Jesuiten zugleich ihren Herrn, Herrscher, Gesetzgeber, Richter, Priester, Schullehrer, Arzt und Handwerk-Meister: alle Beziehungen des äußern und inneren Lebens hatten in seiner Person gleichsam ihren Anfangs- und Ausgangspunkt, alle weltliche und geistliche Gewalt war in ihm concentrirt.

Beim Aufbau eines Dorfes vereinigten sich manchmal bis zu 4 Jesuiten zur Leitung desselben, und überhaupt unterstützten sich die Missionäre gegenseitig auf echt brüderliche Weise. Allein eine solche bestimmte gemeinschaftliche Thätigkeit dauerte stets nur kurze Zeit; denn jeder Einzelne hatte für sich allein vollauf zu thun, und es versteht sich außerdem auch von selbst, daß unter den Jesuiten zwar eine große Zahl von solchen Missionären zu finden war, welche in Städten und Dörfern predigen konnten, daß aber solche Universalgenies und Charaktere, wie die Helden der vorliegenden Schilderung waren, überall und immer nicht häufig sind. Gewöhnlich befanden sich in jedem Dorfe zwei Jesuiten, von denen der eine der Rector, der andere der Ayudante hieß. Diese Beiden waren Alles in Einem und Eines in Allem. Sie beherrschten die Gemeinde, waren ihre Seelsorger und Aerzte und zugleich die Lehrer und Leiter ihrer Arbeiten; denn die Grundsätze der Gesellschaft erlaubten nicht, sich fremder

Gelehrten und Handwerker zu bedienen, und unter den Missionären war kein einziger, der nicht mehrere Wissenschaften, Künste und Gewerbe gründlich verstand. Sie selbst unterrichteten die Bewohner ihres Dorfes in allen Handwerken und Handthierungen, im Mauern, Zimmern, Kalk- und Ziegel-Brennen, Schmieden, Gießen, Löthen, Drechseln, Gerben, Wachsbleichen, Spinnen, Weben, Färben, Schustern, Schneidern, Sticken u. s. w. Sie waren ferner die Lehrer derselben im Ackerbau und in der Viehzucht, im Beten und Singen, in der Musik überhaupt, im Zeichnen und im Malen.

Das ganze Dorf arbeitete einzig und allein für die Missionäre, und die ganze Ernte, alles Vieh und alle Erzeugnisse der Gewerbsthätigkeit gehörten den Padres; der Indianer besaß durchaus kein Eigenthum. Er stand unter der immerwährenden Vormundschaft jener, er erhielt aber stets alles Nothwendige von ihnen, und es mangelte ihm durchaus nie an dem zum Leben Nöthigen. Jede Familie erhielt tagtäglich eine hinlängliche Portion frischen Fleisches nebst Salz, sowie Mais, Reis, Yuca, Platanos u. A. und jeden Sonnabend Seife zum Waschen. Brauchte ein Indianer für sich und seine Familie Kleidung, so begab er sich deshalb zum Padre und erhielt sie. Erkrankte einer, so war der Jesuit zu jeder Stunde des Tags und der Nacht bereit, sich zu ihm zu begeben und ihm als Geistlicher sowie als Arzt zu dienen; denn jeder Missionär ohne Ausnahme verstand die Heilkunde. Jedes Quartier hatte zwei alte Indianer, Cruzeros genannt, welche einen Stab mit einem Kreuze oben als Abzeichen trugen und die Obliegenheit hatten, stets die Häuser zu durchgehen, um zu erforschen, ob einer krank oder sterbend sei, und dann dem Padre Anzeige davon zu machen. Für die Kranken wurde im Colegio besonders gekocht, und wenn das Essen fertig war, d. h. um 10 Uhr Morgens, wurde mit einer

Glocke ein Zeichen gegeben, und nun erschienen die Angehörigen der Kranken an der Thür des Colegio und erhielten eine nahrhafte Suppe mit Fleisch und Zugehör. Es gab zwar auch ein Hospital, aber in dieses wurden, wie ich glaube, nur solche Kranke gebracht, welche keine oder schlechte Verwandte hatten, oder die ausdrücklich darum baten. Alle, welche das mal lazarino*) bekamen, wurden sogleich in ein besonders dazu eingerichtetes, eine Legua vom Dorfe entferntes Haus gebracht und dort verpflegt.

6. Dörfer, Gebäulichkeiten und Straßen in Chiquitos zur Zeit der Jesuiten.

„Durch Wildnisse drang ich in die Provinz Chiquitos ein, und wie durch einen Zauberschlag sah ich plötzlich Prachtgebäude vor mir erscheinen. Ueberrascht und staunend frug ich mich selbst: „Wo bist du? im Inneren von Südamerika? in dem weiten, einsamen Lande, zu welchem kaum einige Wege führen, und das fern liegt von den Wohnsitzen der Cultur und des gesitteten Lebens?“ —„Obras de los Jesuitas (Werke der Jesuiten)!“ rief mir mein Gefährte zu. Diese Worte brachten mich wieder zu mir, und ich faltete die Hände und betete ein stilles Vaterunser für die Abgeschiedenen.“

Jedes von den Jesuiten gegründete Dorf wurde in Quartiere (parcialidades) eingetheilt, weil oft 2, 3 bis 6 verschiedene Völkerschaften in Einem Dorfe wohnten; und jedes Quartier wurde nach dem Namen seiner Völkerschaft benannt. So hat z. B. Concepcion 6 Völkerschaften und 6 Sprachen, San José 3, San Juan 2, Santiago 2 und Santo Corazon 2 Völkerschaften und

*) Wahrscheinlich den Aussatz.

Kr.

Zungen. Jedes Dorf war in regelmäßige Quadrate abgetheilt, welche von geraden und breiten Straßen durchschnitten wurden. In dem Mittelpunkt des Dorfes wurde ein großer viereckiger Platz angelegt, in dessen Mitte ebenso, wie da, wo zwei Straßen sich durchkreuzen, ein hohes Kreuz errichtet wurde (das des Platzes von San José ist von Stein, und zwar aus Einem Stücke). Auf diesem Platze wurden die Kirche, das Colegio, das Hospital und die Häuser der Alkalden erbaut. In Chiquitos hatte jede Familie ein besonderes Haus, und dieses bestand aus einem Zimmer und einem Schlafgemach und hatte ein Strohdach; in Mojos dagegen wohnten mehrere Familien in Einem Hause zusammen*).

Jedes Dorf hatte außer den zum Colegio gehörenden Gärten noch 6—8 andere, welche gleich jenen alle Arten von Obstbäumen, Küchengewächse, Färbepflanzen und Arzeneikräuter enthielten, und jeder Garten hatte seinen besondern Gärtner, sowie das Federvieh des Ortes seinen besonderen Aufseher hatte: es waren dies gewöhnlich alte Indianer. Nahe beim Dorfe befanden sich die Kalk-, Ziegel- und Backstein-Brennereien, die Gerberei und der Säge-Platz.

Die Kirche und das Colegio, welche, wie gesagt, auf dem freien Platze des Dorfes erbaut wurden, sind mit Mauern umgeben. Der Haupteingang in das Colegio ist auf der Seite des Platzes und befindet sich manchmal unter dem Kirchthurm. Man gelangt durch denselben in einen großen Hof, in dessen Mitte sich ein hohes Kreuz oder ein Sonnen-Quadrant befindet, welcher dagegen in dem

*) Carrasco (in der oben angeführten Schrift) sagt von den Mojeno's: „Ihre Wohnungen sind große Hütten, welche Quartiere heißen und aus Rohr, Stroh und Palmenblättern verfertigt sind. In einer jeden wohnen 10 — 12 Familien, meistens ohne durch besondere Scheidewände von einander abgesondert zu sein."

Colegio einiger Dörfer im zweiten Hofe aufgestellt ist. Rings um den ersten Hof laufen Corridore, welche mit Geländer versehen sind; und auf der einen Seite des Hofes sind die Zimmer und Säle des Colegio, auf der andern steht die Kirche, so daß man bei Regenwetter, ohne naß zu werden, aus den Zimmern in die Messe gehen kann. Alle Corridore und Wohnungen sind mit Backsteinen ausgelegt, und diese Backsteine haben in jedem Colegio eine andere Form. Alle Dächer sind mit Hohlziegeln gedeckt, flache Ziegel habe ich nie bemerkt. Was die Bauart betrifft, so zeigen schon die Worte **Obras de los Jesuitas** deutlich an, daß Alles symmetrisch und dauerhaft gebaut ist, gebaut für eine Ewigkeit. Die Jesuiten, welche nie an eine dereinstige Vertreibung dachten, arbeiteten mit der Liebe, welche jeden beseelt, der für sich und seine Nachkommen baut. Alle Zimmer sind hoch, und viele sind mit Decken versehen, obgleich in einem so heißen Klima die Decken sehr lästig und beschwerlich sind. Thüren und Fenster sind nach urelterlicher Weise künstlich geschnitzt und eingelegt. Ebenso sind die Möbel nach alter Mode gearbeitet und sehr massiv: zwei Männer sind nöthig, um einen Stuhl, und 4 Männer, um einen Tisch von einer Stelle an eine andere zu bringen. — Durch einen kurzen, bedeckten Gang kommt man aus dem ersten Hof in den zweiten. Dieser ist noch größer als jener und ebenfalls von Corridoren mit Geländer umgeben. Hier war stets ein reges Treiben; denn in diesem Hofe stand die Zuckermühle (**trapiche**), und in den Zimmern um denselben befanden sich die mit der Zuckersiederei, welche 4 — 5 Kessel hatte, Beschäftigten, die Grobschmidte, die Silberschmidte, die Zimmerleute, die Schreiner, die Drechsler, die Wachsbleicher, die Gerber, die Weber (mit 40 — 50 Webstühlen), die Schuster und die Schneider: ein wahrer Ameisenhaufen; denn **ora et labora** war der Wahlspruch der Missionäre.

Dieser zweite Hof hatte auch eine Thür auf die Straße, und nahebei befand sich der Stock für die Sträflinge. Rechts und links von diesem Hofe lagen die Gärten des Colegio, und in einem derselben befanden sich die tendales d. h. 8—12 lange, aber schmale, gemauerte Gerüste, um das Wachs zu bleichen.

Die Kirche, jedesmal ein Meisterwerk für eine Mission sowohl in Betreff der Bauart, als der Sculptur und Malerei, ist erhaben und groß. Sie hat fünf Eingänge. Die Hauptthür derselben ist nach dem Platze des Dorfes hin und mit einem Corridor und Geländer umgeben; durch sie geht das weibliche Geschlecht in die Kirche. Die zweite Thür, durch welche alle Männer eintreten, verbindet das Innere der Kirche mit dem ersten Hofe des Colegio. Die dritte Thür liegt der zweiten gegenüber und führt auf den an die Kirche stoßenden Friedhof. Der vierte Eingang befindet sich wieder am ersten Hofe und ist für die Musiker und Sänger bestimmt, welche durch ihn vermittelst einer Treppe auf das Chor gelangen. Der fünfte endlich führt aus eben demselben Hofe in die Sakristei und dient für alle bei der Messe Bediensteten. Jede Kirche der Jesuiten-Mission Chiquitos hat zwei Reihen Säulen, theils zur Zierde, theils um das Dachwerk zu stützen. Wenn man durch den Haupteingang in die Kirche tritt, so sieht man links das Bautisterio (die Taufkapelle), zu beiden Seiten die Beichtstühle und in der Mitte an einer Säule die Kanzel und an den Seiten die Neben-Altäre. Das Presbiterio war stets überaus reich verziert, ebenso der Haupt-Altar. Auf die Nische, in welcher das Allerheiligste aufbewahrt wird, fällt das Tageslicht, was einen schönen Effect hervorbringt. Ebenso verhält es sich mit dem Haupt-Altar, auf welchen, wenn die Sonne aufgeht, die ersten Strahlen derselben, gerade durch den Haupteingang hindurch, fallen, so daß der am Altar stehende Geistliche in

einer goldenen Glorie, in einer Art von Rosenlicht strahlt: eine äußerst glückliche Idee, welche ebenfalls eine große und tiefe Wirkung hervorbringt. Stühle und Bänke finden sich in der Kirche nur nahe am Presbiterio für die Angestellten.

Neben der Kirche liegt der Friedhof; denn die Jesuiten ließen die Todten nie in der Kirche selbst begraben. Er war ein großer, schöner Garten, von hohen Palmen beschattet und mit wohlriechenden Blumen, gewöhnlich margaritas (Maßlieben?), bepflanzt, und in der Mitte stand ein hohes Kreuz. Wenn eine Leiche der Erde zurückgegeben war, wurde das sehr tiefe Grab zugeschüttet und dann mit einem Stampfer dem übrigen Boden gleich geebnet, so daß der ganze Friedhof stets wie eine blumige Ebene aussah.

Der Kirchthurm, welcher sich gewöhnlich auf der einen Seite befand, war von schöner Bauart. Der von San Rafael und der von San José, welche von Stein und Kalk erbaut sind, zeichnen sich durch ihre Höhe und Schlankheit aus. Die Glocken, welche alle in der Mission gegossen wurden, sind von schönem Klange und von allen Größen, und in jedem Thurm befinden sich je 6 bis 12. Der Glöckner, in dessen Hände alle Stränge zusammen laufen, läutet alle Glocken zu gleicher Zeit, so daß halb ein Geläute und halb ein Glockenspiel entsteht.

Auf der andern Seite der Kirche ist die Misericordia angebaut. Neben dieser Kapelle, in welche die Todten hingelegt werden, und von wo der Geistliche sie nach der Kirche abholt, ist die Bet-, Sing- und Musik-Schule. —

Die Wege und Brücken waren unter den Jesuiten stets im besten Zustand, ebenso die Ramada's, d. h. die an den Wegen für die Reisenden erbauten offenen Häuser, von welchen mehrere mit Ziegeln bedeckt waren, wie z. B. noch jetzt die zwischen Concepcion und San Miguel befindliche. — Uebrigens bemerke ich gelegentlich, daß, wenn

ein Jesuit verreiste, seine erste Tagereise nicht weiter ging als aus seinem Zimmer in den Hof. Hier ließ er sich nieder, kochte und schlief wie in einer Ramada oder auf freiem Felde, und erst am zweiten Tage reiste er aus dem Colegio und Dorfe weiter: eine kluge Einrichtung; denn hatte er etwas vergessen, so ward er dies am ersten Tage gewahr und konnte es sich noch herbeischaffen.

7. Aeußeres Leben und Beschäftigung der Indianer unter der Herrschaft der Jesuiten.

Die Indianer arbeiteten, wie schon bemerkt ward, nicht für sich, sondern für die Jesuiten, und erhielten alles zum Leben Nöthige, wie Kleidung, Speise u. s. w., von diesen.

Die Kleidung der Indianer bestand für die Männer aus der camiseta, d. h. einem bis unter die Knice reichenden Hemde ohne Kragen und mit kurzen Aermeln, und aus Hosen; für die Weiber aus einem Hemde, tipōi oder naībi genannt, welches vom Halse an, ohne einen Ausschnitt zu haben, bis an die Knöchel ging und ebenfalls kurze Aermel hatte. Diese Kleidungsstücke wurden alle im Lande fabricirt, und der Stoff derselben war einfaches, weißes Baumwollenzeug (lienzo) oder, wie gewöhnlich bei der Kleidung der Dorfrichter, Kirchendiener u. dgl. m., doppeltes und gestreiftes Zeug (listado, macāna).

Die Nahrungsmittel, welche die Indianer tagtäglich erhielten, sind bereits oben (§. 5.) angegeben. Ebenso ist dort auch das Nähere über die Krankenpflege mitgetheilt.

Was das Verhältniß der Geschlechter zu einander betrifft, so waren die Männer stets streng von den Weibern abgesondert, sowohl bei allen Arbeiten, als auch in der Kirche und in den Processionen. Auch durfte zur Zeit der Jesuiten kein Weib das Colegio betreten, außer

an den wenigen Vormittagsstunden der drei Festtage des Schutzheiligen des Dorfs. Hatte ein über 10 Jahre altes Mädchen ein Anliegen im Colegio vorzubringen, so mußte es an einem im Corridor des Haupt-Eingangs der Kirche befindlichen Seile ziehen, welches mit Glocken in Verbindung stand, die in den Zimmern der Jesuiten und an der Sakristei hingen, und von denen die Glocke der Sakristei (in welcher Tag und Nacht stets zwei Diener abwechselnd anwesend waren) für die Kranken-Anzeige bestimmt war. Beim Anziehen einer Glocke erschien sogleich der Jesuit oder ein Kirchendiener an der Thür, um nach dem Begehren des Läutenden zu fragen.

Das Heirathen war in der Mission Gesetz. Die Jesuiten duldeten durchaus keine Unverheiratheten: der Jüngling mußte sich im 14., das Mädchen im 12. Jahre verheirathen, und die Wittwer und Wittwen nach 6 Monaten wieder in den Stand der Ehe treten. Für die Vermehrung der Population vermittelst der Ehe wurde nicht allein hierdurch gesagt, sondern auch noch durch ein anderes Mittel. Alle Eheleute nämlich mußten, so lange sie noch keine Kinder hatten, kurzes Haar tragen, und eine Frau oder ein Mann durften erst von dem Augenblicke an, wo ihre Ehe diesen Erfolg hatte, das Haar wachsen lassen. Langes Haar war deshalb ein Ehrenzeichen, und es war Allen angelegentlichst darum zu thun, dasselbe zu erhalten. Dieses wickelte man in einen Zopf, zur Kirche aber und bei religiösen Festlichkeiten ging man mit aufgelöstem und schön gekämmtem Haare. Dabei hatten jedoch die Chiquiteno's nicht, wie die Indianer in Mojos, Guarayos und Apolobamba, den Gebrauch sich das Haar mit Palmenöl einzureiben, welches zwar, wie behauptet wird, die Haut rein und das Haar stark und etwas weicher macht, allein einen so sehr schlechten Geruch hat, daß ich, als ich zum ersten Male eine Masse Palmenöl

roch, fast ohnmächtig wurde. Uebrigens ist es jetzt in Chiquitos Mode geworden kurzes Haar zu tragen, indem die Nachfolger der Jesuiten die Beziehung, welche diese der Tracht der Haare gaben, aus Kurzsichtigkeit fallen ließen.

Die Handwerke und Fabrikarbeiten, welche in den Dörfern der Mission getrieben wurden, haben wir bereits oben (§. 5.) angegeben.

Was die Gärtnerei betrifft, so wurden, außer den Küchenkräutern und den Farbe- und Arzneipflanzen, in den Gärten viele Arten von Obst gezogen, namentlich Apfelsinen, Citronen, Lima's, Quitten, Tamarinden, Feigen und Trauben. Diese Obstarten pflanzten die Jesuiten wo sie nur konnten. Es gab sogar einige Missionäre, welche Obstkerne und andere Samen stets bei sich führten und auf Reisen und Promenaden überall, wo es nur passend schien, aussäeten.

Der Ackerbau war von den Jesuiten so eingerichtet, daß aus einer weisen Vorsicht mehr gesäet wurde, als für die in Aussicht genommene Ernte nöthig war, indem man nämlich den Ausfall durch Diebstahl der Indianer, den Schaden durch Vögel und andere wilde Thiere und die Möglichkeit einer schlechten Jahreszeit in Anschlag brachte. Alle Aecker (chacos) enthielten Mais, Reis, Yuca, Platanos, Zuckerrohr, Baumwolle (weiße und gelbe), zapallos, hocos, mani, Tabak, Bohnen, Erbsen u. s. w. Kaffee wurde wenig, Cacao gar nicht gebaut, Letzteres deshalb, weil Cacao der Hauptartikel von Mojos war und die einzelnen Länder der Jesuiten nach einem bestimmten, auf das Handelsinteresse des Ordens sich beziehenden System bebaut wurden.

In Betreff der Viehzucht wurde eine ganz besondere Sorgfalt auf die Pferde und Maulthiere verwandt. Die Padres besaßen viele und große Estancia's (Meiereien); und man kann sich von dem Reichthum derselben

einen Begriff machen, wenn man bedenkt, daß jedes Dorf stets 3—4 Peara's (eine Peara hat 10 Maulthiere) und 50 Pferde bereit hatte, um die Landesprodukte auszuführen und dagegen die Bedürfnisse aus dem Ausland heim zu bringen. Die Ochsen wurden nicht allein zum Ziehen, sondern auch zum Tragen abgerichtet; und wie viel Fleisch bedurfte man nicht, um die tägliche Austheilung von Fleisch machen zu können, zumal da die Jesuiten keine kleinen Stücke gaben, an Festtagen und bei Besuchen noch mehr gebraucht ward und viele Thiere durch Verirrung, Diebstahl, Tieger, Schlangen, Seuchen, eintretende Ueberschwemmungen oder durch die Hitze der trockenen Jahreszeit verloren gingen! Wenn ich bedenke, wie groß noch 1831 der Viehstand von Chiquitos war, und die Zahl des noch jetzt in Paraguay und Mojos vorhandenen Viehs zusammen rechne, so muß ich auf einen enormen Vieh-Reichthum des Landes in jenen frühern Zeiten zurückschließen. Heut zu Tage hat Chiquitos kaum 6000 Stück Rindvieh und 200 Pferde. Uebrigens gab es auch eine große Menge Schafe, Ziegen, Schweine und andere Thiere, und jedes Dorf hatte sein Federvieh, über welches gewöhnlich ein alter Indianer als Aufseher gesetzt war.

Die Arbeiten wurden den Indianern so angenehm als möglich gemacht. Mit Musik zogen dieselben auf das Feld, mit Musik aßen sie zu Mittag, und mit Musik zogen sie am Abend in das Dorf zurück. Auch bei sonstigen Beschäftigungen spielte die Musik eine Rolle: so war z. B., wenn ein großer Baumstamm ins Dorf gebracht wurde, derselbe nicht blos mit Bändern und Blumen geschmückt, sondern es ertönte dabei auch Gesang, Instrumentalmusik und Glockengeläute, und ebendasselbe geschah bei der Errichtung eines Kreuzes und andern Gelegenheiten.

8. Regierung und Beherrschungsmittel der Jesuiten in Chiquitos.

Welch eine herkulische Arbeit war es, rohe Wilde an unausgesetzte und regelmäßige Arbeit zu gewöhnen, sie in allen Handwerken zu unterrichten und von ihnen einen so blinden Gehorsam zu erzwingen, wie es den Jesuiten gelang! Welche Geduld und Beharrlichkeit gehörte dazu! Denn wurde der Jesuit ungeduldig, oder wandte er sich, ehe die Indianer soweit gebracht waren, zu Scheltworten oder gar zu Schlägen, dann liefen sicherlich alle diese Christen von gestern in der nächsten Nacht in ihre Wälder zurück, und aus diesen sie wieder herauszulocken war sehr schwer. Die Jesuiten hatten stets eine Abneigung sich der Hülfe von Soldaten zu bedienen, welche Antipathie vielleicht wohl auch noch durch andere besondere Gründe verstärkt ward. Was sie in Bezug auf militärische Mittel manchmal thaten, war, daß sie ein widerspenstiges Dorf plötzlich von andern gezähmten Indianern umringen und jedem der Rädelsführer 100 Prügel geben ließen. Dabei blieb man aber stehen, und auch dies geschah nur im äußersten Nothfall; denn ein solches Verfahren war immer bedenklich und konnte leicht den gänzlichen Untergang eines kaum erst entstandenen Dorfes nach sich ziehen. Uebrigens konnten die Missionäre bei einer solchen Maßregel stets mit Zuversicht auf einen Theil der übrigen Indianer zählen; denn die durch Sprache und Sitten in viele kleine Stämme getheilten Chiquiteno's waren von Haß gegeneinander erfüllt und bekriegten sich früher gegenseitig mit wahrer Wuth, so daß diese Zwietracht den Jesuiten sehr zu Statten kam.

War ein Dorf einmal ganz eingerichtet und der Indianer an seine tägliche Arbeit gewöhnt, so war es ein Leichtes, sich den Gehorsam und die Ehrfurcht zu verschaffen und zu erhalten, welche zum Gedeihen, sowohl ei-

nes Staates als auch eines bloßen Fleckens unumgänglich nothwendig sind. Die beiden Herrn des Dorfes, der Rector und der Ayudante, suchten einige ältere, fleißigere und verständigere Indianer aus, welche sie zu Alcalden ernannten und zur Vollstreckung ihrer Befehle gebrauchten. Da nun die Indianer überaus große Freunde vom Befehlen, von Würden und Aemtern sind und ein Stock in der Hand ihnen über Alles geht, so sind sie natürlich jedem, der ihnen eine Würde geben und nehmen kann, mit Leib und Seele ergeben, und man erlebt es auch jetzt noch, daß ein indianischer Beamter, wenn ihm sein Stock abgenommen wird, sich voll Kummer in die Hamaka legt und nach und nach sich abzehrend stirbt. Ein anderer Hebel und der eigentliche Haupt-Hebel war die Religion, und es ist ja bekannt, daß niemand diesen besser zu gebrauchen verstand als die Jesuiten. Auch betrachteten die Indianer dieselben wirklich stets als Geschöpfe höherer Art, und sie hatten eine Ehrfurcht vor ihnen, die wohl mehr an Furcht, als an Liebe grenzte. Ferner war bei den Missionären Alles grandios, mystisch und geheimnißvoll. Der Rector hielt sich fast stets in seinem Zimmer, und zwar bei halboffener Thür, so daß im Innern ein magisches Halbdunkel herrschte. In der Wand waren Blenden angebracht, welche von Thüren und Fenstern bedeckt wurden, um Lichter zu verstecken und dann schnell die Zimmer zu erleuchten. Ging der Rector aus, so war er stets im vollen Ornat des Jesuiten, einer halb weltlichen, halb geistlichen Tracht, die ich wohl leiden mag, und welche gewiß unter allen Mönchstrachten die angenehmste und geschmackvollste ist. Das Kreuz wurde ihm wie einem Erzbischof vorgetragen, über sein Haupt ward ein großer, prächtiger, seidener Schirm gehalten, und die Acolitos (Knaben, welche bei der Messe dienen) umgaben ihn mit ihren rothen und weißen Gewändern geschmückt. Der Ayudante war öfter sichtbar, denn er hatte

eigentlich die Leitung des Dorfes. Stets nett, reinlich und reich gekleidet, mit seiner Priestermütze (bonete) auf dem Haupt und in der einen Hand das Kreuz, in der andern eine kurze Peitsche haltend, trat er befehlend auf; denn die Zeit der Widerspenstigkeit war zu Ende und die der Lämmer-Sanftmuth hatte angefangen. Auch fehlte es jetzt nicht an Prügeln, wiewohl sie allerdings selten nöthig waren, da ein solches Dorf wie eine aufgezogene Uhr seinen steten regelmäßigen Gang ging. Das Minimum der Schläge war 50; doch wurden gewöhnlich 100 gegeben. Das Beten, die Musik und die kirchlichen Festlichkeiten, welche Dinge Haupträder in dieser priesterlichen Uhr waren, werden wir unten in besonderen Abschnitten beschreiben.

Ein Hauptmittel der Beherrschung war die regsame Thätigkeit, in der man die Indianer zu erhalten wußte, und welche auch, da die Jesuiten ebenso kluge Haus- und Landwirthe, als gewandte Kaufleute und geschickte Herrscher waren, für das pecuniäre Ergebniß der Missionen trefflich rentirte. **Ora et labora!** hieß der Wahlspruch des südamerikanischen Jesuiten: nichts haßte er so sehr als Nachlässigkeit oder gar Faulheit, er selbst war ein Muster unverdrossener Thätigkeit und Arbeitsamkeit, und sein Beispiel wirkte so sehr, daß sogar Kinder und alte Leute nach dem Maße ihrer Kräfte arbeiteten. „Die Faulheit ist die Mutter aller Laster und die Arbeitsamkeit die aller Tugenden; jene ist der Sessel, auf welchem der Teufel in der Hölle sitzt, diese der Thron, den die Heiligen im Himmel inne haben!“ — sind Worte, die man oft in jesuitischen Manuscripten findet. Woher hätten nun die Indianer Zeit und Muße hernehmen sollen, um Störungen zu machen und Rebellionen anzuzetteln?

Von besonderer Wichtigkeit für die Jesuiten-Herrschaft in Südamerika war die Art und Weise, wie man sich gegen die Nachbarländer und gegen Europa stellte. Ein

Haupt-Grundsatz der Jesuiten war, die Missionen soviel als möglich vor der spanischen und päbstlichen Herrschaft verborgen zu halten und keinen Handel und Wandel mit den benachbarten Ländern zu gestatten. Die Größe ihrer Macht und ihres Reichthums und die innige Verbrüderung untereinander halfen ihnen, jene beiden gefürchteten Oberherrn ihrer eigenen Herrschaft gegenüber in einer Art von Ohnmacht zu erhalten. Sie erkannten zwar den Pabst und den spanischen König als ihre Oberhäupter an, allein im Grunde geschah dies nur nominell und pro forma. Sie zahlten dem Letzteren jährlich einen Piaster für jeden einzelnen Indianer ihrer Missionen; das war aber auch alles, was sie als seine Unterthanen ihm leisteten, und da niemand die indianische Bevölkerung zählen konnte, so entrichteten sie diese Kopfsteuer vermuthlich ganz und gar willkürlich. Kein weltlicher und kein geistlicher Visitator, kein Gouverneur und kein Bischof betrat die Missionen. Die Jesuiten in Madrid und in Rom stellten die Lage ihrer südamerikanischen Brüder stets als die traurigste vor; die armen Padres, hieß es, hätten kaum ein Hemd, um ihre Blößen zu decken, schliefen unter Schilfdächern, äßen nichts als Wurzeln u. dgl. m.; und den Beichtvätern der Kaiser und Könige, den Inhabern so vieler Universitäten und Collegien, den Besitzern von Millionen, den allgewaltigen Söhnen Loyola's mußte man doch wohl Glauben schenken!

Man hatte ferner die Politik, vorzugsweise Jesuiten von nicht-spanischer Abkunft in die Missionen von Südamerika zu ziehen; und es ist in der That auffallend, wie wenige spanische Missionäre in den (wenn man sie so nennen kann) spanischen Missionen Südamerika's anzutreffen waren, obgleich doch gerade Spanien dem Jesuiten-Orden eine so große Zahl von Mitgliedern gab. Dies hatte seinen guten Grund. Der spanische Missionär war Spanier und ein Unterthan der Krone dieses Landes, und konnte deshalb,

theils durch Nationalgefühl, theils durch verwandtschaftliche Verhältnisse, theils durch rein politische Rücksichten bewogen, eher zum Verräther werden, als der deutsche, italienische und französische Jesuit, welche durch kein Band an Spaniens Ruhm und Glück, an seinen König und seine Bewohner gefesselt waren. Daher findet man denn auch noch jetzt so viele Spuren von Missionären dieser Nationen in Chiquitos. Ich sprach indianische Greise, die sich noch eines, wie sie sich ausdrückten, **Jesuita aleman** erinnerten, welcher steinalt war, nie das Fest des Schutzheiligen eines Dorfes versäumte und von weither zu demselben reiste, um nur mit den Kindern zu spielen; dieser ehrwürdige Greis wurde auf allen seinen Reisen in der Mission von den Indianern getragen, um welche Ehre sie sich oft balgten, denn „**mucho se hizó guerer** (er wurde sehr geliebt)" sagten die alten Leute zu mir. Die Missionäre in San José, San Ignacio und Concepcion waren, wie man mir erzählte, Deutsche; ich selbst konnte mich vermittelst der dortigen Bücherreste nicht darüber vergewissern, da die Bibliotheken dieser Dörfer dergestalt zerstückt und verstümmelt sind, daß sie wenig Aufschluß darüber geben. Die Jesuiten von San Juan, Santiago und Santo Corazon waren Deutsche und Italiener; das ersieht man aus den dort gefundenen Büchern und Manuscripten, unter welchen ich in den beiden letzteren Dörfern vorzugsweise viele italienische und deutsche fand, namentlich auch Blätter von Gellert, Utz, Opitz, Reuchlin und Hutten und überraschender Weise auf einem halben Bogen einige Strophen des bekannten Liedes von Luther „Eine feste Burg ist unser Gott!" — Man könnte nun zwar denken, daß der Orden der Jesuiten seine Genossen auf das engste miteinander verband und den spanischen Jesuiten mehr gegen seinen General und seine andern Vorgesetzten, als gegen König, Vaterland und Blutsverwandte gehorsam und Rücksicht-nehmend machte:

allein obgleich dies sehr wahr ist, so hatten doch die Häupter dieser Gesellschaft zu viel Menschenkenntniß, um nicht zu wissen, daß der Mensch immer Mensch bleibt. Andrerseits war aber auch nicht etwa, wie man ebenfalls denken könnte, zu befürchten gewesen, daß die spanischen Jesuiten durch diese so häufigen Ausschließungen zu Ungehorsam und Rebellion verleitet werden möchten. Es standen ihnen ja andere, weit mehr lockende, gemächlichere und weniger gefährliche Wege offen: Japan und China z. B. waren als civilisirte Länder doch anziehender, als die Wildnisse von Südamerika, und das traurige Schicksal, welches in jenen Ländern die Missionäre erlitten, hatte niemand voraus ahnen können, während die Entbehrungen und Gefahren in diesen von Anfang an jedem klar vor Augen lagen.

Wegen der angegebenen Politik lehrten die Jesuiten von Chiquitos selten spanisch lesen und schreiben, und zu ihrer Zeit hörte man dort kein anderes spanische Wort als das etwa von Ausländern gesprochene. Beten, Beichten, Predigen und Singen, Alles fand in der Sprache der Chiquiteno's statt, und jeder Unterricht wurde in dieser ertheilt.

Auch ließen die Jesuiten in ihren Missionen durchaus keine fremden Reisenden zu, mit alleiniger Ausnahme einiger Kaufleute, in Bezug auf welche man aber folgendermaßen verfuhr. In einigen Dörfern, wie San Xavier, San José und Santo Corazon, waren für dieselben außerhalb des Ortes Ramada's erbaut, die mit allem Nöthigen versehen waren, und in welchen die fremden Kaufleute ihr Absteig-Quartier nehmen mußten. Diese erhielten hier gutes Essen und Trinken und ein gutes Bett und hatten alle wünschenswerthen Gemächlichkeiten, und zwar unentgeltlich, wurden aber so zu sagen wie Staatsgefangene bewacht. Gleich nach ihrer Ankunft wurden alle Eingänge der Ramada mit Wachen besetzt, und diesen war streng verboten mit ihnen ein Wort zu sprechen. Alsbald

erschien der Ayudante, grüßte den angekommenen Fremdling höflich, besah seine Waaren und ging dann mit der Preisliste weg, um sich mit dem Rector über die zu machenden Einkäufe zu berathen. Von diesem zurückgekehrt, fing der Ayudante sein Handelsgeschäft an. Gewöhnlich kaufte er alle mitgebrachten Waaren. Er bezahlte aber nie mit baarem Gelde, sondern gab Landesprodukte und inländische Manufacturwaaren in Tausch, wie Tabak, Wachs, Tamarinden, Baumwollenzeuge, Leder, Schreiner- und Drechsler-Arbeit u. A., welches Alles in damaliger Zeit, als aus den jesuitischen Missionen kommend, in hohem Preise stand. Drei Tage durfte der fremde Handelsmann in der Ramada verweilen. Wollte er sich während derselben Bewegung machen, so wurde er von zwei Alcalden in die Mitte genommen und außerhalb des Dorfes in die Pampa's und Wälder spazieren geführt. Begegneten ihm dabei Indianer, so gingen diese stillschweigend und den Blick zur Erde gerichtet an ihm vorüber; und wollte er etwa einen derselben anreden oder wohl gar sich ihm nähern, so drehten die Alcalden ihn herum und sagten sehr höflich: „Hierhin geht der Weg!" Erkrankte der Fremde, so wurde er von den Missionären auf's Beste verpflegt; war aber die Krankheit vielleicht fingirt und nur ein Vorwand, um länger bleiben zu können, so wurde dies von den Missionären, die sich auf die Medicin verstanden, bald entdeckt und er mit dürren Worten weggeschickt. Am Tag der Abreise übergab der Ayudante dem Fremden das zu Bezahlende pünktlich und worttreu; die Pack-Thiere, welche unterdessen auf das sorgfältigste gehütet worden waren, erschienen vor dem Hause; man half dem Fremden einpacken und aufladen, gab ihm hinlängliche Lebensmittel für die Rückreise und ließ ihn 4 Legua's weit von der Wache begleiten. Welch ein herrlicher Handel, indem man sogleich Alles verkauft und die Bezahlung erhält, und noch dazu

durchaus keine Unkosten hat, weder in der Mission noch auf der Rückreise!

So vorsichtig verfuhren die Jesuiten mit den wenigen Kaufleuten, welche in ihre südamerikanischen Besitzungen kommen durften; andere Fremde aber ließen sie gar nicht zu. Sie sagten: „Erlauben wir, daß Fremde unser Land besuchen oder wohl gar sich bei uns niederlassen, so werden diese den Gehorsam und die Arbeitsamkeit der Indianer vernichten und dieselben leicht zu allen Untugenden verleiten, da unsre Unterthanen noch nicht stark genug sind, um dem Bösen zu widerstehen." Und sie hatten vollkommen Recht, indem sie so sprachen. In ihrem Innern aber dachten sie vielleicht: „Spanier wie Nicht-Spanier können, wenn wir sie zulassen, unsere Regierungsart und unseren Reichthum verrathen und die Indianer gegen uns aufwiegeln, indem sie denselben vielleicht von seiner katholischen Majestät, vom Statthalter Christi oder wohl gar von Menschenrechten vorpredigen." —

In Betreff der Indianer selbst bemerke ich zum Schlusse noch, daß die Missionäre einem Indianer selten erlaubten, ein Pferd zu besteigen, damit er nicht so leicht entfliehen konnte. Auch die Post in der Mission wurde nicht zu Pferd, sondern zu Fuß besorgt, und zwar sandten die Jesuiten nie Einen Indianer ab, sondern stets zwei zusammen, weil zwei Menschen gewöhnlich auch zweierlei Meinungen haben und der eine die etwaige böse Gesinnung des andern misbilligen und verrathen konnte. Die Missionäre prägten übrigens den Indianern eine Art von Ehrfurcht gegen alles Papier ein, und noch jetzt bewahrt ein Indianer einen ihm übergebenen Brief mit der größten Sorgfalt, und es begegnet ihm nur höchst selten, daß er einen Brief verliert.

9. Musik der Chiquiteno's zur Zeit der Jesuiten.

Zu dem bereits oben (§. 3.) über die Musik und die Tänze der Chiquiteno's im Allgemeinen Gesagten bemerken wir noch Folgendes, das directen Bezug auf die Einwirkung der Jesuiten hat, verweisen aber zugleich auch auf den nächsten Abschnitt, in welchem bei der Darstellung des religiös-kirchlichen Lebens auch die Haupt-Anwendung der musikalischen Bildung der Indianer besprochen werden wird.

Die Jesuiten verwandten bei ihren indianischen Unterthanen auf den Gesang und auf die Musik überhaupt die größte Sorgfalt. Jedes Kind mußte täglich 1 oder 2 Stunden lang die Bet-, Sing- und Musik-Schule besuchen, und durch diesen Unterricht, die beständige nachherige Uebung, die gute Musik, welche die Missionäre einführten, und den angeborenen musikalischen Sinn der Indianer haben diese es so weit gebracht, daß man auch jetzt noch in einer Versammlung von 1000 singenden Personen beider Geschlechte und verschiedenen Alters keinen falschen Ton und nicht den mindesten Anstoß wahrnimmt.

Gesang und Instrumentalmusik stiegen in Chiquitos unter den Jesuiten auf eine hohe Stufe von Vollkommenheit. Diese Mönche mußten ja schon wegen des weltlicheren, gebildeteren und heiterern Tones, der unter ihnen herrschte, Liebe zur Musik haben: der Jesuit war, zum Unterschied von der intellectuellen Beschränktheit und Unbildung, oder dem geringen Sinne für das Schöne und der Geschmacklosigkeit, oder der Formlosigkeit und mitunter Grobheit, oder endlich der Trägheit und Gleichgültigkeit so vieler Mönche der übrigen Orden, von allem diesem das Gegentheil, er war der homme d'esprit et du talent, der homme du beau monde et du bon ton, ein fashionable der früheren Zeit. Deshalb war denn auch nicht nur ihre

Kirchenmusik vortrefflich, und ein Hochamt in Chiquitos muß, wie man aus den noch übrigen Bruchstücken erkennt, während ihrer Herrschaft im höchsten Grade imposant gewesen sein, sondern sie verpflanzten auch weltliche Musik, wie italienische Opern, Märsche und Tänze, aus Europa nach Südamerika, und in dem täglichen Leben der Chiquiteno's war durch sie der Musik ebenso eine Hauptrolle angewiesen, wie bei ihren Religionsübungen.

Die Musik wurde recht eigentlich einstudirt und nicht, wie heut zu Tage, eingeleiert. Die Jesuiten führten für dieselbe eines Theils alle europäischen Instrumente ein, vielleicht mit alleiniger Ausnahme der Guitarre, von der ich nicht glaube, daß die Jesuiten die Chiquiteno's mit ihr bekannt machten (einem spanischen Instrument und noch dazu dem eigentlichen Nationalinstrument der Spanier!!); anderes Theils aber behielten sie alle indianischen Instrumente bei. Ein höchst sonderbares Gemisch, das aber vortrefflich harmonirte! Ich möchte die auf diese Weise vorgetragene Musik, ihrer Wirkung auf das Gemüth nach, etwas Ueberirdisches oder vielmehr etwas Unterirdisches nennen; denn wenn z. B. alle die großen und kleinen Zwergpfeifen von **Tacuāra** und **Tacuarembo** (d. i. von großen und kleinen Bambus-Rohren), die aus dem Schwanz des Tatu (Gürtelthiers) verfertigten Instrumente und die **Matrāca** (Klapper) einfallen, so kommt es mir immer vor, als hörte ich den Samiel in Kaspar's Trinklied lachen. Dazu kommen nun aber noch an zwei Dutzend kräftiger Trommeln, Trompeten, Hörner, Triangel, ein großer Reif mit Glocken jedes Tones, welche mit eisernen Stäben geschlagen werden, eine Unzahl von Violinen, Contrabassen, Hoboen, Klarinetten und Flöten, zwei Harfen und endlich, gleichsam der allgewaltig gebietende Feldmarschall des ganzen Heeres, die Orgel. Und dieses ungeheure, aus der alten und der neuen Welt zusammengetragene

Orchester war auf das trefflichste eingeübt, und die unzähligen Töne desselben fügten sich so vollkommen, als nur irgend eine Musik sein kann, in einander. Bald ging dasselbe, in der großartigen Entwickelung seiner Harmonieen, in ein Herz-erweichendes Adagio über, bald wieder führte es eine Scene ähnlich der der Weber'schen Wolfsschlucht vor, in welcher dem Zuhörer die Haare zu Berge standen: ja, hätte Weber das Land Chiquitos besucht, er würde noch viel schrecklichere Kugeln gegossen haben.

Daß die Jesuiten die indianische Musik beibehielten, war eine sehr weise Maßregel: wie viel theurer wurde dadurch dem Indianer der christliche Gottesdienst, da er in demselben den Kuhreigen seines alten Vaterlandes wieder fand!

In Betreff der Orgeln ist noch zu bemerken, daß in der Mission sich einige von der besten Qualität befanden, sowie daß man auch besondere, aus tacuāra (einer Rohr-Art) verfertigte Orgeln hatte, welche wegen ihrer Leichtigkeit in den Processionen mitgetragen wurden.

10. Religiöses Leben und Gottesdienst in Chiquitos unter den Jesuiten.

Das Christenthum mit seinen Gebräuchen und Festen war auf das engste in das Leben des Indianers verwebt. Des Morgens früh um 4 Uhr fing der Vater der Familie oder statt seiner der Aelteste derselben, in seiner Hamaka liegend, an zu beten, und zwar gewöhnlich das Vaterunser, das Ave Maria oder das Credo, und alle im Zimmer Gegenwärtigen wiederholten das von ihm gesprochene Gebet; dann wurde gesungen; bei diesem Gebet und Gesange aber blieben Alle in der Hamaka liegen. Hierauf war die nächste religiöse Beschäftigung die Messe, der sich niemand entziehen durfte: der Jesuit machte zur Zeit derselben manchmal die Runde, und traf er einen, der nicht krank war, zu Hause, so trieb er ihn mit Hieben

in die Messe. Uebrigens wurde diese ohne Ausnahme tagtäglich vor Sonnen-Aufgang gehalten, so daß sie der Arbeitszeit keinen Eintrag that. Nachmittags um 4 Uhr war der Rosario in der Kirche, gewöhnlich für die alten Leute und die Kinder, die im Dorfe anwesend waren (die Jesuiten führten Sonntags das Trisagio nicht ein). Nach Sonnen-Untergang (oracion) war die doctrina, und zwar an der Hauptthür der Kirche für die Knaben und um das große Kreuz auf dem Platze für die Mädchen; die Verheiratheten waren hiervon frei; alsdann wurde mit Musik-Begleitung gesungen. Um 8 Uhr Abends kamen die Vorsänger und die gesammte Musik um das große Kreuz zusammen, und alle Familien versammelten sich in den Corridoren rings um den Platz. Mit Lichtern oder Laternen in den Händen knieeten Alle nieder, und nun fing mit dem letzten Schlage der Glocke die Musik zu spielen an, die Vorsänger begannen den Gesang, und das ganze Dorf stimmte mit ein. Dieser schöne Abend-Gottesdienst besteht leider! von allen Dörfern nur noch in San José, und auch hier nur noch in einer höchst nachlässigen Weise; allein dessen ungeachtet macht derselbe noch immer eine tief ergreifende Wirkung. Die Macht der Musik an und für sich selbst, die Herz-ergreifenden Melodien, welche noch von den Jesuiten herstammen, die vollkommene Tactmäßigkeit der Indianer im Singen, die mondhelle Nacht, die ringsum stehenden, erleuchteten Corridore, welche wie ein magischer Lichtkreis aussehen, das weißgekleidete, auf den Knieen liegende Volk, die weißen Mauern und Thürme, welche wie Gespenster emporragen, und im Hintergrund die dunklen Berge — alles dies zusammen macht einen außerordentlich tiefen Eindruck und erweckt gewaltig ergreifende Ideen von stets trauriger oder schwermüthiger Art, vor allem den Gedanken an „das Vergängliche aller Herrlichkeiten des Lebens, das Entfliehen des Traumbildes

eitler Macht und das Versinken alles Irdischen in öde Nacht."

In dieser Weise ward Tag für Tag in festgesetzten Stunden dem religiösen Bedürfnisse Genüge geleistet. In Mojos herrscht bei den Indianern noch jetzt der Gebrauch, daß sie, auch während sie auf dem Felde arbeiten oder auf einer Reise begriffen sind, zu bestimmten Stunden beten und singen.

Was das Sterbe-Sakrament betrifft, so wurde die heilige Hostie (nuestro amo) mit großem Gepränge in das Haus des Kranken gebracht, nämlich unter Glockengeläute, mit Musik, Gesang und großem Gefolge. Und ebenso geschieht es auch noch heut zu Tage zum großen Unterschied von so vielen andern katholischen Ländern, in denen ich unzählige Mal den Priester mit der letzten geistlichen Labung ganz allein zu dem Sterbenden wandeln sah.

In Bezug auf den kirchlichen Gottesdienst versteht es sich von selbst, daß die so reichen und prachtliebenden Herren einer höchst einträglichen Mission bei Religionsfesten einen sehr bedeutenden Aufwand machten, und daß sie eine große Menge kostbarer Kirchengeräthe von Gold und Silber, reicher Messe-Gewänder u. dgl. m. hatten. Als eines der wesentlichen Erfordernisse ward auch hierbei die Musik angesehen, besonders der Gesang. Auf dem Chor der Kirche standen stets an zwanzig, bei großen Festen aber noch mehr Sänger, jeder mit seinem Notenblatt in der Hand, und an ihrer Spitze der Meister, der mit einem durch ein rothes Fähnchen gezierten Stabe den Tact angab. Am Schlusse jeder Messe sang die gesammte Gemeinde, und wir haben schon angezeigt, daß dieser Gesang, auch bei der zahlreichsten Versammlung, sich stets durch die größte Reinheit und Tactmäßigkeit auszeichnete.

Die Feste der Indianer waren insgesammt kirchliche, die sich daran anschließenden Unterhaltungen aber waren weltliche und wahre Spektakel-Stücke. Das Hauptfest des

ganzen Jahres war das des Patrons oder der Patronin des Dorfes und dauerte drei Tage. Außerdem wurden auch alle anderen hohen Feste der Kirche gefeiert, besonders das Frohnleichnams-Fest und die der Jesuiten-Heiligen. Die Feste des San Pedro und San Pablo aber und die der päbstlichen oder mit der Politik in einer Beziehung stehenden spanischen Heiligen, wie z. B. des San Fernando, San Felipe und San Carlos, wurden kurz abgemacht und mit einem bloßen Hochamt gefeiert: vermuthlich um den Pfarrkindern keine zu große Idee von der spanischen Majestät beizubringen, und um die eigenen Heiligen des Jesuiten-Ordens höher zu heben; und wer wäre dort gewesen, um diese relative Begünstigung und Vernachlässigung nach Europa zu rapportiren?

Das Fest des Schutzheiligen des Dorfes, welches drei Tage dauerte, verdient als das Hauptfest eine ausführliche Beschreibung. Schon der Tag vor diesem Fest hatte für den Indianer eine besonders angenehme Bedeutung, und das Sprichwort **Por la vispera se conoce il santo** wurde hier zur vollen Wahrheit; denn die Indianer erhielten an diesem Tage neue Kleider und, da sie Gäste zu bewirthen hatten, die aus den Nachbardörfern kamen, Lebensmittel im Ueberfluß. Am Morgen des ersten Festtages wurde um 9 Uhr das Fest eingeläutet, und Trommeln, Pfeifen und andere Instrumente ertönten von allen Ecken und Enden des Dorfes her. Hierauf begab sich die Dorfs-Obrigkeit und alles Volk zur Kirche, wo der Jesuit einem Alcalden die Fahne des Dorfes übergab, welche, aus Seide gemacht, groß, schön verziert und oben mit einem silbernen Kreuze geschmückt, neben dem Altare stand, gleich dem Corpus Christi nur zur Verherrlichung großer Feste diente und dem Dorfe jährlich nur dieses eine Mal übergeben ward. Sobald diese Fahne (**bandera**) an der Kirchenthür erschien, fiel alles Volk auf die Kniee nieder, alle Glocken fingen an

zu läuten, mehr denn 100 Trommeln und Pfeifen ertönten, und die ganze übrige Musik fiel mit ein. Noch bis zur jetzigen Stunde ist dieser Tag der Fahnen-Uebergabe der glücklichste und seligste des Indianers; denn diese Fahne gehört dem Dorfe und ist gleichsam sein Blitzableiter für alle Leiden und Unglücksfälle. Der Fahnenträger hielt nun eine Rede an den Jesuiten und an das Volk über die Verdienste des Schutzheiligen des Dorfs, über die Dreieinigkeit, über die Mutter Gottes, über Gehorsam, Arbeitsamkeit, Himmel und Hölle. Hierauf wurde dreimal ein stattlicher Zug durch alle Hauptstraßen des Ortes gehalten. Voran gingen die Possenreisser (graciosos), welche als alte Leute, als Wilde, Tieger, Affen, Pferde u. s. w. verkleidet waren. Dann kam die liebe Jugend, welche ohne Unterlaß frohlockte und jauchzte, und hierauf die Männer mit Bogen und Pfeilen bewaffnet (wie sicher betrachteten sich die Jesuiten, indem sie dieses zugaben!). Ihnen folgte die Musik. Hierauf kam die Fahne, welche von einem zu Pferde sitzenden Alcalden getragen und von zwei andern Alcalden an seidenen Bändern gehalten ward. Diese drei Ehrenmänner zogen mit bedecktem Haupte einher, und ihre Stöcke wurden ihnen vorgetragen. Der Fahne folgte die gesammte übrige Obrigkeit und zuletzt das ganze schöne Geschlecht singend, tanzend, vor Freude weinend und die Arme nach der Fahne ausstreckend. Die Jesuiten gingen nicht mit. Nach dem dritten Umzug wurde die Fahne in den Corridor des Fahnenträgers gebracht und dort auf ein Parade-Bett gelegt, wie ein neugeborenes Kind eingewickelt; eine Ehrenwache ward bei ihr aufgestellt, und ein, gewöhnlich aus Anfängern bestehendes, Orchester spielte vor der Fahne ohne Unterlaß. Nachmittags um 3 Uhr wurde der Umzug von neuem gehalten. Hierauf fanden in der Kirche feierliche visperas Statt, und wenn dieselben zu Ende waren, wurde der Heilige auf die Schwelle des Haupt-Eingangs getragen, und

nun fingen die Volks-Belustigungen an. Knaben, phantastisch gekleidet und gut eingeübt, führten Tänze auf; dann ward ein Spiel gespielt, welches das mit den Stäben (juego de cañas) hieß; Mädchen tanzten den Tanz des vara (einer Stange mit vielen Bändern); zur Abwechselung wurden unter der Kirchenthür Loblieder zu Ehren des Heiligen gesungen; dann machten Männer pantomimische Darstellungen mit Lanzen und Fahnen; die Gracioso's ergötzten das Volk durch Hanswurstiaden; Glocken, Trommeln und andre Musik ertönten ohne Unterlaß. Während dieser Ergötzlichkeiten saßen die beiden Jesuiten und einige andere ihrer Mitarbeiter im Weinberge des Herrn in ihrem vollen Ornat, ernst und feierlich und auf Alles Acht gebend, auf Pracht-Sesseln zu beiden Seiten des Schutzheiligen, von den Alcalden und Kirchendienern umringt. Dabei winkten sie bald einigen Kindern, welche durch Lachen und Schreien die Festlichkeit zu sehr störten, freundlich zu; bald hießen sie einen der Alcalden einer Mutter mit ihrem Kleinen Platz schaffen, damit sie die Tänze besser sehen könnte; bald riefen sie eines der Kinder zu sich, um es streichelnd zu liebkosen; denn die Jesuiten hatten, wie ich stets von alten Indianern sagen hörte, eine ungemeine Liebe zu den Kindern (— wer ein Kinderfreund ist, kann doch gewiß kein böser Mensch sein!). Waren die angeführten Ergötzungen zu Ende, so wurde wieder ein Fahnen-Umzug gehalten und dann die Fahne auf das Parade-Bett zur Ruhe gebracht. Ringsum dieselbe brannten während der Nacht Laternen, und es waren eine Wache und ein Orchester bei ihr aufgestellt, welche Beide alle zwei Stunden abgelöst wurden. Jeder Vorübergehende übrigens beugte das Knie vor der Fahne. Im Innern des Hauses war ein brillanter Ball, welchen der Ayudante und seine Gäste auf einige Minuten mit ihrer Gegenwart beehrten. Auch in allen Wohnungen wurde die Nacht hindurch getanzt, gesungen und getrunken.

Am folgenden Tage, dem eigentlichen Tage des Schutzheiligen, war schon früh morgens der Platz mit Ehrenpforten von Laub und Blumen geschmückt, ebenso alle Thüren der Kirche, des Colegio und der Wohnungen der Alcalden, sowie die Stühle der Padres; die Hauptthür der Kirche war mit Früchten des Feldes, Mais, Baumwolle, Yuca, Zuckerrohr u. s. w., geziert. Um 8 Uhr wurde zuerst wieder der Fahnen-Umzug gehalten; dann aber kam, als gallo del dia, die Procession des Schutzheiligen, bei welcher, anstatt des Jauchzens und Frohlockens beim Fahnenzug, Ernst und Andacht herrschten. Bei einer solchen Procession hörte ich einst einen Triumphgesang zu Ehren des Patrons, der vortrefflich ausgeführt ward und einen tiefen Eindruck machte; mit welcher viel größeren Kraft und Wirkung aber mußte ein solcher Hymnus in jener früheren Zeit vorgetragen worden sein! Das Bild des Patrons war bei dieser Procession von denen aller andern Heiligen der Kirche und von den Fahnen begleitet. Die Procession machte einen Umgang um den Platz und kehrte dann in die Kirche zurück. Ueberall, wohin auf derselben der Heilige kam, waren Teppiche ausgebreitet; Feldfrüchte und Hausthiere aber lagen zu beiden Seiten. Solche Früchte und Thiere wurden außerdem auch vor demselben hergetragen: sie sollten ein Dankopfer für die väterliche Fürsorge sein, welche er dem Dorfe erwies. Dieser Procession wohnten auch die Padres, mit Gold und Silber geschmückt, von Rauchfässern umgeben und unter prächtigen Himmeln einhergehend, bei, sowie alle Kirchendiener in vollem Staate und die obrigkeitlichen Personen mit brennenden Wachslichtern. Sobald man in die Kirche zurückgekehrt war, wurde, und zwar stets in der Landessprache, eine Predigt über die Verdienste des Heiligen gehalten, sowie nachher ein feierliches Hochamt, welches manchmal an zwei Stunden dauerte. Hiermit war die gottesdienstliche Feier zu Ende, und nun

wurde im Colegio ein Fest anderer Art gehalten: die gesammte Obrigkeit trat ein, stattete ihre Glückwünsche ab und ließ sich an den aufgestellten Tischen zum Essen und Trinken nieder; ebenso erschien das ganze Dorf und erhielt vollauf zu essen und zu trinken. Das Innere des Colegio war jetzt einem Jahrmarkt zu vergleichen: so groß war das Drängen und Treiben in demselben, besonders durch die Weiber, welche sonst nie ohne besondere Erlaubniß in dieses Haus eintreten durften. Dabei ertönte die Musik, und die Knaben und Mädchen tanzten.

Um 12 Uhr fingen die Glocken an zu läuten, zum Zeichen des Beginnes einer der schönsten Ceremonieen, welche ich jemals sah. Jede Familie brachte ihr Essen herbei, welches theils aus rohen Früchten, theils aus Schüsseln mit gekochten Speisen bestand; Alle stellten sich in zwei langen, an der Kirchenthür beginnenden Reihen auf und legten das Essen vor ihren Füßen nieder. Hierauf erschien der Jesuit in reicher Kleidung, und der Patron wurde an die Thür der Kirche getragen, und nun fingen alle Glocken an zu läuten, die Musik spielte, ein Triumphgesang ertönte, und alle Anwesenden fielen auf die Kniee nieder und beteten. Der Missionär aber segnete, mit den Chorknaben zwischen den beiden Reihen der Knieenden einherschreitend, das Essen, indem er es mit Weihwasser besprengte. In den Corridor der Kirche zurückgekehrt wandte er sich segnend nach dem Volke hin, und nun erhob sich die knieende Menge, brach in ein Freudengeschrei aus, welches alle Glocken, Trommeln, Pfeifen und Gesänge übertönte, und trug frohlockend die Speisen nach Hause. Diese Feier trägt den Stempel der Natur, sie ist der Ausdruck tief empfundener Dankbarkeit und ächter, reiner Frömmigkeit. Sie findet noch jetzt in allen Dörfern Statt, und als ich zum ersten Mal ihr beiwohnte, wurde ich davon so sehr ergriffen, daß mir die Thränen in die Augen traten. — Nach der Beendigung die-

ser schönen Ceremonie gab Jedermann sich der Fröhlichkeit hin und ließ das Herz guter Dinge sein. Man ließ sich auf dem Platz und in den Corridoren zum Essen nieder, und dabei wurden die Gäste aus andern Dörfern auf das freigebigste bewirthet; denn Gastfreundschaft gegen ihres Gleichen wurde den Indianern von den Jesuiten ebenso nachdrücklich gepredigt, wie Zurückhaltung gegen alle diejenigen, die nicht Angehörige der Mission waren. Nun endlich kam in Betreff der Erholung und des Genusses die Reihe auch an die Missionäre, welche bei diesem Feste, wie in allen Geschäften, streng und pünktlich ihren Berufspflichten oblagen: jetzt erst ruhten sie aus und aßen unter Musik, Gesang und Tanz, und zwar reichlich und gut; denn sie waren Epikurer und hielten auf einen guten Tisch und edle Weine. Gewöhnlich hatten sie an diesem Feste einige andere Missionäre zu Besuch, welche ihnen theils bei dem langen und mühsamen Kirchendienst Hülfe leisteten, theils aber auch zu ihrer eigenen Erholung gekommen waren; denn diese Missionäre waren ja, gleich dem Pferde, welches das Schiff stromaufwärts zieht, beständig angespannt und verdienten wahrlich einige Tage Erholung, wenn man anders die Tage jenes Festes in Bezug auf sie eine Erholung nennen kann.

Um 2 Uhr Nachmittags wurde der letzte und deshalb auch geräuschvollste Umzug mit der Fahne des Dorfes gehalten. Diese wurde hierauf in die Kirche zurückgebracht und hier dem Jesuiten überreicht, um nun von neuem am Altare aufgestellt und erst nach Verlauf eines ganzen Jahres dem Dorfe wieder übergeben zu werden. Diese Rückgabe der Fahne war ein herzzerreißender Act der Trauer: Alles weinte und wehklagte so laut und heftig, daß man hätte meinen sollen, alle Maisfelder wären verwüstet oder das ganze Dorf läge in Schutt und Asche. Doch dauerte diese Schmerzens-Scene nicht lange; denn um 4 Uhr be-

gann eine Festlichkeit entgegengesetzter Art. Auf dem Platze waren mehrere hohe und glatte Stangen aufgerichtet, welche an ihrer Spitze mit einer Menge kleiner Gegenstände, wie Scheeren, Messer, Bänder, Schnupftücher, Spiegeln und Nadeln, geschmückt waren; und nun galt es diese zu erklettern; wem es gelang, der las sich etwas von jenen Sachen aus, und sein Triumph wurde durch Trommeln und Trompeten verherrlicht. Während Einige sich auf diese Weise belustigten, versuchten Andere ihr Glück auf dem **rompe cabezas** (d. i. Zerbrich den Kopf), einem Unterhaltungswerke, welches seinem Namen nach gefährlicher scheint, als es war, indem so viel Glas- und Stroh untergelegt war, daß dabei niemand sich den Kopf zerbrechen konnte. An anderen Stellen amüsirten sich die Knaben damit, daß sie mit stumpfen Pfeilen um die Wette schossen, sowie die Mädchen damit, daß sie mit verbundenen Augen auf ein aufgestelltes Ziel los gingen. Bei diesen Wettspielen waren als Preise dieselben Gegenstände ausgesetzt, wie für die Kletterer. Reiterkünste kamen nicht vor, da, wie bereits bemerkt ward, die Jesuiten bei ihren Pfarrkindern von dem Reiten nichts wissen wollten. Waren nun alle Kletterbäume und alle **rompe cabezas** ihrer Preise beraubt und die Knaben und Mädchen müde, so wurde von einem Balcon des Colegio aus die Colacion, d. h. eine große Menge Käse und **alfajores** (hartgebackener Süßigkeiten), unter das Volk geworfen. Uebrigens waren auch bei allen diesen Lustbarkeiten die Jesuiten zugegen.

Mit der einbrechenden Nacht wurden die Kirche und das Colegio illuminirt und auf dem Platze um das Kreuz herum ein Feuer angezündet. Um 8 Uhr fing die Comedia an. Für diese war auf dem Platze ein Gerüst erbaut, welches mit Stühlen für die zuschauenden Standespersonen versehen war, während das Volk sich im Halbkreise umherlagerte. Das Theater war durch einen Vorhang in

zwei Theile getheilt; die Decorationen waren äußerst einfach. Gewöhnlich ward am ersten Tage eines der bekannten sogenannten **Autos sacramental**, wie **San Ignacio** und **San Justo y Pastor**, aufgeführt, die zwei folgenden Tage aber (denn so lange dauerte diese Lustbarkeit) **Entremeses**, wie der Doctor **Borrego**, **El barbero ó el borracho**, **El colegial**, **El eucharrero**. Auch **Pantomimas** hatte man, jetzt aber werden diese nur noch in **San Ignacio** aufgeführt, wo ich ihnen beiwohnte. Die erwähnten 6 dramatischen Stücke sah ich selbst noch aufführen. Früher wurden alle theatralischen Vorstellungen in der Landessprache gehalten; jetzt aber finden sie in der spanischen Sprache Statt, und die Aussprache der Schauspieler, welche insgesammt Indianer sind, sowie ihre Geberden und Carricaturen sind im höchsten Grade ergötzlich. Der Doctor Borrego (d. i. Doctor Hammel oder Doctor Schaaf) ist die beste jener Komödien und eine Satyre auf die Aerzte: Borrego sagt unter Andern, als die Verwandten der Gestorbenen unter lautem Schluchzen und Wehklagen ihm zu Leib gehen, mit erhabenem Pathos: **Bien se da à conocer por el blanto y luto, que traen, la evidencia de los muertos** (aus dem Wehklagen und der Trauer erkennt man wohl die Evidenz der Todten). Im **barbero** wird ein Knabe auf das Theater getragen, der den **San Juan de Dios** vorstellt; diesem hält man ein Licht unter die Nase und an die Hände, welches er ausbläst und wegschleudert; dann ertheilt er die Absolution mit der linken Hand und mit den Füßen, und zuletzt gießt er auf den Barbier, der sich todt gesoffen hat und auf dem Boden liegt, eine Kürbißschaale Chicha, worauf dieser wieder lebendig wird und alle Anwesenden „Mirakel! Mirakel!“ schreien. Ich kann unmöglich glauben, daß dieses Stück aus den Zeiten der Jesuiten herrührt, indem diese zu klug waren, um den Indianern solche Späße mit

der Religion zu gestatten. Im San Justo y Pastor werden die beiden ermordeten Knaben dieses Namens mit Stricken in den Himmel gezogen; ich sah einmal zu, wie dieselben dabei heftig strampelten und laut schrieen: **Los lazos me cortan, no quiero irse al cielo** (die Stricke schneiden mich, ich mag nicht in den Himmel gehen). In den Pantomimas sah ich unter Andern sechs Männer neben einander niederknieen, auf diese 4 andere und auf diese wieder 2 sich knieen, auf diese aber einen Knaben sich stellen und singen. Ferner malen in diesen Vorstellungen die Spieler sich Fratzengesichter auf den nackten Leib, und indem nun dieser eingezogen wird, so beleben sich diese Fratzen-schneidend wie wirkliche Gesichter u. dgl. m. — Diese Unterhaltungen und neben ihnen das Tanzen dauerten nicht allein die ganze Nacht hindurch, sondern sie fanden auch noch an den beiden folgenden Tagen Statt. —

Die andern Kirchenfeste des Jahres wurden auf die nämliche Art gefeiert, nur nicht in dem großen Maßstabe, wie das Fest des Schutzheiligen.

Der Karnaval spielte auch in der Mission Chiquitos eine Hauptrolle unter den festlichen Tagen des Jahres. Zwei am Anfang und Ende desselben Statt findenden Gebräuche sind vorzugsweise bemerkenswerth. Am Sonntag wurde nach der Messe der Karnaval eingeläutet, und nun zogen die Indianer mit Bogen und Botucu's (d. i. stumpfen Pfeilen) um den Platz. Dann bildeten sie zwei Reihen, welche einander, je ein Mann einen der Gegen-Reihe, herausforderten: was zum Theil als eine schöne Gelegenheit angesehen wurde sich an einem Andern zu rächen, z. B. für den Nebenbuhler am Nebenbuhler, für den Ehemann am Liebhaber seiner Frau und umgekehrt, für den Schwiegervater am Schwiegersohn u. s. w. Beide Parteien schossen auf einander, sie durften jedoch nur je drei Pfeile mit einander wechseln, dann hörte nicht allein

das Schießen auf, sondern sie mußten sich auch brüderlich umarmen: ein Gebrauch, auf welchen auch bei andern Vorkommenheiten die Jesuiten streng hielten, so daß nach jedem ernsten oder scherzhaften Zwist stets beide Parteien nur versöhnt auseinander gehen durften. Dasselbe geschah auch am Schluß des Karnavals. Sobald nämlich am Dienstag die Oracion schlug, verstummten Sang und Tanz, alles Volk knieete betend an der Kirchthür nieder, und nun fand eine allgemeine Versöhnung Statt. Man bat sich gegenseitig um Verzeihung, indem dabei oft auch einer den andern um eine körperliche Züchtigung ersuchte: der Sohn bat, indem er zugleich einen Riemen darreichte, den Vater, die Tochter auf gleiche Weise die Mutter um Vergebung und Strafe, und Eltern und Kinder umarmten sich dann; ebenso gewährten sich Mann und Frau, Schwiegervater und Eidam u. s. w. gegenseitige, durch eine Umarmung bekräftigte Verzeihung. Es war dies gleichsam eine allgemeine öffentliche Beichte, Pönitenz und Absolution; die dabei Statt findende Strafe aber war keine ernstliche, man gab dem Andern nur schwache Hiebe, und diese sollten so zu sagen mehr dazu dienen, dem Stolz und Eigensinn als dem Körper wehe zu thun.

Sowie dieser Act der Versöhnung zu Ende war, fingen die Glocken zu läuten an, um den Beginn der Fastenzeit anzuzeigen, und nun hörten alle Lustbarkeiten bis zum Ostersonntag gänzlich auf. Während dieser Zeit war jeden Dienstag und Freitag Abends 7 Uhr ein Gottesdienst eigenthümlicher Art. Auf ein gegebenes Zeichen nämlich wurden alle Thüren und Fenster der Kirche zugemacht und alle Lichter bis auf eines im Chor ausgelöscht, und der Jesuit ermahnte mit gehobener Stimme die Versammlung Buße zu thun; und nun fingen die Anwesenden an sich zu geißeln, und zwar Dienstags die Männer und Freitags die Weiber. Dies dauerte eine Viertelstunde lang, während welcher die

Kirche auf das stärkste von den fallenden Schlägen erschallte; doch fielen die meisten von diesen, indem die Dunkelheit den Betrug begünstigte, auf den Boden und die Säulen, wiewohl einzelne Anwesende von der Gelegenheit auch Gebrauch machten, um Privathändel auszufechten. Während dieser Geißelung wurde auf dem Chor der Kirche mit gedämpfter Stimme das **Miserere** gesungen, von den donnernden Worten des Predigers übertönt: eine sonderbare Scene! Nach einer Viertelstunde sank die Stimme des Predigers in ihren frühern Ton zurück, zum Zeichen, daß jetzt die Buße vorüber sei, das **Miserere** verstummte, Fenster und Thüren wurden wieder geöffnet und die Lichter angezündet, und bald darauf war der Gottesdienst zu Ende. — Manchmal ließ man bei dieser Bußfeier auch den Gott sei bei uns! erscheinen, und noch ist der zu diesem Behufe verfertigte Teufel zu **San José** in einem Winkel der Sakristei zu sehen: derselbe trieb dort noch vor 20 Jahren seinen Spuck. Der Jesuit, nachdem er von der Kanzel herab dem Volke seine Sünden vorgehalten hatte, rief plötzlich: „Jetzt kommt der Teufel, um euch alle zu holen!“ Und nun wurden fast alle Lichter ausgelöscht und die Kirche zugeschlossen, und auf einem Gerüste fuhr Satanas einher, als ein großer schwarzer Kerl mit feurigen Augen, Nase und Zunge, mit Hörnern, Schweif und Hufen, und ein hinter ihm versteckter Indianer erhob ein furchtbares Gebrüll. Die Versammlung gerieth, wie man sich leicht denken kann, in Verzweiflung, und Alle schrieen, während der Jesuit die Absichten des in der Kirche brüllend umherziehenden Teufels mit lauter Stimme auseinander setzte. Nach einer Viertelstunde etwa sprach endlich der Prediger: „Aber durch die Vermittelung der Jungfrau Maria, der heiligen Mutter Gottes, wird euch noch einmal Gnade gewährt, und der Teufel darf euch jetzt noch nicht holen!“ Und sogleich verschwand der schwarze Herr,

und die Kirche erhellte sich wieder durch die angezündeten Lichter. Von dieser Anwendung des Teufels rührt die höchst sonderbare, bei den Indianern von San José noch bis zum heutigen Tag bestehende Gewohnheit her, den Teufel in ihr Gebet einzuschließen, gleich als wenn sie das Sprichwort befolgten: „Es ist gut auch in der Hölle einen Freund zu haben (es bueno tener amigos, mas que sea en los infernos)."

In der Fastenzeit mußte jeder Indianer von 9 und jede Indianerin von 8 Jahren *) beichten. Während der Beichte saßen zwei Harfenspieler am Fuße des Hauptaltars und spielten schwermüthige Stücke. Die ewig wiederkehrenden Hauptsünden waren damals und sind noch jetzt die geschlechtlichen Vergehungen und das Stehlen, und noch bis heute kann sich kein Indianer überzeugen, daß diese Dinge wirklich Sünden sind. Eine solche Beichte ist eine Komödie und, wie man sich ausdrückt, una confesion de caja y absolucion de pifano (eine Beichte mit Trommel und eine Absolution mit Pfeife). Doch wurden früher, als die Indianer noch besser disciplinirt und gehorsamer waren, in Folge derselben öfters gestohlene Sachen ihren Eigenthümern zurückgegeben: der Dieb brachte damals z. B. ein gestohlenes Messer in der Nacht unbemerkt dem Padre auf das Zimmer und erhielt erst dann die Absolution; der Padre aber gab dem Eigenthümer das Messer mit den Worten: „Gott gibt dir dieses Messer wieder zurück, unter der Bedingung, daß du dem Diebe verzeihst." Heut zu Tage dagegen wird nichts Gestohlenes zurückgegeben, und Unzucht und Blutschande sind an der Tagesordnung. Die Jesuiten bauten diesen Vergehungen möglichst vor, und gelang es ihnen auch nicht ganz, so gelang ihnen doch sehr viel.

*) Soll wahrscheinlich heißen: von 9 und mehr und von 8 und mehr Jahren. Kr.

In der Nacht des Palmsonntags fing das Fasten an, in Betreff dessen jedoch zu bemerken ist, daß die Indianer der sämmtlichen Jesuiten-Missionen von den Päbsten und den Jesuiten außerordentlich viele Freiheiten erhalten hatten: die Gesunden aßen zwar kein Fleisch, aber die Jesuiten sorgten dagegen dafür, daß sie vollauf zu essen hatten; denn die Missionäre betrachteten den Indianer als ihr Eigenthum, und wollten denselben nicht durch Pönitenzen sich entkräften oder gar krank werden lassen; soweit ging ihr Katholicismus nicht! Jeden Abend war nun Predigt. Am Mittwoch erhielt Jedermann einen neuen Rosenkranz, und am Abend dieses Tages fingen die Processionen an, welche durch die Hauptstraßen gingen. Am Gründonnerstag wurden 12 Nestoren mit guten Kleidungen beschenkt und von den Jesuiten sowohl beim Essen bedient, als auch die Fußwaschung an ihnen vorgenommen. Am Abend dieses Tages fing die Geißelung an, die einzige von Bedeutung im ganzen Jahre. Die Büßenden (**Penitentes**), welche Nägel und Glasstücke an die Spitzen der Geißeln zu nähen pflegten, befleckten schon während der Predigt den Boden der Kirche mit Blut. In der Procession gingen sie sich zerfleischend voran. Ich las, daß die Jesuiten verordnet hatten, sie sollten Masken tragen, damit sie ihr Verdienst nicht zur Schau trügen. Es könnte befremdend sein, daß die Missionäre solche Zerfleischungen, wie sie wirklich Statt fanden, zuließen; allein man muß folgende Umstände bedenken. Es durften, wie ich von alten Leuten erfuhr und aus Manuscripten und Büchern ersah, nur 3 Indianer als Büßende auftreten, und diese mußten junge, gesunde und kräftige Männer sein und, sobald man die Knochen (!) sah, das Geißeln einstellen. Dieselben wurden hierauf auf das sorgfältigste verpflegt und geheilt, und jedenfalls hatte die Sache nie einen unglücklichen Ausgang, weil ja eine soweit getriebene Geißelung gegen das System

der Jesuiten gewesen wäre. Auch ist zu vermuthen, daß die Jesuiten nur solche zu Büßenden auswählten, denen diese Züchtigung wegen ihrer Trägheit oder sonstigen Schlechtigkeit heilsam war; denn die Wahl war die ausgedehnteste und sehr leicht, da die Büßenden das ganze Jahr hindurch vorzugsweise geehrt wurden und deshalb das ganze Dorf sich zu der Ehre, ein Penitente zu sein, drängte. Uebrigens war diese Art von Buße noch zehnmal schlimmer in Mojos, als in Chiquitos*), wiewohl man behaupten will und ich meines Theils fest glaube, daß die dortige, viel gefährlichere Geißelung erst nach der Vertreibung der Jesuiten aufkam, als die Indianer das Eigenthum der Krone wurden und somit die Geistlichen nicht mehr, wie zur Zeit der Missionäre, mit von der Rücksicht auf ihr persönliches Interesse geleitet wurden. In Mojos band man den Penitente, nachdem er halb todt gegeißelt war, ans Kreuz, und mancher erlag der harten Buße. Beneidenswerth war derjenige, welcher mit dem Leben davon kam; denn dieser hatte fortan sein ganzes Leben hindurch Essen, Trinken u. A. im Ueberfluß und erhielt den Beinamen „Unser Herr Jesus Christus". — Heut zu Tage ist durch die weltliche Regierung das Geißeln streng verboten; allein es findet doch noch immer Statt, und die Pfarrer selbst ermuntern insgeheim die Indianer dazu.

*) Carrasco (in der oben angeführten Schrift) sagt von den Mojenern: „In der Fastenzeit legen sich diese schwachsinnigen Naturmenschen öffentliche Bußen auf und peitschen, martern und kasteien sich dermaßen, daß selbst die indischen Fakire, die syrischen Priester und die der Cybele darüber staunen würden. Die Stationen des grünen Donnerstags macht ein Alter nach, der, als Nazarener, entkleidet und an eine Säule gebunden fortgeschleppt wird, begleitet von einer mit Lanzen, Stricken und anderen Instrumenten bewaffneten Wache von Juden, die ihn schlagen, verhöhnen und mit unbarmherziger Hand geißeln."

In San Xavier wohnte ich am Abend des Gründonnerstags einer Scene in der Kirche bei, welche mitgetheilt zu werden verdient. Es ward die Gefangennehmung Christi dargestellt, und zwar auf folgende Weise. Als der Geistliche an eine gewisse Stelle in der Predigt kam, vernahm man ein wildes Getöse außerhalb der Kirche, und alsbald stürmten und tanzten zwölf in toller Weise verkleidete und Juden vorstellende Indianer mit Fratzengesichtern in die Kirche herein. Der eine trug eine Leiter, der andere einen Hahn, der dritte einen Spies, der vierte ein Schwert, der fünfte eine Geißel, der sechste eine Flinte (die Percussions-Flinte des Administrador!), der siebente eine Dornenkrone, der achte ein Kreuz, der neunte eine Schale Chicha (welche vermuthlich den Essig vorstellen sollte), der zehnte Nägel und Hammer, der elfte Stricke, und der zwölfte, welcher den Judas vorstellte, hatte eine ungeheuer lange Nase und trug einen Beutel mit Steinen (statt der Silberlinge), den er stets frohlockend über den Kopf schwang. Nun spielte die Musik ein lustiges Stückchen, und die 12 Juden tanzten um das Gerüste, auf welchem Christus stand, und in der ganzen Kirche herum, indem sie die Trommel schlugen, in Ochsenhörner bliesen und wie Bären brummten. Es war etwas den Narren- und Eselsfesten des Mittelalters zu Vergleichendes. Die anwesenden Weiber und Kinder schrieen, die Männer staunten, die Spanier aber lachten, und der Pfarrer predigte in heiligem Eifer unausgesetzt fort und übertönte Alle mit seiner Stimme. Endlich tanzte Judas allein, näherte sich dem Gerüste und schlug (den Judas-Kuß andeutend) so stark er konnte mit dem Geldsack auf dasselbe. Sogleich warfen hierauf seine Helfershelfer Stricke um das Gerüst, nahmen es auf die Schultern und trugen es tanzend zur Thür hinaus, um es in einer Kapelle auf dem Platze wieder niederzulegen. Sobald auf den Schlag des

Judas die Stricke geworfen und das Christus-Bild umgerissen wurde, bot die Kirche eine Scene des äußersten Entsetzens dar: die Weiber schrieen wie besessen und zerrauften sich das Haar, die Männer waren ebenfalls außer sich vor Verzweiflung, und einige von ihnen wollten auf die Juden losstürzen und wurden nur mit Mühe von den Alcalden und Kirchendienern zurückgehalten. Mir ward es dabei wirklich etwas bange, einer meiner Gefährten, welcher neben mir saß, verkroch sich unter die Bank, ein anderer aber lief eiligst fort. Der Prediger gerieth gleich einem zweiten San Pedro in den größten Eifer und schalt mit allem möglichen Nachdruck auf die Juden. Welch ein Gemälde für den Grabstichel eines Hogarth oder die Feder eines Walter Scott!

Die Procession am Charfreitag, die via sacra genannt, zeichnete sich durch eine Todtenstille aus, welche nur durch den monotonen Laut einer Trauerpfeife, einige gedämpfte Trommelschläge und das hörbare Nachschleifen des Spieses von Zeit zu Zeit unterbrochen ward.

Trotz so vielen Sonderbarkeiten und selbst Albernheiten ziehe ich doch die Char-Woche in Chiquitos jeder Feier dieser Tage vor, welche ich in großen Städten mit ansah. Es ist in dem Passions-Fest jenes Landes ein je ne sais quoi, welches mein religiöses Gefühl tiefer ergriff. Ich könnte dies vielleicht entziffern, da es aber nicht hierher gehört, so will ich davon schweigen.

11. Finanzieller Gewinn und Handel der Jesuiten in Südamerika.

Die großen, unermüdeten Anstrengungen der Jesuiten und ihre Regierungs-Maximen mußten ihnen selbst natürlich großen äußeren Gewinn bringen; aber sie hatten dafür auch am Anfang eine bedeutende pecuniäre Ausgabe machen und ein ungeheures Kapital auf die Gründung der Missio-

nen verwenden müssen. Eine solche Unternehmung erforderte nicht Tausende, sondern Millionen. Allen Urkunden zufolge soll die Gründung der einzigen Mission Chiquitos das Haus Loyola über 1 Million harte spanische Thaler gekostet haben. Rentiren konnten die für die Missionen ausgegebenen Summen nicht sogleich, sondern erst etwa im 10ten oder eigentlich wohl erst im 20sten Jahre. Dann aber trugen die Missionen nicht blos reiche Zinsen ein, sondern sie gaben auch alsbald das Kapital selbst wieder zurück: gleich einer peruanischen Silber-Mine der früheren Zeit, welche ½ Million Kosten erforderte, bis sie in boya kam, in dieser aber dann auch 800—1000 Mark das cajon abwarf *).

Was die Handelsprodukte von Chiquitos betrifft, so gaben die Salinas von San José und Santiago Salz im Ueberfluß, und dieses war ein Haupt-Ausfuhrartikel, da Paraguay, Mattogrosso, Santa Cruz und Mojos kein Salz haben; ferner wurden die Goldwäschereien von San Xavier und Santo Corazon und namentlich auch die Silber-Minen in Chochiis unausgesetzt bearbeitet; außerdem wurden beständig feine und dauerhafte Baumwollen-Zeuge auf Hunderten von Maulthieren und Pferden nach den Vice-Königreichen La Plata und Peru versandt; und endlich hatte das Wachs eine solche Bedeutung, daß dasselbe noch bis vor kurzer Zeit in Lima unter dem Namen Cera de Chicos bekannt und gesucht war. — Die Jesuiten hatten, damit nie der Preis eines Artikels gedrückt werde, den Grundsatz, in jeder Mission stets nur das, was und soviel als dem Handels-Interesse dienlich war, produciren zu lassen. So wurde z. B. in Chiquitos kein Kakao gebaut,

*) Eine Mine kommt in boya will soviel sagen als: sie gibt reichlich. Ein cajon hat 50 Arroben = 1250 Pfund Metallerde. Ein Marco ist ein halbes Pfund reines Silber.

weil derselbe der Haupt-Artikel von Mojos war, und dagegen in Mojos kein Wachs gezogen, weil dieses einen der Haupt-Artikel von Chiquitos bildete, und aus diesen beiden Missionen wurde kein gerba maté ausgeführt, weil dasselbe der Haupt-Artikel von Paraguay war, obgleich es in allen drei Missionen wuchs und gedieh. Es erinnert dieses Verfahren an jenes seltsame, mit noch viel weiterer Consequenz durchgeführte Handelssystem der Holländer auf den Molukken, wo man bekanntlich früher, um den Preis der Gewürznelken hoch zu erhalten, einen Theil des Segens Gottes zerstörte.

Wie groß der Speculationsgeist der Jesuiten war, mag das Beispiel eines derselben zeigen, welcher von Lampa (18 Legua's von Puno in Peru) aus jedes Jahr Tausende von Schaafen nach Lima zum Verkauf schickte und dabei jedem einzelnen Thiere eine soga d. i. einen Strick von Llama-Haaren um den Leib wickeln ließ; dieser ward in Lima für 2 Reale verkauft und kostete den Jesuiten weder für den Ankauf etwas, da die Indianer ihn umsonst verfertigten, noch auch für den Transport, da das Schaaf wegen desselben nicht längere Zeit zur Reise brauchte.

Alle Ladungen wurden von Chiquitos aus an die Jesuiten in Asuncion, Cordoba, Tarija, Potosi, Chuquisaca, Oruro, La Paz, Chucuito, Cuzco, Lima u. s. w. consignirt, welche die einfache und doppelte Buchhaltung gründlich verstanden und eben so gut ihre großen und schweren Handlungsbücher besaßen, wie irgend ein Haus in London oder Liverpool. Die Retour-Frachten waren alles, was die Missionäre dagegen in ihren Briefen verlangten. Ein großer Theil des erlösten Geldes blieb in den Händen der Korrespondenten und wurde nach den Hauptstädten Europa's, besonders nach Madrid und Rom, gesandt, wo sie in die Generalkasse flossen, aus welcher alle Ausgaben der Gesellschaft bestritten wurden.

12. Die Vertreibung der Jesuiten aus Chiquitos und die Folgen derselben.

Die jesuitischen Missionen Paraguay, Mojos und Chiquitos standen in voller Blüthe und hatten da, wo früher nur Wildniß war, so zu sagen einen schönen, fruchtreichen Garten gebildet, als plötzlich eine furchtbare Lernäische Schlange erschien, deren Häupter Kronen trugen, aus deren Rachen Kanonendampf hervorquoll, und deren Zunge zischend Kabinetsordres, Anathemen und Excommunicationen ausstieß. Mit einem Schlage ihres Schweifes stürzte sie die Mauer des blühenden Gartens um und wälzte sich in denselben, um ihn zu verwüsten. Einige Missionäre, welche ihr zuerst begegneten, wurden getödtet, anderen gelang es, nachdem sie ihr Gold und Silber vergraben hatten, zu entfliehen; einige wenige setzten sich zwar zur Wehr, aber die Zeit der Mythe war längst entschwunden, keiner von ihnen besaß die Kraft des Alciden. Der blühende Garten ward in kurzer Zeit eine Einöde, und die ihn bewohnenden Geschöpfe, welche von den Missionären entwildert worden waren, entflohen theils in die Wälder, theils wurden sie durch den giftigen Odem dieses Ungethüms ihrer Sinne beraubt. Die Missionäre wurden vertrieben, und die Missionen blieben stille stehen und wurden unnütz wie eine Uhr, die nicht mehr aufgezogen wird. So verschwand das Riesengebäude der neueren Zeit und das achte Weltwunder der neueren Geschichte, der Jesuitismus, aus dem Leben und fiel fortan der Sage anheim, und die Trümmer dieses Baues in den Wäldern von Südamerika rufen das **Fuimus Troes!** dem sinnenden Wanderer zu!

Die Missionen kamen nun unter die directe Gewalt der weltlichen Regierung, und regulirte und unregulirte Geistliche wurden in den Dörfern derselben eingesetzt. An-

fangs herrschten diese unter einem Gouverneur, dem sie untergeben waren, uneingeschränkt in den Dörfern; allein bald erhielt jedes Dorf einen Administrador, welcher über alles Weltliche zu gebieten hatte und daher auch den Pfarrer und dessen geistliche Thätigkeit unter seine Obhut nahm. So erhielten die Missionen an der Stelle der verstorbenen Mutter eine Stiefmutter, und an verwaister Stätte schaltete nun die Fremde liebeleer. Ja wohl liebeleer! Die Missionen hatten diese neue Gebieterin keine Arbeit, keine Ausgabe, keinen Tropfen Blut gekostet. Die Stiefmutter hatte das Haus nicht gebaut, und die Kinder derselben waren nicht allein nicht die ihrigen, sondern auch geboren und erzogen von Menschen, welche die ärgsten Feinde der Stiefmutter gewesen waren und von dieser um so mehr gehaßt wurden, als sie von denselben stets über die Achsel angesehen worden war und sie selbst im Gefühle ihres Unwerths stets beschämt und verlegen ihnen gegenüber gestanden hatte. Gleich einer zur Staatsdame erhobenen Küchenmagd setzte sie sich sogleich in seidenen Kleidern in das Prachtzimmer; allein aunque una mona se veste de seda, la mona siempre mona queda (wenn auch eine Aeffin sich in Seide kleidet, so bleibt sie doch immer eine Aeffin).

Wie gern hätten die nunmehrigen Gebieter von Chiquitos alle Gesetze und Anordnungen der Jesuiten über den Haufen geworfen! Allein das ging nicht: Gott hatte ihnen zwar das Amt, aber nicht den Verstand gegeben, und nothgedrungen mußten sie alles, was sie vorfanden, beibehalten. Natürlich konnte es ihnen nicht, wie einst den Jesuiten, gelingen mit Glück zu walten. Die Kinder des Hauses, welche gewohnt waren von der Mutter für mäßige Arbeit einen vollen Tisch, gute Kleider und fröhliche Erholungsstunden zu erhalten, machten schiefe Gesichter, als die Stiefmutter sie in Lumpen einhergehen ließ, ihnen

kärgliche Nahrung reichte, die Arbeit übermäßig und die Stunden der Freude selten machte und ihnen die gewohnten Geschenke vorenthielt. Nun gab es natürlich Händel zwischen der Stiefmutter und den Kindern, diese ballten die Fäuste, jene aber griff zum Stocke und prügelte sie. Da fügte sich ein Theil der Letzteren und stöhnte das **mater peccavi**, andere aber entflohen in die Wildniß. Doch waren die Indianer der Mission so sehr an Gehorsam gewöhnt, daß kaum die Hälfte derselben dieser harten Zucht entlief. Der größere Theil blieb daheim, duldend und schweigend, aber stets mit eben derselben Zuversicht an die Rückkehr der Jesuiten glaubend, wie die Juden auf den Messias und die Portugiesen auf die Rückkehr ihres Königs Sebastian hofften. Hatten ihnen ja doch die scheidenden Jesuiten selbst das mit Freude aufgenommene Wort „Kinder, wir kommen wieder!„ zugerufen; denn diese glaubten damals selbst an ihre Wiederkehr, meinend, der Sturm werde sich bald legen und die Sonne wieder scheinen.

Die Jesuiten — **los padres Jesuitas** oder **los santos padres**, wie sie heut zu Tage bei den Indianern heißen — leben noch unbefleckt und mit Ehrfurcht genannt im Andenken der Indianer von Chiquitos. Wenn z. B. ein Mann oder eine Frau von hohem Alter von den **santos padres** zu erzählen anfängt, so verstummt eine ganze Versammlung, und Alles hört ihnen ehrfurchtsvoll zu. Die Worte „dieser oder jener kannte die heiligen Väter, wurde von ihnen erzogen und bediente sie„ haben bei den Indianern ebendieselbe Bedeutung, als anderwärts ein Ordensband oder eine Medaille. In den Kirchen bewahren die Sakristane noch Reste von Kreuzen, Fetzen von Gewändern, Stückchen Holz oder Metall und andere aus den Zeiten der Missionäre herrührende Dinge, gleich Reliquien, mit einer Sorgfalt und einer Ehrfurcht auf, die an Schwärmerei grenzen. Diese Reliquien sind in eine

Unzahl von Papieren und Lappen eingewickelt und werden in den Ecken der besten Schubladen aufbewahrt. Ich war so glücklich, mehrere dieser Heiligthümer zu sehen und zu berühren, während der dabei stehende Indianer kaum zu athmen wagte, aus Furcht, sein sündiger Athem möchte die heilige Reliquie beflecken.

Noch geht die Sage, daß in einigen Colegio's und Kirchen nächtlicher Weile Jesuiten im vollen Ornate sich zeigen, langsam und ernst die Corridore entlang einherschreitend und dann in der Kirche wieder verschwindend. —

Große Schätze der Jesuiten liegen noch theils in den Colegio's, theils in den Kirchen vermauert und in die Erde vergraben. Die Missionäre in Chiquitos mußten bei ihrer Vertreibung hinlängliche Zeit gehabt haben, nicht nur Gold, Silber und andere Kostbarkeiten zu vergraben, sondern selbst solche Dinge, die man kaum der Mühe des Vergrabens werth halten sollte: so fand man z. B. vor drei Jahren in einem Hofe des Colegio von San José eine große Menge Kalk; die Grube, in welcher derselbe lag, war so tief und dabei so sorgfältig gegraben, ausgelegt und bedeckt, daß man schon hieraus allein schließen könnte, daß die Jesuiten hinlängliche Zeit hatten, alles, was von Werth war, auf die Seite zu schaffen. Auch die jetzige Armuth der Kirchen in der ehemals so überaus einträglichen und reichen Mission Chiquitos beweist dies. Bis jetzt sind nur wenige Schätze von Werth wieder aufgefunden worden. Die einzige Ausgrabung von Bedeutung wurde vor mehr denn 30 Jahren in dem Hauptsaal des Colegio von Concepcion gemacht, und zwar, wie es heißt, durch einen Europäer, welcher expreß um diesen Schatz zu heben aus Europa kam: ein Beweis, daß dieser Schatz sehr groß gewesen sein muß, da um seinetwillen eine so weite Reise unternommen ward, und daß ein Missionär von Concepcion ihn vergraben haben oder

doch genau darum wissen mußte, da der Freund oder Erbe desselben, welcher ihn hob, so gut die Stelle finden konnte, an der er verborgen lag. Die Geschichte ist folgende. Der Europäer erkrankte in dem Dorfe Concepcion und ward auf seine Bitte in jenen Saal gebracht, um eine frischere Luft zu genießen. Er verließ hier nie sein Zimmer, bis er zuletzt sich etwas besser fühlte und erklärte, daß er am nächsten Tage abreisen wolle, und zwar ganz früh, um in der Kühlung zu reisen. Er nahm des Abends Abschied und ließ seine Maulthiere im Corridor anbinden. Am andern Morgen um 3 Uhr hörte man die Tritte seiner Thiere, und bald war der Fremde verschwunden, um nie mehr etwas von sich hören zu lassen. Man fand alle Thüren des Saales verschlossen, und als der Schlosser dieselben geöffnet hatte, sah man nichts als einen kleinen in eine Ecke des Saales gestellten Tisch und auf demselben ein schönes großes Kreuz, welches der Fremde vermuthlich vergessen hatte mitzunehmen. Mehrere Monate nachher sollte, weil irgend ein vornehmer Besuch erwartet wurde, für diesen der Saal gereinigt werden. Man entfernte jenen Tisch, und als dies geschehen war, sank der erste Indianer, welcher auf dessen seitherigem Platz an die Wand trat, zur größten Ueberraschung der Anwesenden plötzlich unter den Boden. Da fand sich denn bei näherer Untersuchung, daß die den Estrich bildenden Backsteine an jener Stelle auf Stäbchen gelegt waren und so ein Loch verdeckten, welches über eine Elle im Quadrat hatte und in einen fest ausgemauerten Behälter von 2 Ellen Tiefe und 4 Ellen Umfang leitete. Man fand in dieser Grube noch einige Stücke Silber und Gold, welche jedoch zusammen kaum 500 Thaler Werth hatten und von dem Kranken zurückgelassen worden waren, entweder als Lohn für seine Verpflegung, oder weil er in seinen Koffern keinen Platz mehr hatte. Jetzt ist der Behälter zugeschüttet und wieder

mit Backsteinen belegt; der Saal aber ist seitdem verschrieen, und es geht die Sage, daß man des Nachts in der Grube graben und die Metalle auf den Steinen klingen höre.

Alte Indianer könnten wohl am besten über dergleichen vergrabene Schätze Auskunft geben; allein der in Chiquitos herrschende Aberglauben, daß jeder Jesuit sein Gold und Silber bewache und den Schatzgräbern den Hals umdrehen würde, beherrscht sie durch und durch, und mehrere von ihnen, die man im Beichtstuhl oder durch Schläge zur Angabe zwingen wollte, liefen davon und ließen sich nicht wieder sehen. —

Die nach der Vertreibung der Jesuiten in der Mission auftretenden neuen Gebieter füllten sich auf Kosten der Indianer den Beutel und holten, wie der Affe, mit den Füßen der Katze die gebratenen Kastanien aus dem Feuer. Aber — „wie soll man die Knechte loben, kommt doch das Aergerniß von oben!“ Endlich stürzte 1824, in Folge der Schlacht von Ayacucho, die königlich spanische Herrschaft des Landes plötzlich zertrümmert zusammen, und die republikanische und unabhängige trat an ihre Stelle. Chiquitos selbst ward, da es am Ende der spanisch-amerikanischen Welt liegt, gemäß dieser Veränderung erst 1833 republikanisch umgestaltet; und es ging auch hier wie anderwärts ganz nach dem Schiller'schen Worte: „Wo rohe Kräfte sinnlos walten, da kann sich kein Gebild gestalten!“ Jetzt erschienen dort Missionäre ganz anderer Art, nämlich solche, welche statt des Bonete die rothe Mütze trugen und neben das Kreuz den Freiheitsbaum pflanzten. Nun ging es lustig und sonderbar her. Wie sich dadurch Chiquitos umwandelte, will ich durch zwei Gleichnisse klar machen. Ich nehme einmal an, daß man plötzlich alle Thore eines Hofes, in welchem sich eine Schaar Fohlen befindet, öffnet. Welch ein Getümmel! Welche Schläge gegen einander selbst und gegen alles,

was ihnen nahe kommt! Ein Theil läuft wie verrückt auf den Feldern umher und verwüstet Alles, ein anderer rennt in das Weite, ein dritter legt sich erhitzt und erschöpft nieder, alle aber wissen bald nicht, woher sie Futter und Wasser nehmen sollen. Dann denke ich mir, daß eine Menge Menschen von allen Farben, Ständen und Meinungen mit einander plötzlich um eine alte wollene Decke hadern, welche ungeachtet einiger Löcher doch hinlänglich gut beschaffen war, um Alle zugleich zu bedecken und zu erwärmen. Der Eine zerret da, der Andere dort an derselben, die Decke zerreißt in tausend Stücke, jeder hat zuletzt nichts als ein Läppchen in der Hand, und wer allenfalls ein größeres Stück erlangte, über den fallen Alle her, indem sie ihn einen Spitzbuben, einen Feind des Vaterlandes und Verräther schelten. Ihr Leutchen in Deutschland, da habt ihr den Zustand von Chiquitos bei der Einführung der Republik in zwei Gleichnissen, welche auch für die ganze übrige Welt passen! Und nun will ich mit einigen Pinselstrichen noch andeuten, was heut zu Tage Chiquitos ist. Der Indianer ist nun frei, ist Bürger einer Republik und ein Weltmann, er kennt die Rechte des Menschen, und Chiquitos schließt sich an die civilisirten Staaten der Erde an. Alles ganz vortrefflich! Aber doch gibt es auch manchen Mann, der bei der Betrachtung des heutigen Chiquitos den Kopf schüttelt, und dem es sonderbar vorkommt, daß ein Gemisch von indianischen Nationen, die erst vor wenigen Jahren (denn was sind Jahrhunderte für die Bildung eines Volkes!) zusammengewürfelt wurden und seither stets unter der strengsten Vormundschaft gehalten, an blinden Gehorsam gewöhnt und auf das ängstlichste vom Verkehr mit andern Völkern geschieden worden waren, daß, sage ich, solche Menschen auf einmal für freie Bürger einer Republik erklärt werden und Vorlesungen über Freiheit und Gleichheit und über die Menschenrechte erhal-

ten. Ein solcher kopfschüttelnder Sonderling ist gar im Stande, die wunderschöne dreifarbige Brille, die man ihm auf die Nase gesetzt hat*), abzulegen und, indem er mit seinen natürlichen gesunden Augen die Dinge anblickt, zu behaupten, daß die für freie Bürger erklärten Chiquiteno's nichts weniger als frei sind, daß sie mehr als früher arbeiten müssen, daß sie ein elendes Aussehen haben und den Vogelscheuchen auf dem Felde gleichen, daß ihr Land keinen Handel mehr hat, daß die Einkünfte von Chiquitos kaum hinreichend sind, um die wenigen Angestellten dieser Provinz in Wachs und Lienzo (Leinwand) zu bezahlen, und daß die Schuld von Chiquitos 40,000 spanische Thaler beträgt, welche dieses Land seinen Beamten schuldet und nie bezahlen kann und wird. Derselbe Sonderling fügt noch die Versicherung hinzu, daß die Colegio's und Kirchen von Chiquitos in einem jämmerlichen Zustande sind, die Wohnhäuser einer sehr großen Reparatur bedürfen, die Gärten verwüstet da liegen, die Felder schlecht bestellt sind, die Wege nur aus einer nothdürftigen Lichtung der Wälder bestehen, daß die Zahl der Rinder, welche einst zu Hunderttausenden auf dem Boden von Chiquitos grasten, jetzt bis auf 6000 zusammengeschmolzen ist, daß der ganze Reichthum an Pferden nur 200 Stück beträgt, und daß die Zahl der Einwohner sich bis auf 16000 Seelen vermindert hat.

Das heutige Chiquitos erinnert noch durch Vieles an die Zeit der Missionäre, und der größte Theil der Gebräuche der damaligen Indianer hat sich bis zum heutigen Tage erhalten, so daß alles oben darüber Berichtete auch für die gegenwärtige Zeit gilt; allein Alles ist aus den Fugen gerissen und so zerfetzt, zerstückelt und verrenkt, daß man beim Anblick desselben wie einst Petrus hinaus-

*) Grün, Roth und Gelb, der Länge nach gestreift, sind die Farben der Republik Bolivia.

gehen und bitterlich weinen möchte. Die für Chiquitos erlassenen Dekrete der jetzigen Regierung vermögen diese Zerrüttung nicht aufzuheben. Das Mark des Baumes ist verdorrt, was helfen da gemalte Blätter! Das kunstreiche Uhrwerk der Jesuiten-Missionen stand in dem Augenblick still, wo man seine Erfinder von ihm verjagte. Am besten kam bei der totalen Umänderung der südamerikanischen Angelegenheiten, wenigstens für einige Zeit, Paraguay weg; denn nach dem Sturze der spanischen Regierung warf sich dort **el Excelentisimo Señor Doctor Don José Gaspar Rodriguez de Francia** als **Dictador perpetuo de la Republica del Paraguay** zum Herrscher auf, und dieser **Doctor graduado en la Universidad de Cordoba** *) machte als Regent den Stiftern dieser besten jesuitischen Universität in Südamerika Ehre und hatte einige Kapitel ihrer Statuten gut begriffen. Dagegen waren Mojos und Chiquitos nicht so glücklich, einen solchen Doctor zu besitzen, sondern kamen gerades Wegs unter die rothe Mütze; von beiden Ländern aber erhielt Mojos verständigere Gesetzgeber, als die von Chiquitos waren, und befindet sich deshalb in einer ungleich bessern und verhältnißmäßig noch ziemlich guten Lage **). Auch Paraguay hat mit dem Tode des Doctors seine Ruhe verloren und spielt jetzt mit den Föderalen und Unitarios der argentinischen Republik (oder besser Republiken) den **diable à quatre**, während Chiquitos und Mojos schon daran gewöhnt sind auf Einem Beine einherzustolpern. —

*) Cordoba, jetzt die Hauptstadt der gleichnamigen Provinz der argentinischen Republik.

**) Nach der in der Vorrede angeführten Schrift Carrasco's ist die Lage der Mojener eine im höchsten Grade traurige; da aber diese Schrift älter ist als das vorliegende Werkchen des Hrn. Bach, so könnte es sein, daß die Lage der Mojener den Wünschen und Vorschlägen Carrasco's gemäß in den letzten Jahren geändert worden ist. Kr.

Der langen Rede kurzer Sinn ist: daß die Vertreibung der Jesuiten ein außerordentlich großes Unglück für Südamerika war, daß dadurch eine im Inneren desselben entstandene schöne Blüthe der Cultur vernichtet ward, und daß in Folge dieser Vertreibung Hunderttausende von Indianern uncivilisirt und unbekehrt in den Wildnissen blieben und wer weiß wie lange noch bleiben werden. Hätten die Missionen fortgedauert, so wären in der kurzen Zeit eines Jahrhunderts alle Stämme des Gran Chaco und ebenso alle um die übrigen Missionen wohnenden Indianer entwildert worden.

Wohl möglich, daß der Jesuitismus die Unabhängigkeit der spanischen Colonieen aufgehalten und verzögert hätte! Aber es wäre eine Unmöglichkeit gewesen, den Umschwung des Weltrades, welcher diese mit sich brachte, zu hemmen, und der helle Verstand der Missionäre würde dies gewiß nicht versucht haben und sich selbst von demselben nicht haben zermalmen lassen. Jene Unmöglichkeit einsehend, würden sie gewiß zur rechten Zeit die Fahne der Unabhängigkeit aufgesteckt haben; und da sie das **savoir faire et vivre** aus dem Grunde verstanden, so wäre vielleicht in den neuen Freistaaten Südamerika's weniger Bürgerblut geflossen, als leider! vergossen worden ist. Wenigstens würde, wenn jenes geschehen wäre, doch jetzt ein Lichtstrahl von Hoffnung zu erblicken sein, daß das im Dunkel einer vielleicht sehr fernen Zukunft verborgene Ende der gegenwärtig herrschenden tollen Anarchie nahe sei. Vielleicht wären durch die Klugheit der Jesuiten konstitutionelle Kaiser auf den Thron erhoben und auf demselben befestigt worden. —

Nun zum Schlusse noch ein Wort über das Schicksal der jesuitischen Bibliotheken in Chiquitos! Es erging diesen herrlichen Sammlungen ebenso, wie der berühmten Alex-

andrinischen Bibliothek. Kein Omar*) und keine Wilden des Gran Chaco vernichteten dieselben, sondern es waren Christen, welche dies thaten, geistige Verwandten jenes Theodosius, welcher (390 n. Chr.) die Alexandrinische Bibliothek zerstören ließ. Sie machten aus einem großen Theile der jesuitischen Schriften Patronen oder gebrauchten sie zum Biscuit-Backen und zu Laternen; und es ging mir wie dem Geschichtsschreiber Orosius, welcher in Alexandria nur noch die leeren Schränke jener Bibliothek sah. Doch war ich etwas glücklicher als er; denn Einiges fand ich noch in den Winkeln der Sakristeien und den Zimmern der Pfarrer und Administradores. Diesen Ueberrest konnte ich jedoch nur nach einem Kampfe mit Ratten, Mäusen, Motten, Ameisen, Scorpionen, Spinnen und Tausendfüßen erlangen, und er war von diesen Feinden so sehr verheert, daß ich nach aller angewandten Mühe nur zerfetzte Bücher, zernagte Manuscript-Bände und einzelne lose Blätter besaß. Die von mir aufgefundenen Reste bestanden in Bruchstücken von Büchern in allen Sprachen, vorzüglich in Italienisch, Deutsch, Französisch, Englisch, Holländisch, Spanisch, Portugiesisch, Lateinisch, Griechisch und Hebräisch. In Santo Corazon und Santiago fand ich, wie schon oben bemerkt ward, viel Italienisches und Deutsches, namentlich Blätter von Gellert, Uz, Opitz, Reuchlin, Hutten und sogar einige Strophen des bekannten Liedes Eine feste Burg ist unser Gott von Luther. Außerdem erhielt ich eine Anzahl von scholastischen Spitzfindigkeiten, Gebetbüchern, Predigten und anderem geistlichen Bücher-Geräthe. Die aufgefundenen Predigten, Grammatiken und Wörterbücher, in der Landessprache abgefaßt, beurkunden

*) Man schreibt, wie bekannt ist, dem zweiten Khalifen Omar, unter welchem 639 n. Chr. Geb. Egypten erobert ward, irrthümlich die Verbrennung der großen Alexandrinischen Bibliothek zu.

den eisernen Fleiß der Jesuiten: noch jetzt haben die Pfarrer von Chiquitos keine anderen Predigten, als die von den Missionären verfaßten, und diese kommen ihnen vortrefflich zu Statten. Von Landkarten fand ich nur einzelne Fetzen; die von den Jesuiten verfertigten Karten sind aber, wie man allgemein anerkennt, ebenso wie ihre Geschichten und Geographieen jener Länder noch jetzt die besten und sichersten Wegweiser. — Ein Beweis der kleinlichen Rachsucht der Nachfolger der Jesuiten ist, daß man manchmal die Blätter herausgerissen findet, auf welche ein Missionär etwas geschrieben hatte, oder auch daß in gedruckten Büchern einzelne Blätter ganz oder zur Hälfte fehlen, was auf ein Lob des Ordens oder auf irgend eine Auskunft zu seinen Gunsten zurückschließen läßt. O diese elenden Herostrate und Homeromastire! Wie der Tempel der Diana zu Ephesus und der göttliche Homeros im Andenken aller Zeiten leben, so werden auch jene Missionäre unsterblich sein, während ihre Feinde und Verläumder mit ihren Namen und Thaten in die Nacht der Vergessenheit begraben sind!

13. Zur Beurtheilung der Jesuiten von Südamerika und des Verfahrens gegen sie.

Wer waren, ihrem innersten Wesen nach, die Jesuiten von Südamerika? War namentlich dieser Orden — wie man schon öfters gesagt hat — eine geheime, geschlossene Gesellschaft, und waren sie vielleicht auch Freimaurer? Das Erstere muß man nach ihren Statuten vermuthen, sowie nach ihrem Leben und Weben, Handel und Wandel, Dichten und Trachten, diesen besten Maßstäben menschlicher Tendenzen und Bestrebungen. Das Zweite glaube ich selbst mit fester Ueberzeugung, und ich wage zu behaupten, daß wenigstens die Jesuiten der Mission Chiquitos Freimaurer waren. In den Ueberresten ihrer Bibliotheken

fand ich zwar nichts darauf Hindeutende (Papier ist ja leicht zu zerstören!), wohl aber in denen ihrer Bauwerke. Man betrachte und studiere z. B. genau den Corridor der Kirche von San Ignacio, welcher auf den Hof des Colegio geht, sowie das Presbiterio und die Sakristei ebenderselben Kirche. Was sich hier zeigt, das kann nicht etwas Zufälliges sein, das ist zu handgreiflich, das kann man ja sozusagen mit allen fünf Fingern und mit beiden Händen fassen und greifen! Ueber den delikaten Punkt, auf welchen wir hiermit kommen, nur so viel: Die Jesuiten waren echte Proteuse; der Jesuit außerhalb seines Colegio war durchaus verschieden von dem Jesuiten innerhalb desselben; ihr Wissen, ihre Bildung und ihr Streben nach Aufklärung (d. h. für sich allein) mußten eine hohe Scheidewand bilden zwischen ihnen und ihrer im Finstern tappenden Umgebung. Ich hätte wohl die Gespräche belauschen mögen, welche die Jesuiten des Nachts bei verschlossenen Thüren in ihren Colegio's mit einander führten.

Materialismus war gewiß nicht die Grundlage ihrer Lebensansichten; denn dazu waren sie zu vernünftig, zu gebildet und zu arbeitsam; aber gewiß waren sie auch ebenso wenig gute römisch-katholische Christen. Köhlerglauben durfte man bei ihnen am wenigsten suchen; und doch waren die meisten von ihnen Enthusiasten, die ihr Leben in die Schanze schlugen. War nun dieser Enthusiasmus Religionsschwärmerei? Das konnte nicht sein; denn sie waren denkende Männer und grübelten bei Allem nach dem Warum und Weswegen. War es begeisterte Menschenliebe? Dazu waren sie zu kalter Natur, zu schlau und zu interessirt. War es blinder Gehorsam gegen ihre Ordens-Statute, ihre Vorgesetzten und ihre Eidschwüre? Dazu waren sie alle zu tief in das Reelle und den eigentlichen Endzweck ihrer Statuten eingeweiht. War es das Streben nach Reichthum? Dann hätten sie den Werth des

Lebens nicht so gering angeschlagen, daß sie sich Strapazen, Gefahren und dem Tode aussetzten, um das zu erringen, was sie auf andern Wegen weit leichter und gefahrloser hätten erlangen können. Geschah es des Nachruhms und der Unsterblichkeit ihres Namens wegen? Das würde mit ihrem Wesen und Handeln nicht in Uebereinstimmung zu bringen sein; denn sie selbst führten das Sprichwort **Mejor es que digan de mi: aqui corrió, y no: aqui murió** (es ist besser, daß man von mir sage: hier lief er! als: hier starb er!) im Munde, und sie waren so wenig idealisch und unpraktisch in ihrem Streben, daß einst ein Jesuit einem Karthäuser auf sein **Memento mori** die Antwort gab: „Fahre zum Teufel mit deinem Spruche! Gedenke an das Leben, alles Andere wird sich von selbst finden!“ — Was war denn aber die wirkliche Triebfeder unserer Jesuiten und das eigentliche Lebens-Element, das jene Riesenmacht, Jesuitismus genannt, Jahrhunderte lang in steter Kraft und Blüthe erhielt? Dieses leitende und erhaltende Lebens-Princip der Jesuiten war vielleicht nicht ein einzelnes, sondern aus allen so eben angeführten Triebfedern zusammengesetzt, aus einem kleinen Theil von Liebe zum Ruhm, aus einem noch einmal so großen Theile von Menschenliebe, aus einem etwas größeren Theile von blindem Gehorsam, aus einem noch größeren Stücke von Religionsschwärmerei und aus einem ganz großen Theile von Liebe zum Geld. Die Vereinigung dieser verschiedenen Bestandtheile war dasjenige, was den Jesuiten zum Missionär und Menschenbeglücker machte. —

Man hat den Jesuiten von Südamerika unter Andern auch Vergehungen gegen das Gelübde der Keuschheit vorgeworfen. Ich will diese Männer nicht als Eck- und Probsteine der Moral, als Engel und Heilige ausposaunen: sie waren Menschen und schwache Sterbliche eben so gut

wie alle Sprößlinge Adam's. Man hat geheime Ausgänge aus ihren Colegio's entdeckt, durch welche gewiß des Nachts ein starker Contreband getrieben wurde, und ich kenne selbst mehrere Indianer, welche Enkel von Missionären sind, und glaube, daß jene Männer keine Märtyrer des Cölibats waren; aber das behaupte ich auf das bestimmteste, daß sie durchaus keinen öffentlichen Scandal veranlaßten und allen Anstoß dieser Art sorgfältig vermieden, und zwar, weil dies ihr eigenes Interesse verlangte und das Interesse bei Jesuiten wie bei Nicht-Jesuiten die Welt im Gang erhält. Eine ihrer Haupt-Maximen war, stets den öffentlichen Scandal zu vermeiden, und sie waren in dieser Hinsicht im Allgemeinen sehr streng. Freilich gab es auch in Bezug hierauf Ausnahmen und noch dazu schlimme Ausnahmen, allein Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer. —

Die Haupt-Ursachen des Untergangs der Jesuiten waren wohl die Furcht und Habsucht der Könige, der Neid und die Habgier des Adels und des Klerus und endlich der Reichthum, die Macht, der Stolz, die Ehrsucht und die Unbiegsamkeit der Jesuiten. Unbiegsam namentlich und stolz waren sie, und im Gefühl ihres höheren äußeren und inneren Werthes konnten sie sich mit keinem anderen Mönchs-Orden vertragen, höchstens etwa mit den Karthäusern, weil diese durch ihr ewiges Schweigen keinen Anlaß zu Erörterungen gaben.

Ob die Aufhebung der Gesellschaft Jesu in Betreff Europa's zweckmäßig war, wage ich nicht zu entscheiden. Wohl mag sie dies gewesen sein, da dieser gebildete Welttheil der Jesuiten nicht bedurfte und sie sich gemäß ihren Statuten wohl leicht der zunehmenden Aufklärung entgegenstemmten. Aber ganz anders verhält sich die Sache in Bezug auf Südamerika, welches bei seiner Entdeckung größtenheils von Wilden bewohnt ward, und dessen übriger Cultur-Zustand, selbst unter der so hoch gepriesenen Regierung der Inka's, weit von dem Grade von Aufklärung entfernt war,

welchen Marmontel*) und Andere, nicht als Geschichtschreiber, sondern als Novellen- und Komödien-Fabrikanten, in Betreff jener Peruaner rühmend ausposaunten. Die Eroberer jener südamerikanischen Länder aber konnten die Masse von verschiedenen indianischen Stämmen nicht entwildern, sowohl wegen ihrer eigenen geringen Zahl, als auch wegen ihrer Goldgier, wegen ihrer Rohheit und aus manchen andern Gründen. Die Mönche der anderen Orden endlich waren auch nicht dazu geeignet, weil ihre leitenden Ideen nicht umfassend genug waren. Stifteten auch die Franziskaner einige Missionen, wie z. B. die von Apolobamba (die jetzige Provinz Caopolican im Departement La Paz) und die der Cordillera de Sauces (die jetzige Provinz Cordillera im Departement Santa Cruz de la Sierra) und einige andere, so waren diese Gründungen doch blos Krüppel und Zwerge im Vergleich mit den so gut gedeihenden und gigantischen Missionen der Jesuiten. Da ich, mit dem Einsammlen der China-Rinde beschäftigt, drei Jahre in Apolobamba zubrachte, so bin ich wohl im Stande mitzusprechen, wenn von den Franziskaner-Missionen die Rede ist. Nur die Jünger eines Laynes**), diese Mönche sui generis, waren zur Bekehrung und Civilisirung der Indianer vollkommen befähigt.

Handelte man nun aber, nachdem die Jesuiten diese Civilisirung zu Stande gebracht hatten, gerecht, indem man sie aus ihren Missionen vertrieb, ihr ganzes dortiges Eigenthum in Beschlag nahm und ihnen nicht die geringste Entschädigung dafür gab? Gewiß nicht. Hatten sie denn nicht diese Missionen mit ihrem Blute, mit unsäglichen Strapazen, Entbehrungen und Anstrengungen, mit großen Summen ihres eigenen Geldes sich erworben? Die Mis-

*) I. Fr. Marmontel, Les Incas ou la déstruction du Pérou, Paris 1777.

**) Jacob Laynez, der zweite General und eigentliche Gründer des Jesuitismus; er starb 1561.

sionen waren einzig und allein ihre Schöpfung, ihr Besitz, ihr Eigenthum, und die Indianer des Landes waren so zu sagen ihre Söhne und Töchter; denn sie hatten dieselben neu geboren, auferzogen, unterrichtet und aus thierartigen Geschöpfen zu Menschen und Christen umgebildet. Welches Recht hatten ihre Feinde, sie aus ihrer segensreichen Wirksamkeit zu vertreiben und ihnen ihr Eigenthum zu entreißen?

„Die Jesuiten wollten sich für unabhängig von der spanischen Krone erklären, und in Paraguay griffen sie sogar gegen dieselbe zu den Waffen" — dies ist die Anklage, die man gegen sie machte. Allein das damals sich verbreitende Gerücht von einem jesuitischen Kaiser in Paraguay, mit Namen Nicolao I., war und ist ein armselig ausstaffirtes Mährchen; und die sogenannte Universalmonarchie, nach welcher die Jesuiten gestrebt haben sollten, war gleichfalls nichts weiter oder höchstens der gutmüthige Traum einiger schwärmerischen Mitglieder des Ordens, und der Glaube an dieselbe oder wohl gar die Furcht vor ihr war gewiß noch zehnmal abgeschmackter als die Idee jener Träumer. Daß aber die Jesuiten, als man sie vertreiben wollte, sich zur Wehr setzten, finde ich ganz natürlich und vollkommen recht; denn wer dürfte mich tadeln, wenn ich demjenigen mein Haus verschließe, der mir dasselbe durchforschen, mein Weib und meine Töchter verführen, meine Söhne und mein Gesinde gegen mich aufwiegeln und dann noch obendrein mich bei der Obrigkeit anschwärzen will? und wer könnte gemäß irgend einem göttlichen oder menschlichen Rechte mich tadeln, wenn ich mit aller in meiner Macht stehenden Gegenwehr den empfange, der mich selbst aus meinem eigenen Hause vertreiben will? Die Jesuiten hatten freilich schon lange vorher in ihren Missionen kriegerische Anstalten gemacht, das ist wahr; allein darin hatten sie auch ganz und gar Recht. Sie mußten z. B. in Paraguay durchaus einen Theil ihrer Indianer zu Sol-

daten einüben und ihre Dörfer mit Mauern umgeben und mit Geschütz versehen, weil sie sich gegen die portugiesischen Räuberhorden zu schützen hatten. Man unterrichte sich, um diese Nothwendigkeit einzusehen, von den Verwüstungen, welche die Pauliſten *) und ihre Alliirten, die wilden Guaicuru's **), anrichteten; und man lese die Geschichte von Mojos und Chiquitos und die des Vice-Königreichs La Plata, um den Charakter solcher wilden Völker und die Animosität der Portugiesen und Spanier kennen zu lernen. — Daß die tapferen Indianer Uruguay's, von jesuitischen Officieren angeführt, die Portugiesen mehrmals gänzlich in die Flucht schlugen und sich jedes Mal des feindlichen Lagers bemächtigten, war eine sehr heilsame Lehre und eine passende Auslegung des 7ten Gebots „Du sollst nicht stehlen!" und beweist außerdem, daß die Missionäre in alle Sättel paßten. —

Das Geheimnißvolle und Dunkle, welches über den jesuitischen Missionen schwebte, vergrößerte die Zahl der gegen sie vorgebrachten Beschuldigungen. Man wußte nicht, was man aus diesen Leuten machen sollte, und redete deshalb Böses von ihnen: ganz natürlich, denn dies war, ist und wird der Gang der Welt sein. Welche Mährchen und Wunderdinge wurden nicht früher von Hindostan, China und Peru erzählt! welche Fabeln von Paraguay in Umlauf gebracht! Das Geheimnißvolle der Vehme, der Inquisitions-Gerichte und der Regierung des Doctor Francia that dem Andenken dieser Dinge mehr Eintrag, als alle jene furchtbaren Justiz-Morde, von welchen ebenfalls die Hälfte erlogen ist. Ich will einmal annehmen, daß alle gegen die Jesuiten vorgebrachten Beschuldigungen wahr gewesen wären; dessenungeachtet kann ich es nicht für gerecht

*) Die Einwohner der brasilianischen Provinz San Paulo.

**) Ein Indianer-Stamm im Gran Chaco, vortreffliche Reiter und früher sehr mächtig, jetzt aber durch ihre Kriege mit den Toba's sehr geschwächt und ohnmächtig.

oder für klug halten, daß man so gegen sie verfuhr, wie man that. Spanien hätte, wenn jene Vorwürfe gegründet waren, die Jesuiten bestrafen und einschränken, aber nicht ihren Orden aufheben und so zugleich sie vernichten und sich selbst schaden sollen. Der König hätte die Missionen bestehen lassen und jedes Jahr einen Beamten abschicken sollen, um dieselben zu besichtigen, die Indianer zu zählen und die dortigen Verhältnisse zu untersuchen; und ebenso hätte man eine jährliche Visitation des nächsten Bischofs anordnen sollen. Auf diese Weise wäre die königliche Schatzkammer befriedigt und das Recht der weltlichen und der geistlichen Gewalt sicher gestellt worden. Den Missionären und ihrer Wirksamkeit wäre dadurch im Wesentlichen kein Eintrag geschehen, und ihre Missionen wären im Flor erhalten und durch neu angelegte vergrößert worden. Die spanische Regierung hätte in Bezug auf die Jesuiten das **Sint, ut sunt, aut non sint!** *) gelten lassen sollen, anstatt auf die Vernichtung des Ordens hinzuarbeiten; dann wäre nicht jenes **Sollicitudo omnium** **) nöthig geworden, durch welches eine Tracht von 1773 in die von 1814 zugeschnitten wurde und ein so groteskes und unmodisches Aussehen erhielt, daß sie von der Welt spottend aufgenommen und überall, wo sie sich zeigte, verhöhnt ward.

14. Schlußwort.

Es ist eine allgemeine Gewohnheit, die Vergangenheit herauszustreichen, die Gegenwart herunterzuziehen und für die Zukunft alles Schlechte zu prophezeien. Man wird auch mir den Vorwurf machen, dies gethan zu haben. Man mache mir ihn, mir selbst liegt nichts daran! Ich

*) „Sie mögen bleiben wie sie sind oder ganz eingehen!" Worte des Jesuiten-Generals Lorenz Ricci, als er der Abänderung der jesuitischen Verfassung seine Zustimmung verweigerte.

**) Die Anfangsworte der Bulle, durch welche Pius VII. am 7. August 1814 den, durch Klemens XIV. am 21. Juli 1773 aufgelösten, Jesuiten-Orden wiederherstellte.

bin nie in Sacchsauaman und Ollantaitambo*) auf die Knice gefallen, um die Sonne anzubeten; ich habe das Inquisitions-Gebäude in Lima besucht, ohne nach allgemeinem Brauche das Gesicht zu verziehen und mit den Zähnen zu blöken; ich habe nie auf den Schneehöhen der Anden mich gewaltsam zum Gefühl furchtbarer Erhabenheit gesteigert und bin in den Thälern von Peru nie kindisch sentimental geworden; ich bin beim blassen Schein des Mondlichts in den langen Corridoren der Colegio's auf- und abgegangen und habe mich dann am Fuße des Haupt-Altars niedergesetzt, ohne, wie Hoffmann, Gespenster zu sehen oder, wie Volney auf den Ruinen von Palmyra, ein Renegat zu werden oder, wie Gibbon, barbarische Zeitalter anzustaunen und einen Triumph-Gesang anzustimmen. Zu allen diesen schönen Dingen bin ich zu flach und zu spiesbürgerlich gesinnt. Ich bin ein Freund des Handgreiflichen: ein gut angebautes Feld, ein wohl gepflegter Viehhof, ein festgezimmertes und gemächlich eingerichtetes Haus und in diesem Leute mit vollen Backen und reiner Kleidung, deren Haupt-Charakter Einigkeit und Arbeitsamkeit ist, — das sind die Dinge, welche ich für mein Leben gern sehe. Lerne ich irgendwo einen Hausvater kennen, der bei sich Alles in dieser Weise geordnet und eingerichtet hat, so biete ich ihm die Hand und sage ihm: „Brav, recht brav! Sie sind mein Freund, und gern stehe ich zu Diensten, wenn ich Ihnen in etwas dienen kann." Aus eben demselben Grunde sage ich auch: „Die Jesuiten von Chiquitos sind meine Freunde, nnd ich werde ihnen dienen soweit meine Kräfte reichen." Die Muse der Geschichte freilich, wie sie gewöhnlich auf dem Markt des Lebens umherwandelt, spricht andere Ansichten aus.

*) Zwei Festungen der Inka's, die erstere in Cuzco, die andere 9 Stunden entfernt am Flusse Vileabamba; der Weg zu Letzterer führt über Urubamba.

Allein wenn dieselbe Menschen wie Ludwig XIV. und Andere zu Engeln erhebt, so darf ich doch wohl aus meinen Missionären Menschen machen. Es ist wahr, ich bin keine Klio, sondern nur ein armer Landmann, welcher Zuckerrohr macht und Baumwolle rupft; aber ich besitze doch neben meinem ordinären Spiegel noch einen zweiten, von welchem die strengste Unparteilichkeit der Geschichte zurückstrahlt, und der mir Verdrehungen der Wahrheit, fehlerhafte und nachlässige Abschreibungen und Uebersetzungen, willkürliche Weglassungen und andere Dinge der Art, die aus Neid, Nationalstolz, Liebe zum Geld, Wunsch nach Anstellung, Sehnsucht nach einem Ordenszeichen oder einem Stück Land u. dgl. m. entspringen, als dasjenige zeigt, was sie sind. Ach Gott! meine Unparteilichkeit ward durch diese Schrift nichts weniger als auf die Probe gestellt; denn ich lebe ja nur unter jenem liebenswürdigen Gesindel, welches man Chiquiteno's nennt, und welchen Gewinn sollte ich von Deutschland her für diese meine historische Bemühung erwarten!

Man wird vielleicht sagen: „Dieser Mensch schreibt aus Grillen, Egoismus und langer Weile." Ach! die Grillen werden mir durch die Moskito's und die lieben Indianer vertrieben; und ein Egoismus, wie man ihn damit mir vorwürfe, würde hier zu Land sehr schlecht seine Fortüne machen, denn hier bewundert niemand die Tonne des Diogenes; um aber mit einer Laterne in der Hand herumzuschlendern, dazu gebricht es mir an Zeit, denn mein Mais muß gesäet, meine Yucca gereinigt, mein Tabak gepflückt, meine Baumwolle gesponnen, mein Zuckerrohr gemahlen, mein Dach ausgebessert und ein neuer Strohhut verfertigt werden. — „Doch aber — höre ich ausrufen — hat er Zeit genug, um die Jesuiten zu loben, er, der wohl gar selbst ein Protestant ist!" Ei, an Sonn-, Fest- und Regentagen hat man manchmal Zeit sich mit verständigen Landwirthen zu unterhalten und Anderes zu thun; und

sollte ich ein Ketzer sein, nun so gibt dies ja diesem Büchlein noch einen höheren Werth, denn seine Todfeinde zu loben **voilà ce qu'on appelle sublime et magnifique.** —

Nun aber muß ich mich von meinen Lesern trennen. Sollte ihnen meine Sprache hier und da allzu bestimmt und keck geschienen haben, so mag sie meinetwegen dieses Aussehen haben oder auch in Wirklichkeit so sein! Man bedenke aber auch, daß ich über das abgehandelte Thema mehr sagen kann, als viele Andere, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ich dasselbe an Ort und Stelle zu erkennen gesucht habe und wirklich mehr davon weiß, als viele Andere. Sollte man Zweifel erheben, Einwendungen machen und widersprechen wollen, so wäre das ganz in der Ordnung. Am besten aber wäre es, wenn so ein Herr Gottlieb Merk's selbst die Feder ergriffe und dies als Recensent thäte; denn hinter dem Studiertische in Deutschland kann man ja natürlich weit genauere und richtigere Kenntnisse von den ehemaligen hiesigen Missionen sich erwerben, als auf südamerikanischen Reisen während 20 Jahren und durch einen achtjährigen Aufenthalt in Chiquitos. Doch — jetzt muß ich auf das Feld; denn heute hat die Baumwollen-Ernte angefangen, und die Schlingel von Indianern gehen arg mit den Stauden um. Also „Junge, sattle mir das Pferd!" Ich möchte zwar gar zu gern mein Büchlein noch mit einigen erbaulichen Worten schließen, z. B. mit einem Elogium auf Ganganelli, Pombal, Aranda und Choiseul und auf lebende Philosophen, welche die Jesuiten nur von Europa her kennen und durchaus keine Vorstellung von ihrem Thun und Treiben in den Wäldern Südamerika's haben; allein mein Pferd ist gesattelt, und meine Baumwolle liegt mir mehr am Herzen als alle Philosophen Europa's, und so entlasse ich denn meine Leser

in majorem Dei gloriam!

Karte der Provinzen
Mattogrosso, Chiquitos, Otuquis etc.

entworfen von

HERRN JOSÉ LEON DE OLIDEN

zu seiner Reise auf dem Flusse

PARAGUAY etc.

herausgegeben im Jahre 1841 von

Mauricio Bach,

Secret. von Otuquis.

Lith. Inst. v. E. Baensch jun. i. Magdeburg.

Verlag v. Emil Baensch i. Magdeburg.

Maasstab von 5 10 15 20 25 geogr. Meilen

Nachrichten

über die

Provinz Valdivia,

besonders für solche,

die dorthin auswandern wollen.

Von

Bernardo E. Philippi,

Ingenieur-Major in Diensten der Republik Chile und Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften.

Mit einer Karte.

Cassel,

in Kommission bei G. E. Vollmann.

1851.

Gedruckt bei Fr. Scheel in Hessen-Cassel.

Vorrede.

Da meine Rückkehr nach Chile nahe bevorsteht, so will ich von meinem ehemaligen deutschen Vaterlande nicht scheiden, ohne denjenigen meiner Landsleute, welche sich für das neue, im südlichen Chile erblühende Deutschland interessiren und vielleicht daran denken, sich ebenfalls dort eine glücklichere Heimath zu begründen, einige Nachrichten über diesen Landstrich zurückzulassen. Vielleicht hätte ich schon früher dieselben der Oeffentlichkeit übergeben sollen; zwei Rücksichten haben mich indessen bisher davon abgehalten. Ein Mal wollte ich den Auswanderungslustigen die Bedingungen, unter denen die Chilenische Regierung die dortige Ansiedelung gestatten will, erst vollständig darlegen können; zweitens — und dies ist der Hauptgrund, weshalb ich mit gegenwärtigem Schriftchen so lange zurückgehalten habe —

wünschte ich die Bestätigung meiner Schilderung der Vortheile, welche das südliche Chile für eine deutsche Niederlassung darbietet, durch die Berichte derjenigen Personen geben zu können, welche auf meine Veranlassung sich bereits dort niedergelassen hatten. Hierzu bin ich gegenwärtig in den Stand gesetzt, und die in den Anlagen mitgetheilten Briefe deutscher Ansiedler liefern den vollständigsten Beweis, daß meine Angaben über Valdivia die reine, ungeschminkte Wahrheit sind, daß ich dabei nichts vortheilhafter geschildert, als es in Wirklichkeit ist, und keine Schattenseite und keine Schwierigkeit verschwiegen habe.

Es bedarf wohl keiner besonderen Erwähnung, daß ich, so lange ich noch in Deutschland weile, gern bereit bin, Auswanderungslustigen mit specielleren Nachrichten zu dienen, und dafür Sorge tragen werde, daß nach meiner Abreise ein zuverlässiger Mann mein Stellvertreter in dieser Beziehung wird.

Cassel, den 10. April 1851.

B. E. Philippi.

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
Lage und Größe	1
Gewässer	6
Klima	9
Salubrität	11
Erdbeben	11
Mineralogische Beschaffenheit	11
Pflanzenreich	13
Thierreich	21
Amphibien	24
Fische	25
Schaalthiere	26
Insekten	26
Bevölkerung	28
Geschichte	28
Die Eingeborenen treten das Innere der Provinz Valdivia, Osorno, ab	30
Erste Niederlassung von Deutschen in Valdivia	31
Schilderung der Indianer	34

Seite

Tracht derselben ... 35
Indianische Knechte ... 36
Es ist kein schroffer Gegensatz zwischen Indianern und Spaniern ... 37
Charakter der Spanier ... 38
Missionen ... 38
Abnahme der indianischen Bevölkerung ... 40
Lebensweise der Indianer ... 41
Speisen ... 43
Lebensweise der Spanier ... 44
Städte der Provinz ... 44
Rindviehzucht ... 45
Wildes Rindvieh ... 47
Pferde ... 47
Maulthiere und Esel ... 49
Schaafe ... 49
Ziegen ... 50
Schweine ... 50
Ackerbau ... 50
Geräthe des Landmanns ... 51
Mühlen ... 51
Harina tostada ... 52
Bereitung der Chicha ... 53
Destillation des Branntweins ... 53
Weberei der Valdivianer ... 54
Zubereitung des Leders ... 55
Gewerbe, die zu empfehlen sind ... 55
Geld cursirt wenig ... 56
Gebräuchliche Münzsorten ... 57
Chilenische Verfassung ... 58
Allgemeine Rechte eines jeden Chilenen ... 58
Präsident ... 59
Congreso nacional ... 59

Seite

Gerichtsbehörden 60
Bürgschaften für die Sicherheit der Person und des Eigenthums 61
Oeffentlicher Unterricht 62
Geistlichkeit 63
Verwaltungs-Behörden 63
Militär-Verfassung 64
Ausgaben des Staates 65
Einnahmen des Staates 66
Staatsschuld 67
Ertrag der Zölle 67
Zehnten 68
Catastro 68
Alcabala 68
Patente 68
Staatsländereien 69
Metallproduktion 69
Gesetzliche Bestimmungen über Bergbau 71
Schluß des ersten Abschnittes 72
Reise von Europa nach Valdivia 74
Instruktionen vom 18. Juli 1848 76
Instruktionen vom 29. Mai 1850 82
Anhang 1.
Auszug aus einem Briefe des Dr. C. W. Mösta aus Zierenberg, jetzt Professors in Coquimbo, an seine Aeltern 85
Anhang 2.
Schreiben des Schreiners Lorenz Hollstein aus der Gegend von Rotenburg in Kurhessen an seine Verwandten 90
Anhang 3.
Wörtlicher Auszug aus einem Briefe des Schmieds Aubel aus Rotenburg an seine Verwandten 96

Seite

Anhang 4.

Wörtlicher Auszug aus einem Briefe des Müllers Klix aus Mühlrose an seine Söhne 102

Anhang 5.

Kurze Nachricht vom See Llauquihue 108

Depesche des Gouverneurs von Valdivia, Sr. Don Vincente Perez 116

Nachtrag.

Brief von C. Anwandter 121

Ueber Schiffsgelegenheiten 122

In der neuesten Zeit hat das südliche Chile, namentlich die Provinz Valdivia angefangen, die Aufmerksamkeit der auswanderungslustigen Deutschen auf sich zu ziehen. Es sind seit dem Jahre 1848 etwa 1000 Personen dorthin übergesiedelt, worunter 5 — 600 direkt von Hamburg und Bremen abgegangen sind, und eine größere Anzahl wird wahrscheinlich in diesem Jahre sich dort eine neue Heimath begründen. Diese Gegend der Erde ist sehr wenig bekannt, in keinem Buche findet man etwas Ausführliches darüber gesagt, und alle Reisende, welche Südamerika durchwandert, haben dieses Ländchen entweder gar nicht, oder nur höchst flüchtig besucht. Ich darf daher glauben, daß einige Nachrichten über dasselbe nicht nur denjenigen Personen, welche dorthin auszuwandern beabsichtigen, sondern auch einem größeren Publikum willkommen sein werden. In einem Anhange werde ich Auszüge aus Briefen von solchen Personen folgen lassen, welche sich dort angesiedelt haben, diese werden meine Nachrichten theils bestätigen, theils manche Einzelnheiten lebendiger und anschaulicher machen.

Lage und Größe.

Diejenigen Gegenden der Republik Chile, welche zur Ansiedelung deutscher Colonisten sich vorzugsweise eig-

nen und von denen hier die Rede sein soll, sind die Provinz Valdivia und derjenige Theil der Provinz *Chiloë*, welcher auf dem Festlande liegt. Dieser Landstrich wird im Norden vom Gebiet der freien *Araukaner* begrenzt, im Osten durch die hohen Cordillere der Anden von den Pampas von Buenos Ayres geschieden, im Süden von dem Meerbusen von *Reloncavi**), so wie vom Canal von *Chacao*, welcher das Festland von der Insel *Chiloë* trennt, und endlich im Westen vom stillen Ocean bespült. Er reicht vom 39° 24′ S. Br. bis zum 41° 47′ S. Br. und hat mithin eine Längenausdehnung von 36 deutschen Meilen, wobei die Breite vom Meere bis zur Cordillere durchschnittlich 19 deutsche Meilen beträgt, so daß man den Flächeninhalt dieses Gebiets auf 650 — 680 deutsche □Meilen anschlagen kann. Es ist mithin etwas größer als das Königreich Belgien oder das Königreich der Niederlande, und nicht viel kleiner als das Königreich Hannover.

Wollte man die offizielle Eintheilung der Regierung zum Grunde legen, nach welcher der größte Theil des Gebietes der unabhängigen *Araukaner* zur Provinz Valdivia gerechnet wird, so würde jener Flächenraum um 3 — 400 □Meilen zu vergrößern sein.

Die Cordillere der Anden bildet hier eine einfache, verhältnißmäßig schmale Gebirgskette, welche sich bis über die Grenze des ewigen Schnees erhebt, die hier in

---

*) Die mit geradstehenden lateinischen Lettern gedruckten Namen sind spanischen, die mit schrägstehenden indianischen Ursprungs.

etwa 6000 Fuß Meereshöhe *) liegen mag, und tragen die Vulkane von *Panguipulli* und von *Puychue*, ein dritter Vulkan, der bald nach dem Städtchen Osorno, bald nach dem Städtchen *Calbuco* genannt wird, liegt isolirt vor den Cordilleren auf einer Halbinsel im See *Llauquihue;* und der Vulkan von Villarica, der von so vielen Punkten in der Provinz Valdivia aus erblickt wird, liegt schon im Gebiete der freien Araukaner.

Hart an der Küste und parallel mit der Cordillere streicht ein zweites Gebirge, die Küstenkette, Cordillera de la Costa, welches im Mittel etwa 1500 Fuß hoch sein, in den höchsten Gipfeln aber wohl 3000 Fuß Höhe über dem Meer erreichen mag. Den Raum zwischen beiden Gebirgen kann man sich im Ganzen als ein breites, hügeliges Thal vorstellen, ähnlich dem Thale, welches in der Schweiz zwischen Jura und Alpen sich ausdehnt. Ja, es dürfte vielleicht keine unrichtige Vorstellung sein, wenn man sich dieses Thal bis in den nördlichsten Theil von Chile fortgesetzt denkt, nach Norden immer höher ansteigend, so daß die Hauptstadt der Republik, Santiago, in diesem Thal etwa 3000 Fuß hoch liegt und nach Süden sich allmählich senkend, bis sich dieses Thal mit dem Meerbusen von *Reloncavi* und *Ancud* unter den Spiegel des Meeres einsenkt. Alle Flüsse Chile's eilen

*) Daß die Schneelinie hier 3 bis 4000 Fuß niedriger liegt, als unter gleicher Breite in der nördlichen Hälfte des alten Continents, hat seinen Grund in dem eigenthümlichen Inselklima der Südspitze Amerikas, welche bei sehr mildem Winter verhältnißmäßig kühle Sommer hat.

auf dem kürzesten Wege von den Anden zum Meere hinab und durchbrechen das Küstengebirge im rechten Winkel. Im Norden Chile's haben sie daher ein enormes Gefälle und sind mehr Gießbäche als Flüsse; je weiter man nach Süden kommt, um so geringer wird ihr Gefälle, und in der Provinz Valdivia ist dasselbe so mäßig, daß sie sich alle zur Schifffahrt eignen.

(Gewässer.) Am Fuß der Cordillere und in der Ebene liegen, und dies zeichnet die Provinz Valdivia vor allen anderen der Republik aus, mehrere Seen, die an romantischer Schönheit mit den Seen wetteifern, welche in der Schweiz und in der Lombardei am Fuß der Alpen liegen. Es sind von Norden nach Süden aufgezählt: 1) Der See von *Huanéchue* oder *Panguipulli*. 2) Der See von *Rinihue*. 3) Der See von *Ranco*. 4) Der See von *Puyehue*. 5) Der See von *Llanquihue**). Diese Seen haben z. Th. eine Länge von 4 Meilen, bei einer Breite von 2 — 3 Meilen und darüber. Aus diesen Seen entspringen große, ungemein wasserreiche Flüsse, welche sich, da sich ihr Wasser in den Seen abgeklärt hat, durch ihre Reinheit und ihre schöne blaue Farbe auszeichnen. Es sind von Norden nach Süden: 1) Der Rio Cruces, welcher in der Nähe des im Gebiet der *Araukaner* liegenden Sees von Villarica entspringt, und den ich zuerst von seiner Mündung bis an das Gebiet dieser Indianer beschifft habe. 2) Der *Rio de Arique* oder *Calle-calle*, der aus den Seen von *Huanéhue* und *Rinihue* gespeist

*) Der See von *Llanquihue* ist zweifelhaft.

wird, — diese beiden mächtigen Flüsse münden bei der Stadt Valdivia ins Meer. 3) Der Rio Bueno oder *Trumao*, der aus dem See von *Ranco* ausströmt und dessen Flußgebiet den größten Theil der Provinz Valdivia einnimmt. 4) Der *Rio Maullin*, der die Wässer des Sees von *Llauquihue* abführt und beim Städtchen *Maullin* sich ins Meer ergießt. Um von dem Wasserreichthum und dem geringen Gefälle dieser Flüsse eine Idee zu geben, führe ich an, daß der Rio Bueno bei seinem Austritt aus dem See von *Ranco* eine Tiefe von 8 — 9 Fuß und eine Breite von etwa 150 Fuß hat, nach Einfluß des *Pilmaiquen*, in der halben Länge seines Laufes bis zum Meer aber die doppelte Breite, und einige Meilen weiter abwärts eine Tiefe von 18 Fuß bei einer Breite von 250 — 350 Fuß erreicht. In der Nähe des Meeres wird er gar gegen 2000 Fuß breit und bis 24 Fuß tief. Am Einfluß des *Pilmaiquen*, etwas oberhalb seiner Mündung, zeigt der Rio Bueno noch die Einwirkung der Ebbe und Fluth, ungeachtet der ganze Unterschied in der Wasserhöhe zwischen der Ebbe und Fluth an dieser Stelle der Küste nur 6 Fuß beträgt. Ueberhaupt verspricht dieser prachtvolle Strom, wenn jene Länder erst stärker bevölkert sind, die Hauptpulsader derselben zu werden, bedeckt mit zahllosen Segelschiffen, Dampfböten und selbst großen Seeschiffen, da die Barre an seiner Mündung bei einiger Kunde des Fahrwesens kein Hinderniß für das Ein- und Auslaufen der letzteren abgeben dürfte. Das ganze Land ist reich an Bächen, voll des reinsten und klarsten Wassers, welche, wegen der hü-

geligen Beschaffenheit des Bodens hinreichendes Gefälle haben, um überall die Anlage von Mühlen zu gestatten oder sonst als Triebkraft benutzt zu werden. Man ist daher noch nirgends gezwungen gewesen, Brunnen zu graben.

Auch an Häfen fehlt es diesem in jeder Beziehung von der Natur gesegneten Landstrich nicht. Er besitzt den weltberühmten Hafen von Valdivia, dem an Sicherheit, Tiefe und Größe unter allen Häfen der Westküste Amerikas wohl nur der von St. Francisco in Californien gleich kommt, so wie den Hafen von *Maullin**), den die Mündung des Flusses gleiches Namens bildet. Der Eingang in denselben ist durch einen vorspringenden Felsen dergestalt verengt, daß er nur 450 Fuß breit ist, die Einfahrt ist indessen bei einer Tiefe von 7 bis 9 Faden (42 — 54 Fuß) leicht und sicher; oberhalb des Einganges wird der Hafen bedeutend breiter und tiefer, und in der Nähe des Städtchens *Maullin* beträgt die Tiefe 17 Faden. Aus diesem erst seit wenigen Jahren bekannten Hafen gehen jetzt schon alljährlich nach den Dokumenten der Regierung 100 Lanchen, d. i. große Boote, mit Holz beladen nach S. Carlos in *Chiloë*. Reich an kleinen Buchten und Häfen, die besonders für den Küstenverkehr sehr geeignet sind, ist auch die ganze Küste des Busens von *Reloncavi*, welcher wie überhaupt das Meer zwischen *Chiloë* und dem Festland wegen der stets ruhigen See und der Unzahl guter Anker- und Landungsplätze als ein einziger Hafen betrachtet werden kann.

*) In alten Zeiten Sinfondo, d. i. ohne Grund, genannt.

Klima

Da die Provinz Valdivia in gleicher geographischer Breite mit der Stadt Neapel oder Oporto liegt, so läßt sich schon hieraus abnehmen, daß das Klima ein zwar sehr mildes, aber dabei doch kein sehr heißes sein müsse. Leider hat noch Niemand dort Thermometerbeobachtungen angestellt, und man muß sich daher mit ziemlich vagen Annahmen begnügen. So viel ist sicher, daß die Winter so milde sind, daß Schnee eine fast unbekannte, Eis und Reif sehr seltene Erscheinungen sind, so daß das Vieh Jahr aus Jahr ein im Freien lebt, und so reichlich seine Nahrung findet, daß Niemand daran denkt, Wintervorräthe für dessen Ernährung einzusammeln. Häufige Nebel und heftige Regengüsse vertreten, wie in Südeuropa, die Stelle unserer Winterfröste und unserer Schneegestöber. Die Sommer sind nicht heißer als im südlichen Deutschland, wie namentlich aus den Produkten des Landes hervorgeht, da zwar Weinreben und Feigen dort wachsen, und selbst Citronen und Orangen im Freien dort fortkommen, aber doch nur selten angetroffen werden, während die Aepfelbäume zu Millionen vorhanden sind, welche im südlichen Italien nur auf den kühlen Bergen gedeihen. Die Ursache dieser verhältnißmäßig für die geographische Breite kühlen Sommer ist offenbar das Vorherrschen der Seewinde, welchen das Land auch seine reiche Bewässerung und seine üppige Vegetation verdankt. Dazu kommt die Nähe der beschneiten Andeskette und die Humboldtströmung, welche vom Südpol die Gewässer des Oceans nach Norden bis zum Meerbusen von Arica und selbst bis nach Callao treibt, und daher eine auffallend niedrige

Temperatur des Meeres an diesen Küsten hervorbringt.

Während die Wintermonate Juni, Juli und August durch sehr reichlichen Regen sich auszeichnen, ist übrigens der Regen in den Sommermonaten Januar, Februar und März sehr selten, und auch in den übrigen Jahreszeiten bei weitem nicht so häufig als in Deutschland. Die oben erwähnte Cordillera de la Costa hat einen merkwürdigen Einfluß auf das Klima; indem nämlich in dieser Breite die Westwinde vorherrschend sind, treiben sie die vom stillen Ocean aufgestiegenen Wasserdünste gegen das Festland Amerika's, die Küstenkette aber hält den Zug der Wolken auf und bildet eine Art Wasserscheide, so daß diese den größten Theil ihrer Wassermasse auf der Westseite des Gebirges entschütten und die Gegenden östlich von demselben weit weniger Regen erhalten. Die unmittelbare Küstengegend und namentlich die Stadt Valdivia ist daher bei den Bewohnern des nördlichen Chile's, wo der Regen sehr selten ist, wegen seines regnerischen Wetters etwas im Verruf, während die Städtchen im Innern des Landes, Osorno, la Union ꝛc. sich offenbar eines angenehmerern Klimas zu erfreuen haben. Vergleicht man indessen das Klima der Stadt Valdivia mit dem deutschen Klima, so wird es wohl Niemanden einfallen, dasselbe für auffallend regnerisch zu erklären. Mehr läßt sich über die Feuchtigkeitsverhältnisse nicht sagen, da es noch keinem Menschen dort eingefallen ist, die Zahl der Regentage aufzunotiren, oder gar einen Regenmesser aufzustellen und zu beobachten.

Das Klima ist schon längst als ein sehr gesundes bekannt; endemische Krankheiten kennt man dort gar nicht; und namentlich ist das Klimafieber, das Wechselfieber oder kalte Fieber, welches in fremden Welttheilen so häufig die Fremden befällt, die sich darin niederlassen wollen, ganz unbekannt. Auch darf man wohl die Fruchtbarkeit der Ehen, und das rüstige Alter der dortigen Einwohner als einen Beweis für die Gesundheit ihres Landes anführen. Salubrität.

Der vulkanische Feuerherd der Andes bringt zwar nicht selten Erdbeben hervor, allein dieselben sind in der Provinz Valdivia nie von großer Heftigkeit gewesen, und man hat kein Beispiel, daß ein Haus eingestürzt oder gar ein Mensch um das Leben gekommen wäre. In anderen Provinzen des Freistaates sind die Erdbeben dagegen häufiger und gefährlicher. Erdbeben.

Die geognostische und mineralogische Beschaffenheit des Landes ist so gut wie unbekannt. Die hohe Cordillere der Andes wird wahrscheinlich aus sehr verschiedenen und mannigfaltigen Gebirgsarten bestehen, doch dürfte auch hier der Porphyr vorwalten, allein kein Europäer hat dieselbe in dieser Provinz außer mir betreten, und auch ich bin nicht tief in dieselbe eingedrungen. Die Küstencordillere besteht hauptsächlich aus Gneiß und Glimmerschiefer. Das weite Thal zwischen beiden Gebirgsketten scheint Tertiair zu sein. Häufig ist darin ein Sandstein, *Cancagua* genannt, in der Provinz Concepcion aber Piedra Tosca geheißen, der an vielen Stellen so beschaffen ist, daß er sich sehr gut zum Baustein eignet. Auch der Mineralogische Beschaffenheit.

Glimmerschiefer dürfte in manchen Fällen als solcher benutzt werden können. Häufig findet sich vortrefflicher Thon und Lehm zu Mauersteinen und Ziegeln (unter den Ruinen des alten, von den Indianern zerstörten Osorno finden sich noch wohlerhaltene Ziegel, die die Spanier am Ende des 16. Jahrhunderts gebrannt haben). Braunkohlen scheinen von der Provinz Concepcion an bis zur Magellanstraße vorzukommen, da ich sie an sehr vielen Punkten in dieser ganzen Strecke aufgefunden habe. In der Provinz Valdivia kann ich als solche bezeichnen: Niebla in der Bai von Valdivia selbst, *Catamutun*, die Mündung des Rio Bueno, la Union, die Mündung des Flusses *Maullin* ꝛc. Kalk scheint der ganzen Provinz zu fehlen; den gebrannten Kalk, dessen die Einwohner bedürfen, erhalten diese indessen leicht aus dem reichen Vorrath von Muschelschalen am Meeresstrande. Gyps ist ebenfalls in der Provinz noch nicht aufgefunden, so wenig wie Steinsalz. Das Salz, welches hier consumirt wird, ist Steinsalz von *Huacho* in Peru, und ist ungemein billig. Die Indianer sieden sich auch wohl Salz aus dem Meerwasser.

Von den Metallen ist Gold zu erwähnen, welches zu den Zeiten der Eroberung des Landes durch die Spanier in solcher Menge gewonnen wurde, daß diese wenige Jahre, nachdem sie sich in dem Lande festgesetzt hatten, darin zwei Münzen, zu Osorno und zu Villarica, errichteten. Wie es scheint, kommt das Gold am Ostabhang der Küstencordillere vor. Jetzt wird keins mehr in erheblicher Menge gewaschen, sei es, daß die Indianer die Kenntniß der reichen

Goldwäsche verheimlichen oder verloren haben, sei es, daß bei diesem Goldwaschen kein großer Vortheil gewesen ist. Doch treiben immer noch einzelne Personen dies Geschäft, und man findet nicht selten ein einzelnes Goldkorn. Ob die Gebirge in ihrem Schooß noch andere Metalle in bauwürdiger Menge bergen oder nicht, ist unbekannt; Niemand hat sie in dieser Beziehung untersucht, und es ist leicht möglich, daß die Natur den reichen Segen an Kupfer, Silber und anderen Erzen, den sie dem Norden Chili's gespendet, auch dem Süden nicht versagt hat. Namentlich ist dies vom Kupfer zu erwarten, da nicht selten Proben von Kupferkies und selbst von gediegenem Kupfer, namentlich auch in der unmittelbaren Nähe von Valdivia gefunden sind. Jedenfalls sind aber die Erzadern im kahlen, Vegetations- und Dammerde-leeren Norden leichter aufzufinden, als im bewaldeten, fast überall mit einer mächtigen Humusschicht bedeckten Süden.

Die Vegetation ist überaus üppig und mannigfaltig. Den größten Theil der Oberfläche des Landes nimmt jetzt Wald ein, gebildet von einer großen Mannigfaltigkeit von Bäumen, ähnlich wie zwischen den Wendekreisen und sehr verschieden von unseren Wäldern, in denen eine einzige Baumart vorherrschend oder selbst ausschließlich zu wachsen pflegt. Zahllose Schlingpflanzen, zum Theil mit den prachtvollsten Blumen, Farrnkräuter, bambusartiges Rohr ꝛc. machen die Wälder undurchdringlich, deren Schönheit im Winter nicht minder groß ist als im Sommer, da kaum der siebente oder achte Theil der Bäume sein Laub abwirft. Mit dieser merkwürdigen Eigenschaft

verbinden diese Bäume eine andere, dem Europäer nicht minder auffallende: ihr Holz ist häufig schwerer als Wasser. Zu den häufigsten und nutzbarsten Waldbäumen gehören folgende:

Mehrere Myrtenarten, die 40 bis 70 Fuß hoch werden und Stämme von 4 Fuß im Durchmesser bekommen, aber wenig geschätzt werden, die eine *Luma* genannt ausgenommen, die ein sehr zähes Holz besitzt, das zu Speichen, Achsen, Deichseln, Lanzenschäften sehr gesucht wird. Aus den Früchten machen die Indianer eine Art Wein. Der Canelo, Drimys Winteri, welcher die Wintersrinde liefert, ist sehr gemein, wird aber als nutzlos betrachtet beim Reichthum an besserem Holz. Seine Rinde soll gut zum Gerben sein.

Drei Buchenarten, von denen die eine, *Coigue* genannt, noch in der Magellanstraße vorkommt, eine andere aber, Roble oder *Pellin*, als Bauholz sehr geschätzt und selbst bis über Peru hinaus verfahren wird, indem es sich auch im Wasser sehr gut hält und in der Erde fast unverwüstlich ist.

Der *Lingue*, ein lorbeerartiger Baum, liefert ein hartes, dichtes und biegsames Holz, das polirt schlechtem Mahagoniholz ähnlich ist, als Schiffsbauholz sehr geschätzt wird und in der Erde der Fäulniß fast eben so gut widersteht als *Pellin*. Seine Rinde giebt einen vortrefflichen Gerbstoff und ist schon mit Vortheil nach England versendet worden.

Der Laurel ist merkwürdig durch sein im grünen

Zustande sehr weiches, im trockenen sehr hartes Holz, welches ungemein hygrometrisch ist.

Das Holz des *Ulmo* oder *Muermo* brennt selbst in grünem Zustande sehr gut; der *Temu*, Temus moschata, und der *Pelu* haben beide ein sehr hartes Holz, das man zu Pflügen (anstatt des Eisens), zu Bolzen und Nägeln beim Schiffsbau allem anderen vorzieht.

Der *Mayten*, Celastrus Maytenus, wird besonders als Brennholz geschätzt, auch frißt das Rindvieh sehr gern die Blätter desselben.

Ein sehr schönes Holz liefert der Pino, welcher keine Fichtenart ist, wie man nach dem Namen vermuthen sollte, und der Cipresso, dem später zu erwähnenden Alerze sehr ähnlich, und nicht mit dem eben so genannten Baum der nördlichen Provinzen zu verwechseln. Letzterer, der bis zur Magellanstraße vorkommt, hat ein wohlriechendes Holz und liefert sehr brauchbare Bretter und Pfosten.

Zu den Waldbäumen ist auch unser gemeine Apfelbaum zu rechnen, welcher zu Millionen gegenwärtig dort wild wächst und häufig sehr gute, wohlschmeckende Früchte trägt. Diese Aepfelbäume sind für die Einwohner von großer Wichtigkeit, da sie denselben das Hauptgetränk, Chicha, Apfelwein, liefern, welcher in ganz unglaublichen Quantitäten consumirt wird.

Die schöne Araucaria chilensis, *Pehuen*, mit Früchten von der Größe eines Kinderkopfes und mit eßbaren Nüssen, kommt in Valdivia nicht vor, sondern ist allein

auf das Gebiet der freien *Araukaner* beschränkt; sie gedeiht aber, angepflanzt, recht wohl.

Dagegen besitzt dieser Landstrich eine eigenthümliche Nadelholzart von unschätzbarem Werthe, eine Cypressenart, Alerze genannt, welche vielleicht auf der Insel *Chiloë* ebenfalls noch vorkommt, aber sonst nirgends wächst. Der Stamm dieses Baumes erreicht bisweilen den enormen Durchmesser von 15 Fuß und liefert ein sehr dauerhaftes, röthliches, leichtes, mit geringer Mühe zu verarbeitendes Holz, welches der wichtigste Handelsartikel von *Chiloë* ist. Es sind nämlich fast allein die Einwohner dieser Insel, welche sich mit dem Fällen der Alerze abgeben; sie stellen daraus ohne Säge, bloß mit der Axt und durch Spalten fingersdicke Bretter von etwa 9 Fuß Länge und 9 Zoll Breite her, von denen das Hundert in S. Carlos 3 Pesos (etwa 4 Thlr.), in Valparaiso das Doppelte und in Lima das Vierfache kostet. Ein Baum mag durchschnittlich 1000 solcher Bretter liefern. Die dicken Bäume sind meist im Innern faul.

Ueberhaupt ist das Holz jetzt noch der wichtigste Ausfuhrartikel von Valdivia, da es dem ganzen Norden von Chile, so wie der ganzen Peruanischen Küste durchaus an Nutzholz und größtentheils auch an Brennholz fehlt.

Eine Menge Bäume, Sträucher und Kräuter besitzen medicinische Eigenschaften oder dienen zum Färben ꝛc., und die Einwohner wissen dieselben wohl zu benutzen. Mehrere Arten Berberitzen und eine Mistel dienen zum Gelbfärben, und der Chilenische Krapp, *Relbun*, Ruhia chilensis, welcher häufig an alten ausgerodeten

Stellen der Wälder wächst, giebt an färbender Kraft der europäischen Färberröthe schwerlich etwas nach. Von den Arzneipflanzen erwähne ich nur des *Pillu-Pillu*, eines etwa 12 Fuß hohen Strauches, dessen Holz, besonders Rinde, im höchsten Grade brechenerregend und purgirend ist.

Ich habe bereits oben erwähnt, daß zahllose Schlingpflanzen, oft mit den prachtvollsten Blumen geschmückt und eßbare Früchte tragend, die Wälder undurchdringlich machen. Auch von diesen ziehen die Einwohner mannigfachen Nutzen. Unter ihnen zeichnet sich namentlich der *Cogul*, Dolichos funarius Molina aus, welcher auf die höchsten Bäume steigt, von einem Gipfel zum andern geht, dann senkrecht herabsteigt, auf's Neue in die Höhe klettert, sich mit anderen Lianen oder mit sich selbst kreuzt, so daß man eine Menge in jeder Richtung herabhängende Seile zu sehen glaubt. Seine Zweige sind überaus biegsam und zähe und um so schätzbarer, als man sie bisweilen 100 und selbst 200 Ellen lang haben kann. Die Eingeborenen rösten sie etwas, legen sie dann ins Wasser, nehmen ihnen die Rinde und flechten nun daraus Körbe, oder bedienen sich derselben zum Anbinden der Zäune ꝛc. Ganz dieselbe Anwendung finden übrigens auch noch andere Lianen.

Von den beiden bambusartigen Rohren, welche in Valdivia vorkommen, heißt die eine *Quila* (im Norden *Coligue)* und wächst wie ein Rankengewächs bis in die höchsten Bäume. Seine jungen Sprossen geben dem Vieh eine angenehme Nahrung. Sie bildet bisweilen in enormer Ausdehnung das Unterholz der Waldungen; die an-

dere Rohrart heißt *Coligue* (im Norden *Quila*), wächst 30 bis 40 Fuß hoch grade in die Höhe, und dient zu Zäunen, zu Dachsparren, zu den Lanzenschaften der wilden Indianer*) ꝛc. (In den Pampas von Buenos-Ayres bekommt man für ein solches Rohr einen Ochsen.) Beide Rohrarten sind inwendig nicht hohl.

Unter den wildwachsenden Gewächsen und eßbaren Früchten sind die vorzüglichsten: die Guerina Avellana, eine Proteacee, die Nüsse trägt, welche von den Spaniern mit unsern Haselnüssen verglichen worden sind und deshalb den Namen Avellanos erhalten haben; der *Muqui*, welcher sich namentlich auf alten Waldblößen sogleich in Menge einfindet und schwarze Beeren von Größe, Farbe und Gestalt der Heidelbeeren trägt, die aber weit süßer von Geschmack sind; sie werden allgemein sehr gern gegessen und die Indianer machen daraus einen berauschenden Wein; die Murta, ein 4 Fuß hoher Strauch mit rothen Beeren, von der Größe der wilden Vogelkirsche und von sehr aromatischem Geschmack; die große chilenische Erdbeere, Fragaria chilensis, welche bisweilen in offenen Gegenden große Strecken dergestalt einnimmt, daß sie zur Blüthezeit wie mit frischgefallenem Schnee bedeckt aussehen. Diese Erdbeere ist bekannt genug, da sie in unseren Gärten schon sehr häufig cultivirt wird.

Merkwürdig ist die *Panque* durch ihre ungeheuren, 4—6 Fuß im Durchmesser haltenden Wurzelblätter, deren Stiele als säuerliche kühlende Speise gegessen werden und

*) Welche durch die unübersteiglichen Cordilleren von Valdivia getrennt sind.

deren dicke, fleischige Wurzel ausnehmend reich an Gerbestoff ist.

Ueberaus groß ist der Reichthum an schönen, blühenden Pflanzen, und brauche ich nur darauf aufmerksam zu machen, daß eine Menge unserer beliebtesten Zierpflanzen, Fuchsien, Oenotheren, Calustarien, Schizanthus, Calceolarien ꝛc. in diesen Gegenden einheimisch sind.

Alle Obstbäume, welche im südlichen Deutschland fortkommen, Kirschen, Pflaumen, Aprikosen, Pfirsich, Birnen, Mandeln, Wallnüsse, Kastanien, Maulbeerbäume, Quitten, Weinreben, Feigen ꝛc. gedeihen vorzüglich, bei der großen Indolenz der Einwohner sieht man sie aber nur hier und da in Gärten, oder, verwildert, oft mitten im Walde. Daß das Klima und der Boden besonders geeignet für den Apfelbaum ist, wie schon an ein paar Orten erwähnt worden, ist unter anderm daraus ersichtlich, daß der Apfelbaum alljährlich eine unglaubliche Menge von Früchten trägt.

Melonen und Wassermelonen gedeihen ebenfalls, werden aber fast gar nicht gebaut. Alle Gemüse Süddeutschlands ohne Ausnahme werden in der Provinz Valdivia von vorzüglicher Güte, alle Arten Kohl und Kraut, namentlich auch Blumenkohl, Gurken, Kürbisse, Rüben, Zwiebeln, Runkelrüben, Erbsen, Linsen, Bohnen, Salat ꝛc. Schwarzwurzeln und Artischocken sind noch selten, aber kommen sehr gut fort. Liebesäpfel, tomate, Solanum Lycopersicon werden in allen Gärten gebaut. Saubohnen, Avas, sind eine Hauptnahrung der Einwohner, wie in Süditalien. Besonders ausgezeichnet sind

die Kartoffeln, papa, deren Heimath bekanntlich Chile ist und von welchen man über zwanzig verschiedene Sorten baut. Am beliebtesten ist bei den Eingeborenen eine Sorte, *Toltena* genannt, deren längliche Knollen so groß wie zwei Fäuste werden.

Von Getreide baut man nur Waizen, Mais und Gerste; Hafer und Roggen waren vor Ankunft der deutschen Ansiedler unbekannt. Waizen ist jetzt das Hauptgetreide, welches nie fehlschlägt, und rechnet man auf einen durchschnittlichen Ertrag von 20 — 40 Körnern, doch sind die Fälle gar nicht selten, wo man das achtzigfältige und selbst das hundertfältige Korn geerntet hat. Mehrere Waizenarten sind dem Lande eigenthümlich, namentlich ein schwarzbärtiger, gerstenähnlicher, der trigo candial, und der trigo blanco, und sind wohl einige dieser Sorten einheimischen Ursprungs, da die Indianer sie mit einheimischem Namen *Cachilahue* benennen, während alle von den Spaniern eingeführte Pflanzen und Thiere bei den Indianern einen Namen führen, der den spanischen Namen gar nicht verkennen läßt. Auch haben die *Araukaner* schon vor Ankunft der Spanier Waizen gebaut. Molina giebt an, daß sie auch eine Art Roggen, *Magu*, und eine Art Gerste, *Tuca*, vor Ankunft der Europäer gebaut haben, die Cultur derselben aber nach der Bekanntschaft mit den europäischen Getreidearten fast ganz aufgegeben sei. Diese beiden Pflanzen habe ich nie gesehen.

Die *Quinoa*, Chenopodium Quinoa, welche jetzt auch in Deutschland bekannt ist, wird häufiger von den Indianern als von den Spaniern gesäet.

Futterkräuter hat Niemand angebaut; Versuche, die man im Kleinen mit Luzerne gemacht hat, haben indeß gezeigt, daß diese Pflanze ausgezeichnet gedeiht.

Lein wird in großer Menge gezogen, hauptsächlich von den Indianern, und nur des Samens wegen, welcher von den Eingeborenen häufig, zu Mehl gemahlen und mit Waizenmehl vermischt, genossen wird. Diese Samen sind überaus groß und würden wahrscheinlich zur Oelgewinnung jeder anderen Sorte vorzuziehen sein. Eben so gut gedeiht der Hanf und der Mohn, doch werden auch diese Gewächse bis jetzt noch in geringer Menge gebaut, da in der ganzen Republik noch keine Oelmühle existirt.

Tabak darf nicht gebaut werden, da der Tabakshandel Monopol der Regierung ist; die Cultur von Reis hat noch Niemand versucht, und für Baumwolle oder gar für Zuckerrohr, Kaffee u. dgl. ist das Klima nicht heiß genug.

Während das Pflanzenreich eine so ungeheure Ueppigkeit und Mannigfaltigkeit der Formen entfaltet, ist die Armuth des Landes an einheimischen Thierformen um so auffallender. Unter den Säugethieren sind zu erwähnen eine Hirschart, der *Guemul*, der jedoch nur in den Anden lebt und noch sehr wenig bekannt ist, so wie ein niedliches Reh, Venado, nicht viel größer als ein Kaninchen, das auch sehr selten ist. Der *Guanaco* ist gemein in der Cordillere, und wahrscheinlich ist eine Abart dieses Thieres das vor der Ankunft der Spanier von den *Araukanern* als Hausthier gezogene *Chilihueque*

gewesen. Es kommen verschiedene Arten von Nagethieren vor, aber sonderbarer Weise ist kein Eichhörnchen darunter, und das größte unter denselben ist der merkwürdige *Coypu*, Bibermaus, Myopotamus, dessen Felle selten in den Handel kommen, während die Ostküste Südamerika's sie zu vielen Tausenden den europäischen Hutmachern liefert. Von Raubthieren ist der s. g. amerikanische Löwe, *Pangui*, Leon, Puma, Cuguar, noch ziemlich häufig, und richtet bisweilen unter den Schafen wie unter den Fohlen großen Schaden an. Er ist indessen ein feiges Thier, welches vor dem Menschen und vor jedem großen Hunde flieht, und wird daher nicht gefürchtet. Außerdem finden sich in den Wäldern zwei Katzenarten, ähnlich unserer wilden Katze; man kennt ein Paar Arten Füchse und ein Stinkthier. Fischottern sind sehr häufig und werden, einschließlich des Schwanzes, fünf bis sechs Fuß lang*). Reichlich ist das benachbarte Meer mit Fischsäugethieren, Walfischen, Delphinen ꝛc., sowie mit Seehunden verschiedener Art versehen, deren speciellere Anführung ich hier übergehe.

Zahlreicher ist das Land mit Vögeln bevölkert, und besitzt sogar zwei Arten Papageien, die nicht selten sind, und Colibri's; doch erreichen beiderlei Vögel nicht die Farbenpracht, welche ihre Verwandten in der heißen Zone schmücken. Der Erdpapagei, *Choroy*,

*) Eine Seeotter von brauner Farbe, mit dem Schwanz etwa vier Fuß lang, welche ich in den dortigen Meeren entdeckt und dem Berliner Museum eingesendet habe, wartet, glaube ich, noch auf ihre Beschreibung.

von der Größe eines kleinen Huhnes, ist ausgezeichnet durch seinen auffallend großen Oberschnabel; häufiger ist der Lorito, auch Catita genannt (nicht mit dem Catita von Buenos-Ayres zu verwechseln), von der Größe einer kleinen Taube. Beide haben einen langen Schwanz und eine ähnliche Färbung, in welcher Grün und ein schmutziges Braunroth vorherrschen. Der Lorito geht bis zur Magellanstraße herab, und wahrscheinlich wird bald eine dritte Art Papageien, der Loro in diesen Ländern eingebürgert sein, da er sich seit einer Reihe von Jahren immer weiter von Norden nach Süden ausgebreitet hat, und im Jahre 1848 schon bis auf sechs Meilen nördlich von Valdivia vorgedrungen war.

Sehr häufig sind mehrere Arten Tauben, die man oft zum Verspeisen schießt, und ein dem Rebhuhn verwandter Vogel, der *Tinamu*, dort Perdis genannt, der einen delikaten Braten abgibt. Das Land besitzt keineswegs einen gänzlichen Mangel an Singvögeln, wie man so oft in Europa glaubt, allein es gibt deren allerdings eine geringere Mannigfaltigkeit als dort, und es befinden sich darunter auch keine solche Sänger, wie unsere Nachtigall. Die besten Sänger Valdivia's sind der *Sui* oder Gilgero ein dem Stieglitz sehr ähnlicher Vogel, und die *Dimca* oder *Viuca*.

Schnepfen, Strandläufer, Reiher, Flamingos, Pelikane, Gänse, und vor allen Dingen zahlreiche Enten beleben die Gewässer und deren Ufer, und der weiße Schwan mit dem schwarzen Halse ziert die schilfigen Stellen der Flüsse und Seen. Unter den Raubvögeln

verdient der *Condor* Erwähnung, der in der Provinz Valdivia gar nicht selten ist, und sich keineswegs bloß auf der hohen Cordillere aufhält, sondern bis zum Meeresufer herabschwebt.

Unsere europäischen Sperlinge fehlen, es fehlt aber nicht an Vögeln, welche deren Stelle vertreten, indem sie dieselbe Lebensart führen. Den Saaten stellt der *Tordo*, ein staarartiger Vogel nach, und der höchst merkwürdige Rara, von seinem Geschrei also benannt, beinah so groß wie eine Wachtel, oben dunkelbraun, unten hellgrau, hat die boshafte Gewohnheit, die Pflanzen, von deren grünen Blättern er sich nährt, dicht über der Wurzel abzuschneiden, was er oft zum Zeitvertreib thut, ohne ein Blatt davon zu genießen. Er ist glücklicherweise für den Landmann selten. Zu den schädlichen Vögeln müssen auch die Papageien gerechnet werden, welche den reifen Aehren und den Aepfeln nachstellen, namentlich der *Choroy* *).

Amphibien. Von Amphibien fehlen dem Lande die giftigen Schlangen gänzlich, und selbst von giftlosen gibt es nur ein Paar Arten, von denen die größte etwa die Länge von 3 — 4 Fuß erreicht. Eine Schildkröte soll in den Flüssen vorkommen, muß aber sehr selten sein, da ich niemals eine erhalten konnte. Ein Paar Arten Eidechsen sind sehr häufig, doch übertreffen diese unschäd-

*) Der amerikanische Strauß, *Chenque*, kommt in den Ebenen von Imperial vor, in welcher Gegend die Cordillere ganz unterbrochen sein muß, da in alten Zeiten Karren ohne Schwierigkeit von Imperial nach Buenos-Ayres gelangt sein sollen.

lichen Thierchen in Valdivia kaum die Größe unserer gemeinen Eidechse; eine größere, ebenfalls unschädliche Art bewohnt die Felsen in der Nähe der Stadt, ist aber selten und schwer zu erhaschen. Mannigfaltiger sind die Arten der Frösche und Kröten, und sehr zahlreich an Individuen.

An Fischen sind sowohl die Seen und Flüsse wie die Küsten des Oceans sehr reich, allein bei dem großen Ueberfluß an anderweitigen Nahrungsmitteln greifen die Einwohner nur sehr selten zum Fischfang. Unter den Seefischen sind die geschätztesten der Rovalo, ein zwei Fuß langer, hechtartiger Fisch, die Corvina, welche 5 — 6 Fuß lang wird, der Pexe Sapo, eine Art Wels, etwa einen Fuß lang, welcher unter dem Wasser Musik macht, und den man im Hafen von Valdivia fängt, indem man einen langen, an der Spitze mit einem Widerhaken versehenen Stab an denjenigen Stellen in das Wasser stößt, wo man die Stimme des Fisches vernimmt; wenn man diesen Stab herauszieht, haben sich oft ein Dutzend dieser Fische hinter einander daran aufgespießt. Der *Puye* ist ein kleiner 1 Zoll langer durchsichtiger Fisch, der zu Tausenden in Körben gefangen wird. Für den wohlschmeckendsten Fisch unter allen gilt der Pexe Rey, der etwa einen Fuß lang wird; auch fehlt es nicht an Scholl und Butten. Der Pexe Gallo hat seinen Namen daher erhalten, weil er einen Hahnenkamm ähnlichen Fleischlappen auf der Nase trägt. Unter den Flußfischen gibt es solche, welche unsere Aalen, Forellen, Barschen und den kleinern Karpfenarten ähnlich sind; die meisten derselben dürften aber den Naturforschern gänzlich unbekannt sein. Fische.

Schaaltbiere. Die Klasse der Schaalthiere ist an den Küsten Chile's zwar nicht sehr reich an Arten, aber die einzelnen Arten kommen oft in ungeheurer Menge vor, und dienen häufig zur Speise*). Dies gilt jedoch mehr für die Insel *Chiloë*, als für die Provinz Valdivia, deren Küsten mit Ausnahme weniger Punkte unbewohnt sind. In Valdivia genießt man besonders eine große, handlange Mießmuschel, Choro (Mytilus chorus mot.), welche auch getrocknet und versendet wird, die Pyura, eine Art zusammengesetzter Ascidien, einige Seeigel ꝛc. Austernbänke finden sich erst auf *Chiloë*, wenn gleich einzelne auch im Hafen von Valdivia leben.

Insekten. Die Insekten sind verhältnißmäßig nicht häufig. Muskitos, Schnaken und Mücken, diese Plagen der meisten Ansiedelungen in anderen Weltgegenden, selbst im nördlichen Theil der Vereinigten Staaten, fehlen gänzlich, was um so wunderbarer ist, als das Land einen Ueberfluß an Wäldern und an Wasser hat. Eben so fehlt es an anderem giftigen Gewürm, Scorpionen, Tausendfüße ꝛc. Die Wanzen, welche in den nördlichen Provinzen nicht selten sind, waren bis dahin noch nicht in die Provinz Valdivia eingeschleppt worden, Flöhe gibt es aber, da wo man keine Reinlichkeit beobachtet, in hinreichender Menge. Der Sandfloh, *Nigua*, diese Plage der trocknen sandigen

*) Am häufigsten werden folgende Conchylien gegessen: Comes (Pholus chiloënsis), *Thaca* (Venus Dombegi Samk), Navajucla (Solen Dombegi), *Loco* (Concholepas peruviana), Pico (Balenus prittams mol., die größte Art ihres Geschlechtes), und die im Text aufgeführten.

Gegenden Peru's, ist im ganzen südlichen Chile unbekannt, was man mit diesem Namen in Chile bezeichnet sind die Zecken oder Holzböcke, die in den Wäldern Valdivia's seltener sind als bei uns.

Häufig ist dagegen in den dichten Wäldern eine kleine ½ Zoll lange Art Blutegel, die sich auf dem Gesträuch und auf den Bäumen aufhält, und sich an den Menschen hängt, um sein Blut zu saugen. Man zieht daher die Büsche, deren man sich zu Hütten ꝛc. bedienen will, erst durch Feuer, welches diese lästigen Thierchen schnell tödtet.

Ein Käfer, *Pilme* genannt, eine Art Spanischer Fliege, und vielleicht noch wirksamer als diese, frißt das Laub der Bohnen, Kartoffeln ꝛc., und ist bisweilen ziemlich häufig. Heuschrecken, welche in den nördlichen Provinzen des Freistaates sich so vermehren, daß sie fast in einzelnen Jahren zur Landplage werden, sind in Valdivia so gut wie unbekannt; auch Raupen und Schmetterlinge sind auffallend selten.

Merkwürdig ist eine Art Bremsen, Tabarno, welche Vieh und Menschen sticht, dadurch, daß sie in ihrem Leibe Honig enthält, daher sie von den Kindern gefangen und zur Strafe ausgesogen wird.

Unter den Seekrebsen kommen sehr mannigfaltige und sonderbar gestaltete Arten vor, von denen manche eine ungeheure Größe erreichen und viele zur Nahrung dienen. Auch die Flüsse sind von diesen Geschöpfen belebt, darunter eine sehr merkwürdige Art, die in selbstgemachten tiefen Röhren lebt, welche bisweilen einen halben Fuß über den Erdboden sich erheben, und häufig in Körben gefangen werden, in denen ein Stück Fleisch als Köder liegt.

Sämmtliche Hausthiere, welche die Europäer nach Chile gebracht haben, gedeihen dort ungemein und vermehren sich sehr rasch; Rindvieh, Pferde, Esel, Schafe, Ziegen, Schweine, Hunde, Katzen gibt es in Menge; von Federvieh: Hühner, Enten, Gänse, Truthühner und Tauben (s. weiter unten). Unser Haushuhn soll schon vor Ankunft der Spanier ein Hausthier der Eingebornen gewesen sein, wie auch schon Molina berichtet, und es scheint dies auch aus seinem Araukanischen Namen *Achaul* hervorzugehen, indem, wie ich schon bei einer früheren Gelegenheit angeführt habe, alle Gegenstände fremden Ursprungs in der Sprache der Eingebornen auch den fremden Namen mit unbedeutender Veränderung führen.

Bevölkerung. Die Bevölkerung des eben in seinen allgemeinsten Zügen geschilderten Landstrichs besteht aus etwa 7000 Personen Spanischen Ursprunges und der doppelten oder dreifachen Zahl Indianer aus dem Stamm der *Cuncos*. Mancher Leser wird erstaunt fragen, wie kommt es, daß ein Land, welches so fruchtbar und gedeihlich in jeder Beziehung geschildert wird, so schlecht bevölkert ist, während es leicht eine Bevölkerung von 2 bis 3 Mill. Menschen ernähren könnte? Hierüber gibt die Geschichte genügenden Aufschluß.

Die Geschichte. Almagro, der bekannte Genosse Pizarro's, des Eroberers von Peru, begann die Unterwerfung Chile's, indem er im Jahre 1535 in dieses Land eindrang, und bis zum Flusse *Cachapoal* kam, wo er ein so blutiges, unentschiedenes Treffen mit den daselbst ansässigen Indianern, den *Promaucanern* zu bestehen hatte, daß er mit einem großen Theil seines Heeres nach Peru zurück-

kehrte. Drei Jahre später zog Don Pedro Valdivia mit einem bedeutenderen Heere nach Chile, drang unter fortdauernden Kämpfen mit den *Araukanern*, welche den Raum zwischen den Flüssen *Biobio* und *Callecalle*, bewohnen, bis zu diesem letzteren Flusse vor, und gründete außer den Städten Santiago, Concepcion, Imperial, Villarica und andern, auch im Jahr 1550 Valdivia am südlichen Ufer des *Callecalle* im Gebiet der *Cuncos*, welche das Land von diesem Flusse an bis zum Meerbusen von *Reloncavi* bewohnen. Er wurde 1553 von den *Araukanern* besiegt und erschlagen. Sein Nachfolger, Don Garcia Hurtado de Mendoza, setzte die Eroberung des Landes 1558 bis zur Meerenge von *Chiloë* fort und gründete Osorno, die zweite spanische Colonie im Gebiet der *Cuncos*. Beide Niederlassungen, Valdivia und Osorno besaßen die Spanier 41 Jahre lang in Ruhe, während im Lande der *Araukaner* der Krieg ununterbrochen wüthete, und die in demselben gegründeten Städte und Festungen bald von diesem tapferen Volke erobert, bald von den Spaniern ihnen wieder entrissen, neu befestigt und colonisirt wurden, bis zum Jahre 1599, wo es dem *Toqui* oder Oberfeldherr der *Araukaner*, dem tapferen *Paillamachu*, gelang, binnen drei Jahren nicht nur sämmtliche Städte und Festungen im Gebiete der *Araukaner* den Spaniern zu entreißen, sondern auch die im Gebiet der *Cuncos* gelegenen, Valdivia und Osorno zu erobern. Valdivia war damals so blühend, daß die *Araukaner* bei dessen Einnahme eine Beute von 2 Millionen spanischer Thaler gemacht haben sollen.

Nachdem der Krieg zwischen den Spaniern und *Araukanern* unter wechselndem Glück volle 90 Jahre gedauert, und den Spaniern mehr Blut und Geld gekostet hatte, als alle ihre übrigen Eroberungen in ganz Amerika, wurde im J. 1639 zwischen beiden Völkern Frieden geschlossen, welcher den *Araukanern* die vollständigste Freiheit sicherte, deren sie sich bis zur heutigen Stunde erfreuen. Zu den Artikeln dieses Friedens gehörte und gehört noch, daß sich kein Europäer in dem araukanischen Gebiete niederlassen darf.

Als vier Jahre später (1643) die Holländer, welche damals Brasilien erobert hatten, die Spanier in Chile beunruhigten, und sich in den Ruinen von Valdivia festgesetzt hatten, zwang sie die feindselige Haltung der *Araukaner* und *Cuncos*, so wie Mangel an Lebensmitteln den Ort wieder zu verlassen *), worauf der Sohn des Vicekönigs von Peru, Marques Menzera, den Hafen von Valdivia besetzte und befestigte, ohne den Ort jedoch zu einer Kolonie zu machen, so daß Molina, ein geborner Chilene, und Verfasser einer Geschichte so wie einer Naturgeschichte von Chile, welche beide Werke sehr geschätzt werden, noch im Jahre 1787 Valdivia „eine bloße Festung oder ein s. g. Präsidium" nennt.

Die Eingebornen treten das Innere der Provinz Valdivia, Osorno, ab.

Im Jahre 1797 traten die oben erwähnten *Cuncos*-Indianer, der südlichste Stamm der unter dem Namen *Araukaner* zusammengefaßten Völkerschaften, welche sich

*) Hinter der Insel Isla del Rey befindet sich noch jetzt das Wrack eines von ihnen versenkten Schiffes; auch rührt der Name des Flusses, Torna Galliones, von jenen Ereignissen her.

mit ihren nördlichen Nachbarn vereinigt hatten, dem damaligen Vicekönig von Peru, Ambrosio O'Higgins, die Ruinen der Stadt Osorno und das ganze Land ab, welches ich oben näher geschildert habe, und sendete dieser ein Bataillon Invaliden hin, um dasselbe zu colonisiren. Von diesen Soldaten, so wie von den wenigen Beamten und Krämern, die den Soldaten folgten, stammt die spanische Bevölkerung des Landes ab. Die französische Revolution lenkte die Aufmerksamkeit der Vicekönige Peru's von diesem entlegensten Punkte ihrer Statthalterschaft ab; bald brachen die Befreiungskriege zwischen der spanischen Kolonie und ihrem Mutterlande aus, und als im Jahre 1826 endlich Chile's Unabhängigkeit gesichert war, hatte der junge Freistaat so viele weit wichtigere Dinge zu reguliren, daß er die Provinz Valdivia lange vernachlässigte. Hieraus erklärt es sich zur Genüge, warum dieselbe nicht nur weit schwächer bevölkert ist, als die übrigen Provinzen der Republik, sondern auch in Ackerbau und in jeder Industrie weit hinter denselben zurückgeblieben ist. Bevor ich jedoch den Charakter und die Sitten der Einwohner zu schildern versuche, so wie den Zustand, in welchem sich Ackerbau und Gewerbe befinden, will ich ein paar Worte über die erste Niederlassung von Deutschen in jene Gegend sagen.

Erste Niederlassung von Deutschen in Valdivia.

Seit einigen Jahren hat die Regierung von Chile die Wichtigkeit der Provinz Valdivia und die Nothwendigkeit, den ausgedehnten Ländereien derselbe arbeitsame und gewerbfleißige Bewohner zu verschaffen, vollkommen gewürdigt, und ihr Augenmerk auf die Einwanderung der

Deutschen gerichtet, welche im Allgemeinen einer großen Achtung in Südamerika genießen, indem man sie als die fleißigsten, rechtschaffensten und ruhigsten Ansiedler kennen gelernt hat. Ich darf hierbei einiges Verdienst für mich in Anspruch nehmen. Nachdem ich Chile 1830 zum ersten, 1837 aber zum zweiten Male besucht, habe ich bei mehreren Veranlassungen auf die Wichtigkeit jener Gegenden für deutsche Colonisation aufmerksam gemacht. S. die Berichte der Berliner Gesellschaft für Erdkunde, und meinen anonymen Aufsatz: über die Vortheile, welche das südliche Chile für Deutsche Auswanderer darbietet, in der Schrift des Herrn Prof. Wappäeus: „Deutsche Auswanderung und Kolonisation. 1846."

Zum dritten Male zurückgekehrt, habe ich mich sodann vom Jahre 1841 bis 1847 mit wenigen Unterbrechungen in diesen Gegenden aufgehalten; durch mich veranlaßt ließen sich zuerst die Herren Gebrüder Frick aus Berlin, welche jetzt eine Sägemühle dicht bei Valdivia besitzen, und Herr Döll aus Witzenhausen, jetzt Professor am Collegio (einer Art Realgymnasium) in Valdivia nieder. Im Jahre 1846 ließ ich elf deutsche Handwerker mit ihren Familien aus Rotenburg dorthin kommen, zusammen etliche 30 Köpfe, darunter der Schreiner L. Holstein und der Schmied Aubel, aus deren Briefen in die Heimath unten Auszüge folgen. Ich bewog auch mehrere deutsche Freunde, die Herren Dr. Ried, Franz Kindermann, Maass und Grün, diese Provinz zu besuchen. Von Herrn Dr. Ried rührt ein kleines Schriftchen: Deutsche Auswanderung nach Chile, mit dem

Motto: Coelum non animum mutant, qui trans mare currunt, her, welches zwar vielfach durch mich verbreitet, aber nicht in den Buchhandel gekommen ist, Herr Kindermann hat sich in der Provinz selbst niedergelassen, sich auf das Lebhafteste für die Einwanderung seiner Landsleute dorthin interessirt, und ist im Frühjahr 1849 selbst nach Deutschland gereist, um die Auswanderungslustigen auf die Vortheile aufmerksam zu machen, welche Valdivia ihnen für eine Niederlassung darbietet. Aus seinen Mittheilungen ist die Schrift der Herren Bromme und Simon (letzterer ist ein Schwager des Herrn Kindermann, und ist ihm nach Valdivia gefolgt) entstanden, welche den Titel führt: Auswanderung und deutsch-nationale Colonisation in Süd-Amerika mit besonderer Berücksichtigung des Freistaates Chile, so wie ebenfalls die Schrift des Stuttgarter Auswanderungsvereines, deren Titel Valdivia und *Chiloë* für deutsche Auswanderer ist.

Seit meiner im Jahr 1843 erfolgten Anstellung als Chilenischer Ingenieur-Capitän habe ich dieser Angelegenheit auch in Santiago bei der Regierung des Freistaates eifrig das Wort geredet, und so wurde ich denn im Herbst des Jahres 1848 von derselben nach Deutschland entsendet, um den Strom der deutschen Auswanderung theilweise nach den schwach bevölkerten und sich für eine Niederlassung so vortrefflich eignenden Provinzen Südchile's zu leiten. Mit welcher Liberalität die Regierung bereit ist, die dorthin auswandernden Deutschen zu unterstützen, geht aus meinen in der Anlage mitgetheilten

Instruktionen zur Genüge hervor, und brauche ich über diesen Punkt kein Wort weiter zu sagen.

Nach dieser historischen Abschweifung will ich jetzt vom Charakter, den Sitten und der Lebensweise der Einwohner, von ihrem Ackerbau, dem Zustande der Viehzucht und der Gewerbe reden, und dann auch über die Verfassung und die wichtigsten Verhältnisse der Republik Chile das Hauptsächlichste mittheilen, da man ohne eine Kenntniß von den Zuständen des Ganzen sich kein richtiges Urtheil über die Verhältnisse eines einzelnen Theiles bilden kann. Ich fange mit den Indianern an.

Diese Indianer sind sämmtlich getauft und haben seit undenklichen Zeiten sich von Viehzucht und Ackerbau genährt, ebenso wie ihre nördlichen Nachbarn, die unabhängigen, kriegerischen *Araukaner*. Ueberhaupt kennt die Geschichte auf der ganzen Westseite der Cordilleren Südamerika's keine rohen Jägervölker und Nomaden, wie sie noch heute in den westlichen Theilen der Vereinigten Staaten, in Texas und im nördlichen Mexiko hausen, nicht selten dem Ansiedler Tod und Verderben bringend.

Schilderung der Indianer.

Die *Cuncos*-Indianer, welche, wie oben erwähnt, Valdivia's Fluren bewohnen, sind von mittlerer Statur, mehr braun als roth, und haben im Ganzen angenehme Gesichtszüge, die den Typus der amerikanischen Race übrigens nicht verkennen lassen. Die Augen sind schwarz und lebhaft, die Stirn niedrig, die Nase breit; das schwarze schlichte Haar tragen beide Geschlechter lang. Die Beine sind auffallend kurz, Hände und Füße sehr klein. Die Männer haben, wie alle amerikanischen Ur-

völker, wenig Bart und raufen diesen sorgfältig aus. Sie sind von Charakter sehr ernst, mißtrauisch, willensstark, selbst halsstarrig bis zur Todesverachtung, aber gutmüthig, gastfrei, dienstfertig und zuverlässig, wenn sie ihr Wort gegeben haben. Zu ihren Fehlern gehört eine große Indolenz; dem Trunk, dem Tabak, dem Spiel sind sie leidenschaftlich ergeben, sie machen sich aber merkwürdiger Weise wenig aus dem Tanz. Sie verstehen fast sämmtlich Spanisch, mit Ausnahme der sehr alten Leute, sprechen diese Sprache aber sehr ungern.

Tracht derselben.

Die Männer tragen um den Kopf entweder ein Band geschlungen *(Trarilonco)*, welches die Haare zusammenhält, daß sie nicht ins Gesicht herabhängen, oder einen spitzen Filzhut ohne Krempe, in Gestalt einer Zuckerhutform. Der obere Körper ist ganz nackt, die kurzen Beinkleider reichen bis auf die Knie, und dann folgen Strümpfe, aber ohne Füßling. Die meisten gehen baarfuß, mit Sporen an den nackten Füßen, doch machen sich Einige Stiefel ohne Nath aus den Beinen der Pferde oder Rinder. Selten legen sie den *Poncho* ab, ein viereckiges Stück Zeug mit einem Schlitz in der Mitte, durch welchen der Kopf gesteckt wird, so daß die längeren Enden des *Poncho* vorn und hinten herabhängen und die Beweglichkeit der Arme nicht beschränkt wird. Dieses Kleidungsstück wird in einem großen Theile Südamerikas nicht bloß von den Indianern, sondern auch von den Weißen wegen seiner großen Bequemlichkeit und Zweckmäßigkeit getragen. Die Weiber wickeln ein großes Stück Zeug um den Leib, welches bis zu den Knöcheln reicht; ein

Gurt hält dasselbe in der Mitte des Leibes fest, und mit einer großen silbernen Nadel wird es über der einen Schulter zusammengesteckt, so daß beide Arme nebst einem Theile der Brust frei sind. Ueber dieses Kleidungsstück tragen sie einen Mantel, der ebenfalls aus einem ganzen Stück Zeug besteht, das über der einen Schulter mit einer großen silbernen Nadel zusammengehalten wird. Die Haare flechten sie in zwei Zöpfen, die sie mit Glasperlen schmücken, und rund um den Kopf, turbanartig, wickeln, was sehr gut läßt. Silbernen Schmuck tragen sie in den Ohren, auch tragen sie silberne Hals- und Armbänder, doch sind letztere häufiger aus Glasperlen.

Ihre Zeuge weben sie selbst aus Wolle auf eine sehr rohe Weise (s. u.), und färben sie mehrentheils mit Indigo blau; den *Poncho* und den Rand der Kleider verzieren sie gern mit farbigen Streifen. Die Weiber suchen sich gern einen kalmukartigen Stoff von rothen, gelben und sonst lebhaften Farben zu verschaffen, der in englischen Fabriken gemacht wird.

Ihre Sprache ist die *araukanische*, welche früher in ganz Chile gesprochen wurde, jetzt aber nicht mehr nördlich von Concepcion gehört wird, indem in den nördlichen Provinzen die Indianer sich dergestalt mit den Spaniern vermischt haben, daß man sie nicht mehr von denselben unterscheiden kann.

Indianische Knechte.

Sie vermiethen sich leicht als Knechte, namentlich als Viehhirten, und als solche sind sie ganz ausgezeichnet; besonders lassen sie gern ihre Kinder in Dienste der Europäer treten. Letzteres gilt selbst von den freien *Arau-*

kanern, doch kehren die Kinder derselben, nachdem sie ein paar Jahre bei den Weißen gedient haben, zu ihren Aeltern und zu ihren Sitten und Gewohnheiten zurück. Sobald die Mädchen die spanische Tracht angethan und sich daran gewöhnt haben, wollen sie nicht mehr für Indianerinnen gelten und verachten die Ihrigen, daher die indianischen Aeltern, wenn sich eine Tochter derselben vermiethet, gewöhnlich zur Bedingung machen, daß sie die indianische Tracht beibehalten soll.

Die Spanier haben sich häufig mit den Indianerinnen verheirathet, Kinder aus solchen Ehen gelten gleich für Spanier, und die strengen Scheidungen nach der Reinheit des Blutes, überhaupt die schroffen Gegensätze zwischen den verschiedenen Racen sind hier ganz unbekannt. Neger hat es in dieser Provinz nie gegeben, so wie sie überhaupt in Chile sehr selten gewesen sind.

Es ist kein schroffer Gegensatz zwischen Indianern und Spaniern.

Aus dem Gesagten läßt sich schon abnehmen, daß auch in den Sitten und der Lebensweise kein so schroffer Unterschied zwischen Indianern und Spaniern sein kann, so wie aus der Geschichte der Bevölkerung der Provinz Valdivia durch die Spanier es leicht erklärlich wird, daß die Industrie derselben noch auf einer so niedrigen Stufe steht, daß sie die der Indianer nur in wenigen Punkten übertrifft, die von O'Higgins nach Valdivia gesendeten Soldaten waren nicht geeignet, einen höheren Grad von Bodenkultur und Gewerbfleiß dort einzuführen, und haben im Gegentheil vieles in der Lebensweise und in ihren Gebräuchen von den Indianern annehmen müssen, während ihre Nachkommen bis in die neueste Zeit noch nicht

Gelegenheit gehabt haben, bessere Muster zu sehen, und sich danach zu vervollkommnen.

Charakter der Spanier.

Den Charakter der Spanier kann ich nur loben, sie sind überaus gastfrei, tolerant, gefällig, dienstfertig, und sehen die Einwanderung fleißiger und kenntnißreicher Fremden gern. Sie haben viele Fähigkeiten, begreifen leicht und werden gewiß bald, wenn sie die Vorzüge einer besseren Methode des Ackerbaues und der Gewerbe durch die Erfahrung kennen gelernt haben, mit ihren Lehrmeistern wetteifern.

Missionen.

Die Indianer leben in kleinen Gehöften zerstreut, von denen mehre jedesmal eine Art Gemeinde, eine sogenannte Reduccion bilden, an deren Spitze ein Kazike steht. Die Macht dieses Kaziken über seine Landsleute ist zwar nur gering, da er nichts ohne die Zustimmung der Familienväter anordnen kann, indessen ist er die Mittelsperson zwischen der Regierung und den Indianern, und bekommt von Zeit zu Zeit eine kleine Gratifikation von der letzteren. Diese wird besonders erhöht, wenn er zwölf Knaben aus seiner Reduktion in die Schule der Mission schickt. Mehrere solcher Reduktionen sind zu einer Mission vereinigt, an deren Spitze ein Franziskanermönch steht, der zu dem Ende von seinem Orden aus Europa dorthin geschickt wird. Er bekommt monatlich 29 Piaster von der Regierung, und für jeden indiaschen Knaben, der die Schule der Mission besucht, noch fünf Piaster von derselben; dafür wohnen die Knaben auf der Mission und werden vom Missionär unterhalten. Zu dem Ende ist die Mission mit ausgedehnten Gebäuden,

und mit guten Ländereien in hinreichendem Umfange dotirt; letztere werden von den Indianern bestellt, wogegen der Missionär alle kirchlichen Handlungen unentgeltlich zu verrichten hat. Dies sind die einzigen Lasten, welche die Indianer zu tragen haben, von Abgaben und Frohnarbeiten für die Regierung sind sie gänzlich befreit, und ihr Verhältniß zu derselben ist mithin ein ganz anderes und weit günstigeres als in Peru, wo fast die ganze Last der Abgaben und Arbeiten auf den Indianern ruht. Der Unterricht selbst wird von einem besonderen Schulmeister, der außer freier Wohnung monatlich 12 Piaster Gehalt bekommt, besorgt und beschränkt sich auf Lesen, Schreiben, Rechnen und die spanische Sprache. Außerdem stehen zur Verfügung des Missionärs ein sogenannter Capitan de amigos, d. h. ein Spanier als Dolmetscher, der auch von der Regierung vielfach gebraucht wird, und der Fiscal, d. h. derjenige Indianer, welcher die meisten Fortschritte im Christenthume gemacht hat. Es ist sehr zu bedauern, daß die Missionäre sehr selten die Sprache der Indianer verstehen, und daß daher der ganze Religionsunterricht sich darauf beschränkt, daß die Indianer die äußerlichen Gebräuche des Gottesdienstes und einige wenige Gebete in ihrer Sprache auswendig lernen, welches Alles ihnen der Fiscal vormachen muß. Da sie das Gelernte aber leicht vergessen, so werden die Indianer immer von Zeit zu Zeit durch den Fiscal und den Capitan de amigos wieder zusammengebracht, um den Unterricht aufs Neue zu empfangen, bei welcher Gelegenheit die Männer die Feldarbeiten für den Geistlichen

verrichten, während die Weiber für ihn spinnen und weben.

Daß das Christenthum so wenig Wurzeln bei diesen Indianern fassen will, hat gewiß großentheils darin seinen Grund, daß die ganze Nation der *Araukaner* niemals einen Kultus und folglich auch niemals Priester gehabt hat. Daher widerstehen auch die unabhängigen *Araukaner* so standhaft allen Versuchen sie zu bekehren, wozu kommt, daß dieses auf seine Freiheit so eifersüchtige Volk sich vor der Priesterherrschaft fürchtet und die Vielweiberei nicht aufgeben mag.

Die zum Christenthum bekehrten Indianer dürfen nur eine Frau haben und müssen die Verlobten vier bis sechs Monate beim Missionär zubringen, um gehörig im Christenthum unterwiesen zu werden, bevor sie Hochzeit halten dürfen.

Die große Gastfreiheit, Toleranz und Gefälligkeit der Missionäre sind durchgängig zu loben, und kann man durch ihre Vermittelung leicht indianische Knechte und Mägde erhalten.

Abnahme der indianischen Bevölkerung.

Die indianische Bevölkerung hat seit einer Reihe von Jahren abgenommen, wie man dies ganz allgemein überall beobachtet, wo die Weißen mit der amerikanischen Race zusammen leben. Diese Thatsache ist schwer zu erklären; in Valdivia haben die Pocken sehr viele Verwüstungen unter den Indianern angerichtet; von einer Abnahme der Bevölkerung durch Bedrückungen ꝛc. kann aber hier nicht die Rede sein. Gegenwärtig existiren noch folgende Missionen: *Daglipulli, Trumao,* Rio Bueno

Quilacahuin, Pilmaiquen, S. Juan de la Costa, *Coyunco, Quinchilca* und S. Jose, letztere bei den freien *Araukanern*, die Mission von *Arique* und *Cudico* wird jetzt nicht mehr bedient. Früher war die Zahl der Missionen größer.

Lebensweise der Indianer.

Jeder Indianer besitzt Vieh, mehr oder weniger, je nach seinem Vermögen; die reichsten haben oft über 100 Stück Rindvieh und eben so viel Pferde. In beiden Viehgattungen besteht ihr hauptsächlichster Reichthum; Schweine, Schaafe, Hühner und Truthühner fehlen indeß auf fast keinem Indianerhof. Von Getreide bauen sie selten viel mehr, als sie zum eigenen Bedarf nöthig haben.

Ihre Häuser sind viereckig und werden von senkrechten dicht neben einander in die Erde gesetzten Pfosten gebildet, die nur bei dem Reichen behauen sind; sie haben immer nur ein Stockwerk und ein sehr stark vorspringendes Dach, unter welchem die Bewohner Schutz vor den Sonnenstrahlen oder vor dem Regen suchen. Den Fußboden bildet die natürliche Oberfläche der Erde. Oft hat die Hütte keine andere Oeffnung als die Thür, meist sind aber Fensteröffnungen da, die allenfalls mit einer Lade verschlossen werden können. Das Hausgeräth ist sehr einfach. Statt der Stühle dienen schwere Bänke, die nebst ihren plumpen Beinen aus einem Klotz gehauen sind; die Tische sind sehr klein und niedrig wie Kindertische in Deutschland, doch fehlen sie sehr häufig ganz. Man schläft auf Fellen am Boden in einer besonderen Abtheilung der Hütte, indessen machen sich auch manche India-

Bettstellen aus Knüppeln, deren Pfosten sie in den Erdboden einschlagen.

Zum Aufbewahren ihrer wenigen Habseligkeiten dienen zwei ausgehöhlte Baumstämme, welche die Stelle einer Kiste vertreten; der obere dient als Deckel. Zum Aufbewahren des Getreides dienen gemeiniglich zwei zu einem Sack an einander gereihte Ochsenhäute, welche mit ihrer Oeffnung an den Dachbalken befestigt sind und bis zur Erde herabhängen. Unten haben sie eine kleine Oeffnung, die mit einer Klappe verschlossen wird. Andere heben ihr Getreide in einem Behälter auf, der in Gestalt eines enormen Siebreifes aus der abgezogenen Rinde von einem Stück Baumstamm gemacht ist; noch andere schlagen Pfähle in einem Kreis in die Erde, flechten sie mit Stroh zusammen und schütten dann ihr Getreide hinein. Ihre *Chicha**) bewahren sie in größeren oder kleineren Fässern, die zuweilen sehr groß sind und die sie sich selbst aus Alerzeholz bereiten. Gewöhnlich haben sie keinen großen Vorrath dieser Fässer, und so lange die Aepfel im Herbst vorhalten, beeilen sie sich den Inhalt der Fässer zu leeren, um sie auf's Neue füllen zu können, wobei die Nachbarn tapfer helfen, und nicht selten 10 bis 12 Tage hinter einander gezecht wird. Erst mit der letzten Füllung des Fasses wird sparsamer umgegangen. — Das kostbarste

---

*) *Chicha* heißt von Peru an ein jedes gegohrene Getränk, es mag bereitet sein, woraus es wolle, und wo ein Zweifel über seine Natur entstehen kann, muß es noch näher bezeichnet werden, z. B. Aepfelwein, chicha de manzana; in der Provinz Valdivia kennt man kaum eine andere *Chicha*.

Geräthe ist stets der Sattel, welcher gewöhnlich mit silbernen Buckeln verziert ist, sowie überhaupt das Pferdegeschirr, die Sporen ꝛc.; letztere sind nicht selten ein Pfund schwer.

Der Kochheerd pflegt bei den Aermeren in der Mitte der Hütte, bei den Reicheren in einem etwas entfernten Schuppen angebracht zu sein. Das Küchengeräth besteht in irdenen Töpfen, welche sie sich auf eine sehr rohe Weise selber bereiten, die aber nichtsdestoweniger recht dauerhaft sind, und in eisernen Töpfen, die sie von den Weißen eintauschen. Ihre Speisen bestehen hauptsächlich in gebratenem Fleisch jeder Art, auch Pferdefleisch wird ebenso häufig wie Rindfleisch genossen, in Kartoffeln, Bohnen, Erbsen, gekochten und gerösteten Waizen, Mehl, Maiskolben, die auf sehr verschiedene Weise zubereitet werden ꝛc. Selten wird das Fleisch gekocht, und dann immer mit Gemüse zusammen, so daß es eine Art dicker Suppe gibt. Spanischer Pfeffer, Aji, darf an keinem Gerichte fehlen. Auch essen sie zwei Arten von Seetang, die sie auf dem Meeresufer sammeln, und *Luchi* und *Cochayuyu* nennen; es scheinen zwei Arten Laminaria zu sein; die eine ist ungetheilt und linealisch, die andere handförmig in lange Riemen getheilt. Beide sind sehr wohlschmeckend und werden im ganzen Lande geschätzt. Speisen.

Ihre silbernen Schmucksachen machen sie selbst, so wie ihre meisten Geräthe; den Frauen liegt nicht nur das Spinnen und Weben, sondern auch das Verfertigen der irdenen Geschirre ob, auch besorgen sie ausschließlich die Küche. Die Männer hüten das Vieh und besorgen den Feldbau.

Die Indianer tauschen gegen ihr Vieh und ihr Getreide hauptsächlich folgende Gegenstände von den Weißen ein: eiserne Geräthe, Wollen- und Baumwollenzeuge von lebhaften Farben, Indigo, Tabak, den sie leidenschaftlich lieben, Glasperlen, spanischen Pfeffer, den man sonderbarer Weise in Valdivia nicht baut, Branntwein 2c.

Lebensweise der Spanier.

Die Spanier wohnen ebenfalls auf einzelnen zerstreuten Gehöften, welche nirgends sehr weit von dem Wege ab liegen, der von der Stadt Valdivia über la Union nach Osorno führt, so wie an den Seiten des Flusses *Calle-calle* bis *Quinchilca* hinauf. Der ganze übrige Theil des Landes ist bewaldet, unbewohnt, und so gut wie unbekannt. Die Gehöfte, Haciendas sind größer und besser gebaut als die der Indianer, aber ziemlich in demselben Styl, die Gebäude bestehen ebenfalls aus senkrechten Pfosten 2c. Diese Haciendas begreifen mehrentheils 1000 und mehr Morgen, von denen indessen nur wenige Morgen dem Pflug unterworfen sind. Das Uebrige ist Viehweide und Wald. Der werthvollste Theil der Besitzung besteht häufig in den Apfelwaldungen und macht mancher Grundbesitzer jährlich 1000 Fässer Aepfelwein zu $1\frac{1}{3}$ Thlr. etwa jedes. Chacara heißen kleinere Grundstücke von etwa 50 — 300 Morgen, wie sie in der Nähe der Städte vorkommen, auf denen hauptsächlich Gemüse und dergleichen gebaut wird. Daß man weder Scheunen noch Ställe kennt, ist bereits gesagt.

Städte der Provinz.

Die Städte in der Provinz sind folgende: Valdivia, Sitz des Intendanten und der übrigen Behörden, mit 1500 — 2000 E., Rio Bueno mit etwa 500 E.,

Osorno mit 1000—1500 E., la Union, vor einigen Jahren gegründet und kaum die Anlage einer Stadt verrathend; *Maullin* mit ein Paar Hundert E., und *Calbuco*, auf einer Insel am Eingang in die Bucht von *Reloncavi*, ebenfalls nur mit ein Paar Hundert Einwohnern. Beide letztere Orte gehören nach der politischen Eintheilung zur Provinz *Chiloë*. *Calbuco* (dieser indianische Name bedeutet blaues Wasser) wurde von denjenigen Spaniern gegründet, welche nach der Zerstörung von Osorno durch die Indianer im Jahre 1602 sich von dort gerettet hatten, und ist der Hauptstapelplatz für die Alerzebretter.

Wer sich in einer dieser Städte anbauen will, bekommt einen Bauplatz, etwa $^1/_2$ Morgen groß, unentgeltlich vom Magistrat mit der Verpflichtung, binnen Jahresfrist ein Gebäude darauf zu errichten. Die Städte Valdivia, *Maullin* und *Calbuco* machten hiervon eine Ausnahme, indem hier der sämmtliche Grund und Boden bereits Privat-Eigenthum ist.

Man findet in diesen Städtchen die unentbehrlichsten Handwerker: Schuster, Schneider, Zimmerleute, Schmiede ꝛc., sowie Krämer, bei denen man die nothwendigsten Gegenstände des Hausbedarfs, als Zucker, Kaffee, Gewürze, Salz, Indigo, Taback, grobe Baumwollenzeuge, Bänder, Glasperlen, Eisenwerk, Papier ꝛc., haben kann. Das Papier wird weniger zum Schreiben, als zur Bereitung der Papier-Cigarren verbraucht.

Die Viehzucht macht gegenwärtig nebst dem Holzhandel den wichtigsten Erwerbszweig der Valdivianer aus. Rindviehzucht.

Die meisten besitzen zahlreiche Rindviehheerden und Pferdeheerden, welche Winter und Sommer sich im Freien auf den offeneren Weiden und in den Wäldern herumtummeln, sich oft meilenweit verlaufen und die ersteren nicht selten verwildern. Die Hirten, stets zu Pferde, mit dem Lasso, einer Schlinge von Leder, bewaffnet, die sie mit der größten Geschicklichkeit, gleich den Gaucho's der Ebenen von Buenos-Ayres, in vollem Galopp dem Vieh umzuwerfen verstehen, treiben dasselbe ein Mal im Jahre zusammen, um es zu zählen und die inzwischen geworfenen einjährigen Kälber mit dem Zeichen des Eigenthümers zu brennen. Rindfleisch ist die Hauptnahrung, und das baare Geld erhalten die Einwohner meist durch den Verkauf ihrer Ochsen an Viehhändler, welchen dieselben durch das Gebiet der freien *Araukaner* hindurch nach den stärker bevölkerten nördlichen Provinzen treiben. Der Handel mit Fellen, mit Talg, mit gedörrtem Fleisch ist ganz unbedeutend; die Milch wird sehr wenig benutzt; doch werden seit der letzten Zeit jährlich schon 2 — 3000 Centner Käse ausgeführt, welche in Valparaiso mit 6 — 8 Piaster der Centner bezahlt werden. Butter wird beinahe gar nicht gemacht, nicht ein Mal für den Hausbedarf. Da sämmtliches Vieh halb wild ist, so bringt man die Kälber in eine Umzäunung, wenn man die Kuh melken will. Diese bleibt dann in der Nähe ihres Jungen und läßt sich, nachdem dasselbe erst gesogen hat, ohne Schwierigkeit melken.

Die Race des Rindviehes ist vielleicht die schönste in ganz Chile, und gehört zu den größten Racen, die man

überhaupt kennt. Sie hat kurze Hörner und zeigt eine weit größere Mannigfaltigkeit der Färbung, als bei uns. Besonders ist eine getigerte Race, Lagarto genannt, welche auf gelblichem Grund schwarze Streifen, gleich dem bengalischen Tiger hat. Als Sonderbarkeit führe ich die merkwürdige Race der Niatos, Kurznasen, an, welche einen sehr kurzen Kopf, namentlich sehr kurzen Oberkiefer und Oberlippe haben und die Zähne zeigen, so daß der Kopf einige Aehnlichkeit mit dem eines Bulldogs hat.

Wildes Rindvieh.

Das verwilderte Rindvieh ist meist braungrau oder schmutzig isabellfarben und hält sich in den Wäldern in kleinen Heerden auf, die aus einem Stier mit 6—7 Kühen bestehen, im Gegensatz zu den ungeheuren Heerden, welche die Steppen von Buenos-Ayres bevölkern. Der Stier brüllt seltener und anders, als der zahme Stier, ähnlich wie dieser, wenn er Blut riecht, und ist sehr bös, so daß er von freien Stücken den Menschen angreift.

Eine Kuh mit Kalb kostet 6—8 Piaster, ein großer Ochse 8—10, ein Zugochse 12 Piaster.

Pferde.

Die Pferde sind sehr häufig und wohlfeil, und jedermann, selbst der ärmste Bauer, besitzt sein Reitpferd; Niemand geht zu Fuß. Die valdivianischen Pferde sind von mittlerer Größe, kleiner als die Pferde der Provinz Maule (welche letztere von Kennern für schöner, als die andalusischen erklärt werden) und zeichnen sich aus durch lebhafte Augen, schönen Schweif und starke Mähne, die kurz abgeschnitten wird, wie in Süditalien und Griechenland*).

*) Auf *Chiloë* giebt es eine Race auffallend kleiner Pferde,

Man sieht gar nicht auf dünne Fußknochen ꝛc., sondern schätzt bei ihnen die Ausdauer und den sanften Gang weit höher, als äußere Eigenschaften. Paßgänger sind häufig und werden besonders zu Reitpferden für Frauen geschätzt. Auffallend ist es, daß diese Pferde sehr gutmüthig sind, nie schlagen oder beißen ꝛc., ungeachtet sie erst spät, gewöhnlich im 4. Jahre und auf sehr gewaltsame Weise, gezähmt und zugeritten werden. Bei Reisen macht das Pferd durchschnittlich 15 — 20 Leguas (25 auf den Grad, also etwas mehr, als eine Stunde), in einzelnen Fällen selbst 24 und mehr in einem Tag, stets im Trab oder Galopp, ohne daß es entsattelt wird, worauf es den Abend vom Sattel befreit wird und die Erlaubniß bekommt, sich während der Nacht seine Nahrung selbst zu suchen. Den andern Tag wird dann die Reise auf dieselbe Weise fortgesetzt. Solche Strapatzen hält das Pferd sechs bis acht Tage hintereinander aus, worauf es freilich einen Monat oder länger nicht gebraucht wird. Allgemein legt man unter den eigentlichen Sattel zuerst ein Fell, Suadero, und über dieses eine im Lande gewebte Decke, *Channo*; der Sattel selbst hat am meisten Aehnlichkeit mit dem ungarischen Bock. Unentbehrlich sind große hölzerne Steigbügel, welche beim Jagen durch die Wälder und Büsche die Beine gegen Verletzung schützen. Die Hufe werden nie beschlagen. Man reitet nur Wallache und hält die Stuten allein zur Zucht und zum Dreschen. Ein

---

die als Reitpferd für Kinder in Valparaiso und Santiago sehr gesucht und theuer bezahlt werden.

tüchtiges Reitpferd kann man schon für 8 bis 10 Piaster haben, doch giebt es in der Provinz auch solche, für welche ein Liebhaber 150 Thlr. und darüber zahlt.

Maulthiere und Esel.

Zum Tragen der Lasten werden ausschließlich Maulthiere gebraucht, die durchschnittlich mit 17 Piaster bezahlt werden, und ist die Zucht derselben von einiger Bedeutung. Esel hält man nur zur Maulthierzucht.

Schaafe.

Die Schaafzucht ist nicht von solcher Erheblichkeit, wie in den nördlicheren, wärmeren Provinzen der Republik, und die Ausfuhr der Wolle bis jetzt sehr unbedeutend. Dieselbe ist nur grob und dient zum Ausstopfen der Matratzen, so wie zur Weberei ganz grober Stoffe. In neueren Zeiten sind indessen Schaafe von besserer Race eingeführt worden; ich selbst habe einige Merinoböcke dorthin gebracht, und Herr Kindermann hat sich das Verdienst erworben, eine ganze Heerde derselben eingeführt zu haben. Die Schaafe lammen hier zwei Mal im Jahr und werfen in der Regel Zwillinge. Gewöhnlich werden die Heerden ohne Schäfer, blos von Hirtenhunden ausgetrieben, und entfernen sich nicht weit von der Wohnung; diese Hunde werden zu diesem dadurch abgerichtet, daß man sie bald nach der Geburt der Hündin wegnimmt und an einem Schaafe saugen läßt. Wenn sie älter werden, gehen sie von selbst mit ihrer Pflegemutter und lernen späterhin vollkommen die Stelle eines Hirten versehen, indem sie die Schaafe nicht nur des Morgens aus- und des Abends eintreiben, sondern auch dieselben zusammenhalten und vertheidigen. Man verschneidet diese Hunde und füttert sie Morgens und

Abends reichlich. Ein halbjähriges Schaaf kostet etwa 4 Realen = 20 Sgr.

Ziegen. Ziegen werden wenig gehalten; weit erheblicher ist ihre Zucht auf der Insel *Chiloë* *).

Schweine. Die Schweine gedeihen ungemein und es unterliegt keinen Zweifel, daß die Ausfuhr von Schmalz, Schmalzöl, geräuchertem und gesalzenem Schweinefleisch eine bedeutende Quelle des Reichthums für die Provinz abgeben wird, sobald es den Einwohnern einfallen wird, sich mit diesem Industriezweig zu befassen.

Ackerbau. Der Ackerbau ist noch ganz roh, in seiner ersten Kindheit, und ziemlich auf derselben Stufe, auf welcher er sich zur Zeit der Patriarchen befand, und in vielen Gegenden des Morgenlandes und selbst Süd-Europa's noch befindet. Man ackert nie mit Pferden, nur mit Ochsen, welche mit den Hörnern an einem Joche ziehen. Der Pflug ist ein sehr elendes Instrument, ganz aus Holz, bisweilen ein bloßer, von Natur gekrümmter Baumast, und ritzt nur den Boden, ohne die Schollen umzukehren; die Egge ist ein Bündel Dornen. Ist das Getreide reif, so wird es mit der Sichel in der Höhe von zwei Fuß abgeschnitten; auf dem Felde wird ein Stück Land gereinigt, geebnet, die Aehren werden darauf geschüttet und die Körner werden durch Pferde, so viel man deren zusammenbringen kann, die im Galopp im Kreise herumgejagt werden, ausgetreten. Einige Leute in der Provinz

*) Im Archipel *Chonos* und auf der Insel St. Juan Fernandez kommen noch viele verwilderte Ziegen vor.

leben allein davon, daß sie ihre Stutenheerden zum Dreschen vermiethen, wofür sie das zehnte Korn bekommen. Das Reinigen des Getreides geschieht, indem man mit hölzernen Schaufeln dasselbe gegen den Wind wirft, welcher die Spreu fortweht. Ist kein Wind vorhanden, so wartet man, bis er weht. Daß bei dieser rohen Art und Weise des Dreschens sehr viel Getreide verloren geht, zumal wenn sich Regen einstellen sollte, der indeß zur Erntezeit eine Seltenheit ist, leuchtet ein.

Geräthe des Landmanns.

Der gewöhnliche Landmann hat kein eisernes Geräthe als eine Art, ein Faschinenmesser, das zugleich zum Beschneiden der Hufe und zum Schlachten dient, und eine Sichel mit gekerbter Schneide. Alles Andere ist von Holz oder Knochen; so bestehen z. B. die Schaufeln meist aus einem Schulterblatt von Rind oder Pferd, das durch lederne Riemen sehr fest an einen Stock befestigt ist. Selten sieht man zweirädrige Karren, deren Räder das Segment eines Baumstammes sind; Lasten, die nicht von Maulthieren getragen werden können, schafft man auf Schleifen, die aus einem von Natur gabelförmig gewachsenen Bäumchen gemacht sind, oder auf einer Ochsenhaut fort.

Mühlen.

Die Chilenischen Mühlen sind sehr einfach und unvollkommen. Der untere Mühlstein liegt horizontal und unbeweglich; durch denselben geht eine senkrechte Welle herab, an welcher der obere Mühlstein befestigt ist, während unten eine Anzahl keilförmiger Speichen horizontal angebracht sind, welche an ihrem Ende schräg wie ein Löffel ausgehöhlt sind. Indem ein Wasserstrahl

gegen diese Aushöhlungen geleitet wird, wird das Rad zum Umschwingen gebracht. Damit das Getreide gleichmäßig zwischen die Mühlsteine fällt, ist an dem Trichter oberhalb des Läufers ein Stock mit einem losen Klöppel befestigt, welcher den Läufer berührt und den Trichter beständig erschüttert. Ausgezeichnete Mühlen nach der besten amerikanischen Construction befinden sich indessen in Concepcion, und versehen mit ihrem Mehl den Bedarf der größeren Städte in Chile, Peru und weiter nach Norden, jedoch reicht dieses bei Weitem nicht aus, weshalb Mehl noch von Europa eingeführt wird, was von Chile theilweise Weizen empfängt.

harina tostada. Die Landleute machen sich in Valdivia gewöhnlich ein Mehl nach indianischer Sitte. Sie vermischen den Waizen mit glühendem Sande, und rösten ihn auf diese Weise bis er bräunlich wird und einen süßen Geschmack annimmt, dann entfernen sie mit Leichtigkeit durch bloßes Schütteln den Sand, der zu Boden fällt, und zerreiben den Waizen zwischen zwei Steinen. Das so erhaltene Mehl, harina tostada Spanisch, *murqui* Indianisch genannt, liefert auf verschiedene Weise zubereitet, oft nur mit kaltem Wasser angerührt, eine Hauptnahrung der Indianer und der ärmeren Spanier, und ist einem Jeden als Reiseproviant zu empfehlen. Die Gastronomen des Landes erhöhen den Wohlgeschmack dieses Gerüchtes, indem sie gerösteten Leinsamen hinzusetzen. Nur bei seltenen und feierlichen Gelegenheiten backt der Valdivianische Landmann in Asche oder in glühendem Sande flache Brote oder vielmehr Fladen von ungegornem Teige.

Für gewöhnlich vertreten Kartoffeln, in Asche oder in heißem Sande gebraten, die Stelle des Brotes. In den Städten wird indeß ein Brot von der Größe unserer Milchbrote gebacken, das aber nicht besonders gut ist.

Kartoffelmehl ist unbekannt; Stärke wird für den Hausbedarf zum Stärken der Wäsche aus Weizen bereitet.

Bereitung der Chicha.

Der Aepfelwein, die Chicha von Valdivia, wird folgendermaßen bereitet: Man schlägt mit kleinen biegsamen Stangen die Aepfel in einem hölzernen Troge so lange, bis sie sämmtlich in grobe Stücke zertheilt sind*), thut sie alsdann in einen mit Löchern versehenen Sack aus rohem Fell oder in einen aus bindfadendünnen Lianen geflochtenen Korb und bringt diesen unter die Kelter. Dieses Instrument ist das vollkommenste Geräth des Landmanns. Zu anderen Zeiten dient der oben erwähnte Trog häufig als Canoe zum Uebersetzen der Flüsse.

Destillation des Branntweins.

Aus diesem Aepfelwein wird auf eine höchst einfache Weise Branntwein destillirt. Auf einen gewöhnlichen kupfernen Kessel setzt man anstatt des Helmes ein in Gestalt einer Halbkugel ausgehöhltes Stück Holz. (Destillirblasen findet man nur in den größeren Städten Chile's, so wie auf einzelnen großen Hacienden im Norden.) In diesen hölzernen Helm ist auf der einen Seite ein Loch gebohrt, durch welches ein Flintenlauf gesteckt wird, der die Stelle des Abzugsrohres vertritt, während auf der andern Seite ein dreieckiger Keil ausgeschnitten ist.

*) Rohe Aepfelquetschen, Segmente eines Baumstammes, die im Kreise herumgedreht werden, giebt es in Valdivia und *Chiloë* erst zwei oder drei.

Durch die Oeffnung dieses Ausschnittes wird der Kessel gefüllt, dann der Ausschnitt wieder hineingesetzt, und alle Fugen dick mit Lehm verkleistert. Den Ofen vertritt das erste, beste Loch in der Erde, und die Hitze kommt nur von der Seite an den Apparat. Der Flintenlauf wird durch einen Holztrog geführt, in welchen man beständig frisches Wasser leitet, damit er abgekühlt wird. Den aus dem Ende des Rohres herauslaufenden, siedend heißen Branntwein fängt man in Kannen auf. — Die Kunst, aus Korn oder gar aus Kartoffeln Branntwein zu brennen, ist ganz unbekannt.

Weberei der Valdivianer.

Das Spinnrad ist ganz unbekannt und das Spinnen geschieht mit der Spindel; das Weben ist aber eine über alle Begriffe unvollkommene und mühselige Operation, so daß ein Mensch bei sechszehnstündigem Fleiße je nach der Feinheit des Fadens nur 1 — 3 Ellen bei einer Breite von 3 bis 4 Fuß zu weben im Stande ist. Die Kette wird an zwei Stäben von der Breite des zu webenden Zeuges befestigt, und werden diese Stäbe anfangs in der ganzen Länge der Fäden der Kette angespannt, und sechs Zoll hoch über dem Erdboden an Pflöcken befestigt. Der Einschlag ist auf einen langen dünnen Stock aufgewunden, welcher wie eine Stopfnadel zwischen den Fäden der Kette durchgeschoben wird, nachdem diese abwechselnd vermittelst eines Systems von Schlingen, und vermittelst eines durchgeschobenen schwertförmigen Holzes in die Höhe gehoben sind; dieses Holz dient auch zum Festschlagen des Einschlags. Die ganze Arbeit wird auf den Knien liegend verrichtet.

Seife wird in der ganzen Provinz nicht gemacht; die Lichter werden gezogen.

Das Gerben der Häute ist unbekannt, die Ochsenfelle werden roh zu Lassos, Riemen ꝛc. verschnitten oder zu Säcken zusammengenäht, die Kalbfelle auf eine rohe Art durch fortgesetztes Schaben geschmeidig gemacht; alles Leder, dessen die Provinz bedarf, kommt noch aus Europa. Herr Fehland aus Hamburg hat im vorigen Jahre die erste Gerberei angelegt. Zubereitung des Leders.

Das Gesagte wird vollkommen genügen, einen Begriff vom Zustande der Industrie dieses von der Natur so reich gesegneten Landes zu geben; in wenigen Jahren schon wird indessen dieses Bild nicht mehr passen, und die eingewanderten und noch einwandernden Deutschen werden schnell eine solche Umwälzung bewirken, daß meine Schilderung der nächsten Generation schon wie ein Mährchen aus grauer Vorzeit erscheinen dürfte. Vor der Hand versprechen die einfachsten, mit dem Landbau und der Viehzucht am unmittelbarsten zusammenhängenden Gewerbe den größten Vortheil: Branntweinbrennen, Butter- und Käsebereitung, Talg- und Seifensiedereien, die Bereitung von geräuchertem und eingepöckeltem Fleisch zur Verproviantirung der zahllosen Schiffe, welche die Südsee besuchen und in Chile anlegen, meist aber den ganzen Vorrath ihrer Lebensmittel aus Europa und den Vereinigten Staaten mitbringen, da die Lebensmittel, welche sie jetzt in Valparaiso bekommen können, zu theuer oder zu schlecht zubereitet sind, um sich lange zu halten; Gerbereien; späterhin, wenn mehr Kapitalien und Arbeitskräfte Gewerbe, die zu empfehlen sind.

in der Provinz sein werden, versprechen der Schiffsbau, Glashütten und Kupferhütten großen Vortheil. Wird doch jetzt das Kupfererz Chile's mit Vortheil nach Europa gebracht, und in England und Hamburg verschmolzen!

Wenn die Communicationsmittel gegenwärtig noch höchst unvollkommen sind, wenn es keine Chausseen und Brücken, keine Kutschen und Frachtwagen gibt, so ist dies bei der geringen Bevölkerung des Landes kein Wunder, gibt aber keinen Maßstab für diejenigen Verhältnisse, die eintreten werden, sobald sich eine zahlreichere und gewerbfleißige Bevölkerung dort niedergelassen hat. Schon jetzt können indeß in den mehr ebenen Gegenden von Osorno, Rio bueno ꝛc. zweirädrige Karren ohne Schwierigkeit in Gebrauch genommen werden, und während man früher alle Bäche und Flüsse durchreiten, durchschwimmen, oder auf elenden Canoes passiren mußte, existirt seit einigen Jahren schon eine bequeme Fähre über den Rio bueno, welche der Stadt Osorno gehört.

Geld cursirt wenig.

Baares Geld cursirt nur in geringer Menge in der Provinz, und der Handel besteht meist in Tauschhandel, wobei das Vieh, wie in den frühesten Zeiten aller Völker — man denke u. A. nur an die pecunia der Römer — als Maßstab zur Bestimmung des Werthes der Dinge dient; so sagt man in Valdivia noch heut, dieser Gegenstand ist so und so viel Ochsen, so und so viel Schafe, so und so viel Hühner ꝛc. werth. Verträge mit den Indianern werden gewöhnlich nach s. g. paga's gemacht; eine paga rechnet man zu 3 Piaster, und sie besteht in Aexten, Fohlen, Kälbern, Taschenmessern, Baumwollenzeug,

etwas Indigo. Eine Kuh rechnet man 2 paga's, einen Ochsen 3 paga's ꝛc.

Die Münzen, welche in der Republik Cours haben, werden nach dem spanischen Münzfuß ausgeprägt, und sind in Golde: a) die Onza = $17^1/_4$ Piaster, etwa 25 Thlr. Preuß., b) die halbe Onza, media onza, c) die viertel Onza, oder der escudo, d) die achtel Onza, oder der escudito. In Silber hat man: a) den Piaster, peso genannt, welcher jetzt 1 Thlr. 10—12 Sgr. gilt, b) den halben Piaster, medio peso, = 20 Sgr., c) die peseta, $^1/_4$ Piaster, = 10 Sgr., d) der real, $^1/_8$ Piaster = 5 Sgr., e) der medio real, = $2^1/_2$ Sgr., f) der cuartillo = $1^1/_4$ Sgr. In Kupfer werden nur 2 centavo Stücke = 1 cuartillo = $1^1/_4$ Sgr. und Stücke von 1 centavo = 8 Hlr. ausgeprägt; der centavo ist die kleinste Münze, welche es giebt. Gebräuchliche Münzsorten.

Hat man Zahlungen zu machen, so geschieht dies in Gold und in Scheidemünze von medio herab; das Gold hat dabei einen festen Curs, der nicht schwankt. Anders verhält es sich mit den Piastern, welche aufgesucht werden, um nach China versandt zu werden, und welche meist ein Agio von $^1/_{16}$ tragen. Soll daher eine Zahlung in harten Thalern, pesos fuertes, gemacht werden, so muß dies ausdrücklich ausbedungen werden. In einigen Provinzen der Republik ist die Kupfermünze so selten, daß man Agio geben muß, wenn man dieselbe in etwas größeren Quantitäten einwechseln will. — In

Hamburg und Bremen kann man leicht Chilenisches Geld einwechseln, oder Wechsel auf Valparaiso bekommen.

Chilenische Verfassung.

Ich lasse jetzt die wichtigsten Bestimmungen der Chilenischen Verfassung folgen, damit derjenige, welcher etwa Lust hat, sich in diesem Freistaat niederzulassen, sich überzeugen möge, in wiefern durch dieselbe die beiden Grundforderungen, die man an jeden Staat machen muß: Ordnung und Sicherheit, verbunden mit dem größtmöglichen Maß von persönlicher Freiheit, erfüllt werden. Dieser weisen Verfassung ist es unstreitig zu einem großen Theil zuzuschreiben, daß von allen Republiken, die aus den ehemaligen Kolonien Spaniens in Amerika hervorgegangen sind, Chile allein — seit 22 Jahren — ohne Revolutionen geblieben ist, und seine Prosperität von Jahr zu Jahr hat wachsen sehen.

Die Verfassung von Chile ist in ihren Hauptzügen folgende:

Allgemeine Rechte eines jeden Chilenen.

Die Souveränität beruht in der Nation, welche die Ausübung derselben drei constitutionellen Gewalten überträgt, welche sind 1) der Congreso national, 2) der Präsident, 3) die Gerichtshöfe. Die allgemeinen Rechte eines jeden Bewohners von Chile, die Fremden (estantes im Gegensatz der habitantes) eingeschlossen, sind: 1) Gleichheit vor dem Gesetz; in Chile gibt es keine privilegirte Klasse (seit 1811 ist die Sklaverei aufgehoben, welche nie in diesem Staate von Bedeutung gewesen ist); 2) das Recht sich aufzuhalten und zu reisen innerhalb der Republik, wo und wohin man irgend will (die vollste Freizügigkeit); 3) voller Schutz des persönlichen Eigenthums, welches nur durch eine gesetzliche Expropriation

vom Staate in Anspruch genommen werden kann; 4) das uneingeschränkteste Petitionsrecht; 5) die vollkommenste Preßfreiheit; 6) Gleichheit aller Abgaben und Lasten; 7) volle Gewissensfreiheit, doch ist die katholische Religion Staatsreligion. In Valparaiso existiren 2 protestantische Bethäuser.

An der Spitze der Republik steht ein Präsident, welcher allein im Lande den Titel Excellenz führt — gegenwärtig der General Don Manuel Bulnes. Das Amt des Präsidenten dauert fünf Jahre; er kann die folgenden fünf Jahre aufs Neue gewählt werden, allein nicht die hierauf folgenden fünf Jahre. Er wird nicht direkt gewählt, sondern von Wahlmännern, welche das Volk in direkter Wahl ernennt. Seit 1829 haben noch jedesmal die Präsidenten ihr Amt zehn Jahre hinter einander bekleidet. Die Nationalversammlung, Congreso nacional, bewilligt allein die Gelder für den Staatsbedarf, billigt oder verwirft auf den Vorschlag des Präsidenten eine Kriegserklärung, bestimmt die Stärke des Heeres ꝛc. Sie besteht aus zwei Kammern, der Kammer der Senatoren, und der Kammer der Deputirten. Die erstere besteht aus 20 Senatoren, die ihr Amt 9 Jahre bekleiden, und alle drei Jahre zum Drittheil ausscheiden. Zu ihren Befugnissen gehört u. A. das Recht, die Ernennung der Bischöfe und Erzbischöfe zu bestätigen oder zu verwerfen, so wie bei Ministeranklagen, welche von der Deputirtenkammer ausgehen, das Urtheil zu sprechen. Die Deputirtenkammer wird alle drei Jahre gänzlich erneuert, und werden die Deputirten von den einzelnen Bezirken in direkter Wahl im Verhältniß eines Deputirten für

Präsident.

Congreso nacional

jede 20,000 Seelen gewählt. Nicht wählbar sind Geistliche in Funktion, der Intendant seiner Provinz, und wer nicht seit 6 Jahren das Bürgerrecht besitzt*). Die gewöhnlichen Zusammenkünfte des Congresses finden alljährlich Statt, und sollen vom 1. Juni bis zum 1. September dauern. Die Sitzungen sind öffentlich, und werden außerdem die stenographirten Verhandlungen veröffentlicht. Während die Kammern nicht versammelt sind, tritt eine Art Ständeausschuß, die comision conservadora zusammen, welche aus sieben vom Senat gewählten Senatoren besteht, über die Aufrechthaltung der Verfassung zu wachen, und zu den meisten Handlungen des Präsidenten ihre Zustimmung zu geben hat.

Gerichtsbehörden.

Die Gerichtsbehörden sind nicht absetzbar und verantwortlich. Sie bestehen: 1) aus Inspektoren; sie urtheilen über Gegenstände, deren Werth unter 12 Piastern ist, ohne Appellation, und in erster Instanz über Gegenstände, deren Werth unter 40 Piaster ist. 2) Subdelegados, diese urtheilen in zweiter Instanz über Gegenstände, deren Werth unter 40 Piaster ist, und in erster Instanz über Gegenstände, deren Werth zwischen 40 und 150 Piaster beträgt. 3) Alcaldes ordinarios; diese urtheilen in zweiter Instanz über Gegenstände unter 150 Piaster, in erster Instanz über solche Objekte, deren Werth 150 Piaster übersteigt, und führen die Voruntersuchung in Kriminalfällen. 4) Jue-

*) Jedoch tritt nach neuerem Zugeständniß der eingewanderte Kolonist sogleich in die vollen Rechte eines Chilenen, wählt und ist selber wählbar.

ces de letras (studirte Richter), entscheiden Civilprocesse, deren Objekt 150 Piaster übersteigt in zweiter Instanz, sodann die Criminalsachen in erster Instanz, ferner alle Processe gegen die Inspectores, Subdelegados, Alcaldes und Gouverneure der Provinzen; auch sind sie Präsidenten der Schwurgerichte. 5) Appellationsgerichte, die aus mehreren Räthen bestehen, und alle schweren Strafurtheile in Kriminalsachen zu bestätigen haben; es gibt deren drei im Freistaat. 6) Ein Oberappellationsgericht.

Für Zollangelegenheiten, Handelssachen, geistliche, Militär- und Bergwerkssachen, für solche, die sich auf den Wegebau, auf das Theater beziehen, endlich für Processe, in welche der Fiscus verwickelt ist, sind besondere Gerichte verordnet. Ueber Preßvergehen entscheiden Schwurgerichte, in häuslichen Angelegenheiten Familienräthe.

Bürgschaften für die Sicherheit der Personen und des Eigenthums.

Die Bürgschaften, welche die Chilenische Constitution für die Sicherheit der Personen und des Eigenthums aufstellt, sind folgende: ewige Abschaffung der Sklaverei; Aufhebung aller außerordentlichen Gerichte; niemand darf verhaftet werden, als durch einen Beschluß des zuständigen Gerichtes oder auf frischer That; persönliche oder dingliche Bürgschaft befreit vom Gefängniß, wenn es sich nicht um die Leibesstrafe handelt; der Eidschwur des Angeklagten in Kriminalsachen, die Tortur, die Confiscation des Vermögens als Strafe für Verbrechen sind abgeschafft; die häusliche Wohnung ist unverletzlich; das Briefgeheimniß ist gewährleistet; das Militär darf keine Requisitionen machen; die Industrie ist vollkommen frei,

so weit sie nicht gegen die Moral verstößt; das literarische Eigenthum, so wie die Erfindungen werden gegen Nachdruck ꝛc. geschützt.

Ich schließe mit folgenden allgemeinen Bestimmungen diese Nachricht über die Chilenische Verfassung: Der öffentliche Unterricht ist eine Hauptaufgabe des Staates; seine Leitung gebührt der Regierung. Die öffentliche Macht gehorcht, und deliberirt nicht; eine jede Maßregel, welche in ihrer Gegenwart oder in Folge ihrer Aufforderung getroffen ist, ist null und nichtig. Aufrührerisch (sediciosa) ist jede Repräsentation des Volkes, außer im Congreß. Der Belagerungszustand hebt die Constitution örtlich und zeitlich auf. Jeder Beamte beschwört die Constitution.

Oeffentlicher Unterricht.

Wie eifrig die Regierung die Sorge für den öffentlichen Unterricht sich angelegen sein läßt, geht schon aus dem hervor, was ich oben über die Missionsschulen gesagt habe. Eine jede Stadt besitzt eine, von der Regierung dotirte Municipalschule (niedere Bürgerschule); jede Provinz ein Collegio (Realgymnasium); in der Hauptstadt befindet sich ein sehr reich dotirtes höheres Gymnasium, instituto nacional, eine reich dotirte Universität, ein Schullehrer-Seminar, eine Militäracademie, eine Hebammenlehranstalt. Eine Bergwerksschule ist in Coquimbo, eine Navigationsschule in Valparaiso; geistliche Seminare sind in Santiago und Concepcion. Daß diese Anstalten Vieles zu wünschen lassen und den Vergleich mit den Europäischen Anstalten der Art nicht aus-

halten, will ich gern zugeben, allein die Regierung thut alles Mögliche, diese Schulanstalten von Jahr zu Jahr zu heben, und namentlich die Lehrerstellen mit tüchtigen Männern zu besetzen. Ich könnte manchen tüchtigen europäischen Lehrer nennen, der mit großem Segen in einem solchen Verhältniß wirkt.

Geistlichkeit.

Die Geistlichkeit steht unter dem Erzbischof von Santiago und den drei Bischöfen von Coquimbo, Concepcion und *Chiloë*. Das Eigenthum der Kirche ist im Jahre 1824 zum Besten des Staates eingezogen und wird dafür die Geistlichkeit regelmäßig vom Staate besoldet. Die Zahl der Klöster ist verhältnißmäßig gering, und darf Niemand vor zurückgelegtem 25. Jahre sein Ordensgelübde ablegen.

Verwaltungs-Behörden.

Die Republik wird in 11 Provinzen getheilt: 1) Santiago, 2) Valparaiso, 3) Aconcagua, 4) Coquimbo, 5) Atacama, 6) Colchagua, 7) Talca, 8) Maule, 9) Concepcion, 10) Valdivia, 11) *Chiloë*. Dazu kommt noch das Territorium der Magellanstraße, welches unmittelbar vom Ministerium in Santiago abhängt. An der Spitze einer jeden Provinz steht ein Gouverneur, Intendente, der vom Präsidenten ernannt wird; die zweite Person in der Provinz ist der Juez de letras, die dritte der ministro de hacienda, d. h. der Steuerbeamte. Bei Verhinderung oder Abwesenheit des Intendanten tritt entweder der höchste Militairbeamte der Provinz an dessen Stelle oder der erste Bürgermeister Alcalde primero der Hauptstadt.

Die Städte wählen ihre Municipalität, den Cabildo

oder Stadtrath, in direkter Wahl selbst, und zwar jedes Mal auf drei Jahre. Die Zahl der Mitglieder des Cabildo richtet sich nach der Größe des Ortes. Wer bei der Wahl die meisten Stimmen erhalten hat, wird zugleich Bürgermeister, wie denn überhaupt die Anzahl der Stimmen, welche die Mitglieder des Cabildo erhalten haben, ihren Rang bestimmt. Diese Aemter werden alle unentgeltlich versehen und fallen auch nur selten Sporteln vor.

Militär-Verfassung.

Jeder Chilene muß in der Liste des Heeres eingeschrieben sein, und begreift dieses daher die ganze waffenfähige Mannschaft des Landes, über 80,000 Mann. Dasselbe zerfällt in Miliz und Linientruppen. Letztere werden geworben und betragen in Friedenszeiten 3000 Mann. Die Miliz ist regelmäßig in Bataillone eingetheilt und auf Staatskosten vollständig bewaffnet und uniformirt. Die Subalternoffiziere gehen aus freier Wahl hervor; vom Major an aufwärts werden die Offiziere vom Staat ernannt und sind Militärs von Fach. Der Congreß allein verleiht den Rang eines Generals, ausgenommen wenn derselbe auf dem Schlachtfeld erworben wird; der Gehalt eines Generals ist jedoch nicht höher als der eines Obristen. Die Miliz kommt, wenn es das Wetter erlaubt, alle Sonn- und Feiertage des Vormittags zum Exerciren zusammen und verrichtet der Reihe nach in ihrem Distrikt die militärischen Dienste. Während dieser Zeit trägt sie Uniform, bekommt Sold und steht unter dem Kriegsgericht. Ausgenommen vom Kriegsdienst sind nur die richterlichen Beamten, die Geistlichen und die Bürger, welche gewisse Ehrenämter bekleiden.

Die Marine besteht gegenwärtig aus einer Fregatte und mehreren kleinen Fahrzeugen; ihre Station ist hauptsächlich in Valparaiso.

Wie blühend die Finanzen der Republik und wie gering dabei die Abgaben sind, geht aus folgender summarischen Uebersicht der Einnahmen und Ausgaben des Staates hervor, welche ich den officiellen Dokumenten entnehme. Die Documente über die späteren Jahre sind mir hier leider nicht zugänglich.

Ausgaben des Staates.

Die Ausgaben waren für das Jahr 1847 berechnet, wie folgt:

1.	Der National-Congreß . . .	13,575 Piaster
2.	Präsident und Staatsrath . .	14,650 „
3.	Departement der auswärtigen Angelegenheiten	60,190 „
4.	Depart. des Innern	285,360 „
5.	Sektion des Cultus	180,030 „
6.	„ des öffentlichen Unterrichts	146,223 „
7.	Departement der Finanzverwaltung und Verzinsung und Amortisation der Staatsschuld . .	1,357,976 „
8.	Depart. des Kriegswesens *) .	1,005,252 „
9.	„ der Marine	177,483 „
10.	Unvorhergesehene Ausgaben für das Heer und die Marine .	30,000 „
		3,484,204 Piaster.

*) Den größten Theil dieser Summe machen die Pensionen ꝛc. des Veteranenheeres aus, welches die Freiheit der Republik erkämpft hat.

Einnahmen des Staates.

Dagegen ist der wirkliche Ertrag der Einnahmen im Jahre 1845 folgender gewesen:

1.	Bestand vom vorhergehenden Jahr in Schuldforderungen u. baarem Gelde	2,059,617	Piaster
2.	Ertrag der Zölle	1,763,739	„
3.	„ des Tabaks-Monopols .	663,356	„
4.	„ des Zehnten	378,309	„
5.	„ von Catastro.	75,078	„
6.	„ der Alcabala	102,176	„
7.	„ der Patente	38,594	„
8.	„ des Stempelpapiers . .	54,725	„
9.	„ der Münze	23,959	„
10.	„ der Posten.	46,256	„
11.	„ des Wegegeldes *) . .	39,509	„
12.	Verschiedene kleine Einnahmezweige	37,335	„
13.	Zurückerstattungen.	41,496	„
14.	Depositengelder	91,694	„
		5,415,848	Piaster.
	Die Ausgabe für 1847 war veranschlagt auf	3,484,204	„
	bleiben	1,931,644	Piaster.

Nehmen wir daher an, die Einnahmen seien im Jahr 1847 nicht bedeutender, als zwei Jahr vorher gewesen, während sie sich ohne alle Frage bei der rasch steigenden

*) Der Chaussée zwischen Valparaiso und Santiago.

Wohlfahrt des Staates vermehrt haben, so bleibt ein Ueberschuß der Einnahmen über die Ausgaben von nahe 2 Millionen Piastern! Welcher europäische Staat kann sich einer solchen Finanzlage rühmen? Chile hat außerdem rechtlich anerkannte bedeutende Geldforderungen an Peru.

Staatsschuld.

Die innere Schuld betrug am 1. Januar 1847 noch:

46,000 Piaster 6procentige,
9,000 „ 4procentige,
1,525,750 „ 3procentige Papiere.

Die auswärtige Schuld begriff 132,312 P. Entschädigungen, und die englisch-chilenische, 6procentige im Jahr 1822 gemachte Anleihe von einer Million Pfund Sterling (die Kosten für Kommission, Provision, Remision ꝛc. haben 10 Procent betragen!); ich bin aber nicht im Stande, anzugeben, wie viel von dieser Schuld bereits amortisirt ist.

Ertrag der Zölle.

Die Zolleinkünfte rühren hauptsächlich vom Einfuhrzoll her, und liefert der Hafen von Valparaiso bei weitem die größte Einnahme. Es betrug nehmlich im Jahre 1845 der

Einfuhrzoll für die Einfuhr zur See .	1,352,973 P.
Ausfuhrzoll für die Ausfuhr zur See .	218,970 „
Durchgangszoll	5,299 „

und es war der

Ertrag der Zollstätte von Valparaiso . .	1,576,263 „
„ „ „ „ la Serena (Coquimbo) . .	64,992 „
„ „ „ „ Copiapo . . .	57,367 „

Ertrag der Zollstätte von				Huasco . . .	35,514 P.
„	„	„	„	Talcahuano .	23,540 „
„	„	„	„	*Chiloë* . . .	2,715 „
„	„	„	„	Santa Rosa (Paß nach Mendoza	1,697 „
„	„	„	„	Valdivia. . .	1,349 „
„	„	„	„	Constitucion (Maule) . .	299 „

Zehnten. Der Zehnten wird hauptsächlich von Getreide und von der Vermehrung des Viehes erhoben, und man sieht aus den oben angeführten Zahlen, daß in Wirklichkeit diese Abgabe bei Weitem nicht den zehnten Theil der Produktion trifft, indem der Zehnteinnehmer gern bereit ist, sich mit einem weit geringeren Theil zu begnügen, wenn man ihm die Kosten des Einsammelns, Transportes ꝛc. erspart. Die Regierung beabsichtigt nichtsdestoweniger schon seit längerer Zeit, diese Abgabe, deren Unzweckmäßigkeit ihr vollkommen einleuchtet, aufzuheben, findet aber darin Widerstand bei der Bevölkerung, welche seit undenklichen Zeiten an diese Steuer gewöhnt ist, und befürchtet, eine andere Besteuerung möchte lästiger sein und sie höher treffen.

Catastro. Der Catastro ist eine Art Grundsteuer, deren Geringfügigkeit aus der Uebersicht über die Gesammteinnahme des Staates hervorgeht.

Alcabala. Alcabala heißt eine Abgabe von 4 Procent des Kaufpreises, die bei einem jeden Verkauf von Grundstücken entrichtet werden muß.

Patente. Die Patente ist eine Gewerbsteuer, die beim be-

deutendsten Kaufmann nicht 50 Piaster, beim Handwerker nicht 25 P. überschreitet. Inländer bezahlen nur die Hälfte dieses Satzes. Auf dem Betrieb von Fabriken, Mühlen ꝛc. liegt gar keine Abgabe.

Staatsländereien.

Unter den Einnahmen des Staates ist bis jetzt der Titel: Erlös für den Verkauf der Staatsländereien nicht vorgekommen. In den nördlichen Provinzen ist fast sämmtlicher Grundbesitz in den Händen von Privatleuten, in den Provinzen Valdivia und *Chiloë* dagegen besitzt der Staat bedeutende Ländereien, deren Preis er ungemein billig für die Einwandernden gestellt hat, welche freilich auch größtentheils aus Wald bestehen. Er verlangt nämlich für die cuadra = $6^1/_3$ Magdeburger Morgen, je nach der Lage und Beschaffenheit des Landes 1 bis 3 Piaster, d. i. 1 Thlr. 10 Sgr. bis 4 Thlr. Pr. Cour.*) Da bis jetzt in der Provinz Valdivia sehr selten Verkäufe von Grundstücken Statt gefunden haben, die im Privatbesitz waren, so kann ich keinen Durchschnittspreis für die Privatländereien angeben.

Metallproduktion.

Manche Leser dieser Schrift dürfte es interessiren, etwas Näheres über die Metallausfuhr der Republik Chile zu erfahren. Dieselbe betrug:

Silber; ausgeführt wurden:

	1844	1845
über Valparaiso . .	—	61,463 Mark
„ la Serena . . .	—	15,351 „
„ Huasco	—	14,612 „
„ Copiapo	—	83,454 „

*) Der Piaster variirt zwischen 1 Thlr. 10 Sgr. bis 1 Thlr. 12 Sgr.

vermünzt wurden in		
Santiago	—	15,602 „
zusammen	137,282 Mark	190,484 Mark.

Gold; ausgeführt wurden:

über Valparaiso . .	—	353 Mark.
über la Serena . .	—	21 „
vermünzt wurden in		
Santiago . . .	—	4,048 „
zusammen	4,036 Mark	4,422 Mark.

Da ein ziemlich hoher Zoll auf die Ausfuhr von Silber und Gold gelegt ist, so kann man annehmen, daß sehr viel heimlich ausgeführt ist, an Gold namentlich gewiß mehr, als verzollt ist. Wie viel von diesen beiden edeln Metallen zu Geräthen und Schmucksachen jährlich verarbeitet wird, vermag ich auch nicht einmal annäherungsweise anzugeben.

Kupfer in Barren wurde ausgeführt:

	1844	1845
über Valparaiso . .	—	44,128 Cent.
über la Serena . .	—	43,179 „
über Huasco . . .	—	13,635 „
zusammen	88,224 Cent.	100,943 Cent.

Kupfererze wurden ausgeführt:

	1844	1845
über Valparaiso . .	—	27,487 Cent.
über la Serena . .	—	111,539 „
über Huasco . . .	—	92,114 „
über Copiapo . . .	—	53,422 „
zusammen	328,376 Cent.	284,562 Cent.

Die Gesetzgebung begünstigt den Bergbau ungemein. Der Staat besitzt gar keine Bergwerke, sondern überläßt dieselben ganz der Privatindustrie, er verlangt keinen Bergzehnten, noch eine andere Abgabe, mit Ausnahme des Ausfuhrzolles. Jedermann, der Fremde sowohl, wie der Einheimische, kann Bergbau treiben, sobald er sich einen Schürfschein gelöst hat, der etwa 3 Piaster kosten mag, und Niemand darf es verhindern, wenn ein Dritter auf seinem Grund und Boden nach Erzen suchen, oder ein Bergwerk anlegen will; er muß im Gegentheil im letzteren Falle das Futter für die beim Bergbau verwendeten Maulthiere, und das Brennholz zum Kochen für die Bergleute gegen Vergütigung beschaffen.

Gesetzliche Bestimmungen über Bergbau.

Doch ich kehre nach diesen Digressionen zur Provinz Valdivia zurück. Die Nachrichten, welche ich darüber gegeben habe, werden hinreichend sein, damit ein Auswanderungslustiger selbst ermessen kann, ob es seinen Neigungen und Bedürfnissen entspricht, hier oder in einer anderen Weltgegend sich eine neue Heimath zu begründen. Vergleichen wir Valdivia mit den Vereinigten Staaten, so haben letztere gegen Valdivia folgende Nachtheile: Das Klima ist weit unangenehmer, die Sommer sind excessiv heiß, die Winter der nördlichen Gegenden sehr strenge und dauern sehr lange; an vielen Orten ist das Klima ungesund, namentlich sind die Wechselfieber fast überall sehr häufig, wo neue Ansiedelungen entstehen; in den Grenzgegenden, besonders in Texas, sind die Einfälle der Indianer zu fürchten; die Preise des Grund und Bodens, des Viehes, der Arbeiter sind weit höher; nur

bei dem angestrengtesten eisernen Fleiße kann der Deutsche gegen die Concurrenz der Amerikaner ankommen, und endlich geht allemal bereits in der zweiten Generation die deutsche Sitte und Sprache verloren. In Valdivia dagegen ist im Gegentheil zu erwarten, daß die deutschen Einwanderer, welche den Spaniern an Kenntnissen, Gewerbfleiß und Arbeitsamkeit weit überlegen sind, es weit schneller zum Wohlstande bringen, und ihre Sprache, ihre Eigenthümlichkeiten, Sitten und Gewohnheiten, soweit sie nicht Klima und Eigenthümlichkeiten des Landes modificiren müssen, erhalten werden. Endlich wird Deutschland nie so viele verdorbene Subjekte und Taugenichtse nach Valdivia wie nach den Vereinigten Staaten senden, da die Kosten der Ueberfahrt zu groß sind. Allerdings haben die Vereinigten Staaten dagegen auch große Vortheile. Dahin rechne ich die geringere Entfernung von Europa, und die weit geringeren Kosten der Seereise, welcher Vortheil freilich zum Theil dadurch aufgehoben wird, daß der Auswanderer, wenn er die Küste der Vereinigten Staaten betritt, fast allemal noch eine weite Landreise zurückzulegen hat. Sodann die große Leichtigkeit der Communicationsmittel, Kanäle, Eisenbahnen, Chausseen, die größere Leichtigkeit, sich mit verschiedenen Lebensbedürfnissen zu versehen und seine Produkte abzusetzen.

Ich schließe diesen Abschnitt mit den Worten, welche Dr. Ried an seine deutschen Landsleute gerichtet hat: „Die gegenwärtigen Einwohner sind nicht lasterhaft, sind übrigens in zu geringer Zahl, um dem zukünftigen ge-

sellschaftlichen Zustande einen Stempel aufzuprägen, wenn eine deutsche Kolonie hier Wurzel faßt. Hier könnten wir unsere Sprache unverfälscht, unsere Nationalität unvermischt, unsern deutschen Sinn vor allen auswärtigen Einflüssen heilig bewahren, was nicht ohne erfreuliche Rückwirkung auf das Mutterland bleiben könnte. — Bis jetzt sind unserer nur wenig hier; wir träumen uns aber schon die Einöde bevölkert mit Brüdern und Schwestern aus dem alten, stets theuren Vaterlande; wir hören den biedern germanischen Gruß, wir hören das herzliche Lied durch unsere Wälder hallen, und wir leben der frohen Hoffnung, den schönen Traum verwirklicht zu sehen. Wir fordern aber Niemand auf, daß er komme; wir rufen nicht: „Hier ist gut wohnen, hier laßt uns Hütten bauen!“ wir wollen Keinen verleiten, suchen keinen Wucher. Wir haben eine Stätte gefunden, wo es uns gefällt, und theilen dieses unsern deutschen Brüdern mit. Kommen welche, und bringen ihre kleine Habe, ihre deutschen Herzen und ihre deutschen Hände mit, so sagen wir, es kann ihnen nicht fehlen, denn auch wir hatten nicht mehr, und es geht uns gut.

Daß es daheim nicht mit rechten Dingen zugeht, daß der gesellschaftliche Zustand dort ein Krankheitszustand ist, beweist der Drang nach Außen, der im Herzen Deutschlands wühlt. Die Krankheit läßt sich aber ohne Medicin nicht heben, und Medicin ist bitter. Auswandern heißt mit anderen Worten: dulden, leiden, entsagen lernen; wer das nicht kann, der bleibe nur daheim! Hier ist das Land von Milch und Honig nicht. Im Schweiße des

Angesichts muß man hier sein Brot erwerben; hier hat man aber den Trost, daß man es erwerben kann. Nur ja nichts übereilt! nur wohlbedacht, berechnet jeden Schritt — klug die Gefahr ins Auge gefaßt — die Schwierigkeiten alle wohl erwogen, nichts unterlassen, was die Vorsicht und Erfahrung uns gebietet, und dann erst Hand ans Werk. Der Segen kann nicht fehlen!"

Reise von Europa nach Valdivia.

Was die Reise von Europa nach Valdivia betrifft, so kann man jetzt schon in zwei Monaten von England bis Valparaiso gelangen, wenn man sich der Dampfschiffe bedient, welche die Briefpost besorgen, indem alle Monate und vielleicht in diesem Jahre schon alle vierzehn Tage, Dampfschiffe von Southampton bis Chagres gehen, von dort legt man theils in Böten auf dem Fluß, theils zu Pferde in 36 Stunden den Weg nach Panama am stillen Ocean zurück, und findet dort ein anderes Dampfschiff, welches bis Valparaiso geht, aber nächstens seine Linie über Valdivia bis *Chiloë* ausdehnen wird. Diese Reise, auf welcher man alle möglichen Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten genießt, ist indessen für Auswanderer zu theuer. Diese müssen die Seereise um das Cap Horn machen, welche im Durchschnitt 3 bis 4 Monate dauert. Ich selbst bin zwar im Jahre 1841 in 79 Tagen von Hamburg nach Valparaiso gefahren, allein eine so kurze Dauer der Fahrt ist eine große Seltenheit. Von dieser Reise machen sich die meisten Personen eine ganz falsche Vorstellung, und halten dieselbe für viel gefährlicher als sie wirklich ist, namentlich wird das Cap Horn sehr gefürchtet. Die Wahrheit ist, daß allerdings

in der Gegend des Cap Horn häufig stürmisches Wetter herrscht, und es oft lange dauert, bis es den Schiffen gelingt, dasselbe zu umsegeln, allein es ist durchaus keine Gefahr dabei, da das Land überall hohe, weithin sichtbare Küsten hat, und es ist mir kein Beispiel bekannt, daß ein Schiff bei der Umsegelung des Cap Horn untergegangen sei. Diese falschen Vorstellungen schreiben sich noch aus jenen Zeiten her, wo das Stille Meer nur selten ein Mal von einem Schiffe durchfurcht wurde; jetzt, wo jährlich viele hunderte von Handelsschiffen und Wallfischfängern von Europa und von den Vereinigten Staaten nach jenem Ocean fahren, ist man längst von jenen falschen Ideen zurückgekommen.

Ich komme jetzt zu den Instruktionen, welche mir meine Regierung gegeben hat, zu deren Erläuterung ich Einiges bemerken muß. Die Absicht der Regierung war eine doppelte, ein Mal überhaupt die Einwanderung aus Deutschland zu befördern, zweitens wo möglich ein rein deutsches Dorf als Mustercolonie in einer noch gänzlich unbebauten Gegend zu gründen. Für diesen Ort habe ich das südliche Ufer des Sees von *Llauquihue* vorgeschlagen, welchen ich im Jahre 1842 gewissermaßen (von *Chiloë*) wieder entdeckt habe. Diese Stelle eignet sich um deswegen besonders zu einer Niederlassung, weil sie von der See aus leicht zu erreichen ist, indem die Entfernung vom Landungsplatze im Busen von *Reloncavi* nur etwa 4 deutsche Meilen beträgt, und der Weg gar keine Schwierigkeiten darbietet, weshalb denn auch späterhin der Absatz der Produkte nach den Städten *Calbuco*

und S. Carlos auf *Chiloë* sehr leicht sein wird; abgesehen davon, daß in Zukunft mit wenig Mühe der Fluß *Maullin* schiffbar zu machen ist, indem es bloß darauf ankommt, die in ihm befindlichen Baumstämme zu entfernen. Da sich nun voraussetzen ließ, daß die Ansiedler nicht gern mit dem immer sehr mühsamen Geschäft der Ausrodung ihre Niederlassung beginnen, sondern wahrscheinlich vorziehen würden, Gegenden aufzusuchen, die leichter urbar zu machenden Boden darböten, deshalb aber auch schon bewohnt sind, so sollten diesen Kolonisten besondere Begünstigungen zu Theil werden; die Regierung wollte namentlich Arzt, Geistliche und Schullehrer, die sie aus Deutschland mitbrächten, für sie besolden. Da jedoch der Staat nur katholische Geistliche besolden darf, so sollten diese Kolonisten auch katholischer Konfession sein. Nach dieser Stelle am See von *Llauquihue* ist im verwichenen Jahre ein Würtemberger, Herr von Muschgai, mit etwa 16 Familien abgegangen, um dort die ersten Vorarbeiten zum Empfang einer zahlreichen Gesellschaft zu treffen.

Nähere Angaben über den See von *Llauquihue* enthält der unten mitgetheilte Brief des Herrn Döll.

Instruktion vom 18. Juli 1848.

Die erste Instruktion, welche ich erhielt, war folgende:

1) Die Regierung von Chile beauftragt Don Bernardo Philippi, in Deutschland eine Kolonie zu engagiren, bestehend aus einhundert und fünfzig bis zweihundert Familien, welche alle der römisch-katholischen Religion angehören müssen, und aus Ackerbauern, Dorfhandwerkern und solchen Personen bestehen sollen, deren Gewerbe von

Anfang an in der Kolonie mit Erfolg betrieben werden kann.

2) Der für die Niederlassung dieser Kolonie bestimmte Ort sind die südlichen Ufer des See's von *Llauquihue*, zwischen der Provinz Valdivia und der von *Chiloë*. In besagter Gegend kann Don Bernardo Philippi als sicheres und unwiderrufliches Eigenthum im Namen der Regierung von Chile jedem Familienvater, der die im ersten Artikel enthaltenen Bedingungen erfüllt, von zehn bis zu fünfzehn Cuadras Land versprechen (welches sind $63^1/_3$ bis 95 Magdeburger Morgen zu 180 □ Rth. Rheinl.), und bis zu sechs Cuadras mehr (welches sind 37 Magd. Morg.) für jeden Sohn über zehn Jahren, der sich noch unter väterlicher Gewalt befindet.

(Diese Bestimmungen sind in §. 5 der Instruktionen vom 29. Mai 1850 modificirt, s. w. u.)

3) Er kann ferner denselben Kolonisten im Namen der Regierung von Chile versprechen, daß sie durch die That der Niederlassung in besagter Kolonie in Allem angesehen werden sollen als wirkliche Chilenen, und das Privilegium erlangen sollen, während des Zeitraums von zwölf Jahren, vom Tage der Gründung der Kolonie an gerechnet, frei zu sein von den Abgaben des Zehnten, des Katasters, der Alcabala und der Patente.

4) Die Chilenische Regierung verpflichtet sich den Kolonisten gegenüber während des Zeitraums von acht Jahren einen jährlichen Gehalt von dreihundert neun und zwanzig Pesos (welche gleich sind $438^2/_3$ preuß. Thalern) jedem der beiden Priester katholischer Religion, welche sie

mit sich nehmen dürfen, um ihnen als Pfarrer zu dienen, einen ebenfalls jährlichen Gehalt von zweihundert vierzig Pesos (welche gleich sind dreihundert zwanzig preußischen Thalern) jedem der beiden Schulmeister, die ihre Kinder zu unterrichten haben, mit der ausdrücklichen Verpflichtung, ihnen das Lesen und Schreiben der spanischen Sprache zu lehren, einen Gehalt von siebenhundert Pesos jährlich (gleich 933½ preuß. Thalern) einem Arzt zu zahlen, der ihnen in ihren Krankheiten beisteht. Diese Gehalte sollen vom Tage der Einschiffung an zu laufen beginnen. Den genannten Pfarrern, Schullehrern und Arzte kann er außer ihrem respectiven Sold ein Landstück von fünf und zwanzig Cuadras (gleich 158⅓ Magd. Morg.) versprechen, dessen Eigenthum jedoch immer mit dem Amte verbunden ist, und dessen Kultur zur Verbesserung der Emolumente derselben dienen soll.

5) Die Verpflichtungen, welche die Kolonisten ihrerseits eingehen, sind die folgenden:

a) Haben sie für jede Cuadra Land, welche ihnen der Beauftragte im Namen der Regierung zuspricht, die Summe von 15 Pesos niederzulegen (gleich 20 Thaler preuß.), welche zur Bildung eines Kapitals dient, das ausschließlich zur Deckung der Kosten der Ueberfahrt, des Unterhalts im ersten Jahre, der Anschaffung von Saatkorn, Vieh und Geräthschaften bestimmt ist, die sie zur Bebauung des Landes, oder zur Ausübung ihres Gewerbes nöthig haben, dessen Geräth sie alles aus Deutschland mitbringen müssen. Das genannte Kapital soll von einer Kommission verwaltet werden, die aus dem Beauftragten,

den Geistlichen, endlich aus Personen besteht, welche die Kolonisten selbst wählen; diese Kommission hat eine genaue, wo möglich dokumentirte Rechnung über die Verwendung dieses Kapitals zu führen, und diese Verwendnng soll der Prüfung und Billigung aller betheiligten Kolonisten unterliegen.

b) Haben sie aus eignen Kosten das ihnen zu ihrer Niederlassung überwiesene Land urbar zu machen.

c) Haben sie vor der Behörde, welche die Regierung bezeichnen wird, zur Zeit, wo sie Besitz von den ihnen überwiesenen Ländereien nehmen, ihren unwiderruflichen Willen, Chilenen zu werden, mit vollständiger Unterwerfung unter die Gesetze der Republik, in derselben Weise wie die Eingebornen des Landes und mit vollem Verzicht auf ihr früheres Vaterland — zu erklären.

6) Die Lebensmittel, Geräthe und sonstige Effekten, welche die Kolonisten zu ihrem und ihrer Familie eigenen Gebrauch zur Zeit ihrer Ankunft mitbringen, sollen von jedem Eingangszoll befreit sein.

7) Don Bernardo Philippi wird während der ersten Zeit ihrer Gründnng die Kolonie verwalten unter der Leitung der betreffenden Behörden, und können die Kolonisten selbst eine Kommission erwählen, welche unter dem Vorsitz des genannten Gouverneurs ein provisorisches Regulativ für die Polizei und innere Verwaltung der Kolonie während der ersten vier Jahre entwirft, welches Regulativ der Approbation der Regierung unterliegt.

8) Das Schiff, welches die Kolonisten führt, wird direkt nach dem Hafen von *Ancud* in der Provinz *Chiloë*

gehen, wo es denselben erlaubt sein soll, alles Dasjenige, was für sie nicht von der dringendsten Nothwendigkeit ist, auszuschiffen und in den Staatsmagazinen niederzulegen; dort wird es einen Lootsen einnehmen und seinen Weg nach dem Meerbusen von *Reloncavi* fortsetzen. Hier wird das Schiff ankern, die Kolonisten mit ihren Effekten ausschiffen, und werden sich diese unmittelbar nach den Ufern des See's *Llauquihue* begeben, zu welchem Ende die Regierung Sorge tragen wird, einen Weg zu den genannten Ufern bahnen zu lassen. Ebenso wird die Regierung Sorge tragen, daß eine Lancha (Kahn, kleines Schiff) in dem See bereit sein wird, zu den Zwecken, zu welchen sie dasselbe bedürfen; sie wird die nöthigen Befehle geben, damit in *Ancud* eine hinreichende Menge Lebensmittel für die Kolonisten vorräthig ist, sowie daß in Osorno das Vieh bereit gehalten werde, dessen sie bedürfen, in der Absicht, daß sie sich desselben ohne Zeitverlust bedienen können. Der Werth der Lebensmittel und des Viehes, von denen die Rede gewesen ist, ist aus den Geldern zu bezahlen, welche die Kolonisten niedergelegt haben. Wenn dieselben nicht hinreichen sollten zum Ankauf der erwähnten Gegenstände, wird die Regierung das Nöthige vorschießen, unter der Bedingung der Wiedererstattung in Gemäßheit des über Kolonisation bestehenden Gesetzes.

9) Zur Erfüllung dessen, was im vorigen Artikel versprochen ist, wird der Beauftragte Sorge tragen, der Regierung fortlaufenden Bericht über den Zustand der ihm aufgetragenen Unternehmung. abzustatten, und ins-

besondere zeitig vorher die Zeit seiner Abreise aus Deutschland melden, so daß mit einiger Sicherheit seine Ankunft in Chile sich berechnen läßt.

10) Der Beauftragte ist berechtigt, im Namen der Regierung in Deutschland zu versprechen, daß jeder industriöse Ansiedler*), welcher auf eigene Kosten sich nach dem Süden von Chile übersiedeln will, Staatsländereien in öffentlicher Subhastation**) zu seiner Niederlassung an den Ufern des See's von *Llauquihue* oder an irgend einem andern Punkte der südlichen Provinzen bekommen soll, und daß er, im Fall er die Ländereien, welche er erwirbt, entholzen und urbar machen muß, für den Zeitraum von sechs Jahren von den Abgaben des Zehntens, Katasters, der Alcabala und Patente frei sein soll.

Santiajo, Juli 28. des Jahres 1848.

Salvador Sanfuentes.

Gesehen bei der Legation von Chile und für die Legalisation der Unterschrift des Don Salvador Sanfuentes, Minister der Justiz, des öffentlichen Unterrichtes und des Kultus und interimistisch auch des Innern der Republik.

Paris, den 11. Oktober 1848.

(L. S.) F. X. Rosales.

---

*) Diese brauchen nicht katholischer Religion zu sein, indem die Konstitution der Republik die vollkommenste Gewissensfreiheit garantirt, wie denn z. B. in Valparaiso bereits zwei protestantische Kirchen bestehen.

**) Siehe jedoch auch die gleich folgende Mittheilung.

*

Die chilenische Regierung beschränkt sich aber nicht hierauf, sondern stellt in jedem andern Theil der Provinz Valdivia Ländereien den Einwanderen zur Verfügung. Darüber spricht unter andern folgende Mittheilung des Ministeriums der Republik:

„Der unterschriebene erste Beamte des Ministeriums des Innern hat die Ehre, Ihnen (in Antwort auf verschiedene Ihrer Briefe an das Ministerium) im Auftrage des Ministers Perez das Folgende zu sagen:

„„Sie können den Kolonisten, die sich in der Provinz Valdivia niederzulassen wünschen, versichern, daß der Preis der Ländereien viel niedriger sein wird, als der anfänglich bestimmte, denn je nach der Lage derselben gibt es Cuadras (ein Flächenraum von $6^1/_3$ Magdeb. Morgen) zu zwei Dollar, andere zu drei und wieder andere zu vier Dollar, daß die Einfuhr eigener Effekten, d. h. zum Gebrauch und Dienst der Einwanderer in Chile, frei sein wird von allen Abgaben ꝛc.““

Santiago, den 27. Oktober 1849.

Ramon Briseno.

Dieser Preis ist, wie aus der folgenden Instruktion §. 2 hervorgeht, später von der Regierung auf 1 — 3 Piaster für die Cuadra von $6^1/_3$ Magdeburger Morgen festgesetzt worden, wonach also der Morgen 7 bis 21 Sgr. kommt. Diese Instruktion lautet nämlich also:

Instruktion vom 29. Mai 1850.

Santiago, den 29. Mai 1850.

§. 1. Was den Kultus anlangt, so können Sie die Kolonisten, welche sich in Chile niederlassen wollen, ver-

sichern, daß daselbst eine vollkommene Toleranz herrscht, und daß die persönliche und individuelle Glaubensfreiheit für sie eben so sicher sein wird, wie sie gegenwärtig bereits für alle Fremde ist, welche im Lande sich aufhalten, ohne sich zur katholischen Religion zu bekennen. Die Freiheit des öffentlichen Gottesdienstes zu gewähren, steht nicht in der Macht der Regierung.

§. 2. Den Preis der Ländereien mögen Sie auf 1 bis 3 Piaster für die Cuadra ($6^1/_3$ Magdeb. Morgen) festsetzen, und soll er in keinem Falle höher sein, wohl aber kann er je nach der Lokalitäten niedriger sein.

§. 3. Ohne daß Sie aufhören, Ihren hauptsächlichsten Auftrag — eine Niederlassung am Ufer des See's *Llauquihue* zu bewirken — eifrig zu verfolgen, werden Sie bekannt machen, daß Auswanderer sich an diesem oder jedem anderen Punkte der Provinz Valdivia niederlassen können. Für besonders zweckmäßig hält die Regierung Ansiedelungen in der Nachbarschaft des Hafens von Valdivia an den Ufern des Rio Cruses. Sie wird an diesem letzteren Punkt das Land in Loose vertheilen, welche unter die Ansiedler dergestalt vertheilt werden sollen, daß eben so viele Loose dazwischen frei bleiben, welche verkauft werden sollen, nachdem die ersten urbar gemacht sind. (S. Artikel 1 bis 7 der Instruktion vom Oktober 1849.)

§. 4. Sie werden unter den Auswanderern denjenigen Personen den Vorzug geben, welche ihrem Gewerbe nach Ackerbauer und Dorfhandwerker sind, oder irgend einen Industriezweig ausüben, der sich mit Vortheil nach

der Kolonie verpflanzen läßt, ohne daß Sie jedoch ehrenwerthe und arbeitsame Leute zurückweisen, welche, obschon sie andere Beschäftigung getrieben haben, geneigt sind, sich dem Landbau zu widmen.

§. 5. Sie werden das Depositum von 15 Piaster für jede Cuadra Land, die dem Ansiedler zugewiesen wird, der sich unter den Bedingungen Ihrer ersten Instruktion am Ufer des See's *Llauquihue* niederlassen will, welches bestimmt ist, die Kosten der Ueberfahrt, des Unterhaltes im ersten Jahre, des Saatkorn's ꝛc. zu bestreiten von den Ansiedlern nicht verlangen, welche vorziehen, aus eignen Mitteln die Kosten ihrer Ueberfahrt und des Transportes der Werkzeuge und Geräthe zu bestreiten, die sie zur Ausübung ihres Gewerbes nöthig haben. Die Regierung wird ihnen Vorschüsse machen für den Unterhalt des ersten Jahres und für die Anschaffung von dem Saatkorn und Vieh, welches bei der ersten Ansiedlung unentbehrlich ist, im Verhältniß zur Strecke Land, welche sie bebauen, und verlangt nur, daß die Ansiedler diese Vorschüsse nach drei Jahren, vom Tage ihrer Ankunft in der Kolonie gerechnet, zurückzahlen. Jedoch sollen sie nur verpflichtet sein, die Summen in fünf Theilen abzutragen, indem sie jedes folgende Jahr ein Fünftheil desselben bezahlen. Diese Gelder, welche sie bezahlen werden, sollen einen Fonds bilden, der zum Nutzen derselben Kolonie zu verwenden ist. (Diese Bestimmungen dienen zur Erläuterung und Ergänzung der ersten Instruktion vom 28. Juli 1848 §. 1 bis 9).

Anhang 1.

Auszug aus einem Brief des Dr. C. W. Mösta aus Zierenberg, jetzt Professors in Coquimbo, an seine Aeltern.

d. d. Valparaiso, den 30. Juli 1850.

..... Am 30. Januar früh um 8 Uhr lagen wir dicht vor dem Hafen von Valdivia. Die Berge ringsum standen in vollem Flor, und ein lieblicher Duft wehte uns entgegen. Die Freude aber, endlich glücklich angekommen zu sein und vom Schiffe erlöst zu werden, kann ich kaum beschreiben. Ich sprang an's Land, und konnte mich da nicht satt sehen an der reichen Natur; Blumen und Pflanzen, die bei uns in Blumentöpfen und Gewächshäusern gezogen werden, hingen in üppiger Fülle an den Felsen herab. Ein Theil der Passagiere besuchte am nächsten Tage die Stadt Valdivia, welche 3 bis 4 Meilen entfernt liegt, in einem Boote, da kein Weg zu Lande dahin existirt. Da wir spät vom Schiffe abfuhren und zugleich Ebbe war, so wurde es Nacht, ehe wir die Stadt erreichten. Der Mond leuchtete silberhell, und

eine Todtenstille herrschte, die nur dann und wann das Geschrei eines Vogels im Urwalde unterbrach, wir kamen immer näher, und auf ein Mal stiegen wir aus, ohne jedoch etwas von der Stadt zu sehen, wir waren aber wirklich in Valdivia, dessen Häuser in einen Wald von Aepfelbäumen eingehüllt sind. Da wir nicht mehr so spät Abends in ein Haus eintreten wollten, beschlossen wir, die Nacht im Freien zuzubringen, und legten uns deshalb unter einen Apfelbaum. Am andern Morgen früh wurden wir durch das Trommeln der Soldaten, die vor Kurzem hierher verlegt worden waren, aufgeweckt; wir zogen dann in den Straßen umher, um die hier wohnenden Deutschen aufzusuchen, von denen wir recht freundlich aufgenommen wurden. Auf dem Schiffe hatte ich während der Reise so viel Spanisch als möglich gelernt, und konnte mich deßhalb ziemlich mit den Chilenen verständigen.

Der größte Theil hat schwarzes Haar, sie sehen den Juden sehr ähnlich, sind aber sämmtlich Katholiken; sie sind sehr freundlich und zuvorkommend, und selbst der gewöhnlichste Mann ist unerschöpflich in Komplimenten und Höflichkeitsausdrücken. — Die Häuser sind alle einstöckig und einfach gebaut, die Holzstücke sind ohne Weiteres in die Erde gesetzt, innen und außen mit Brettern oder Dielen zugenagelt, desgleichen besteht das Dach aus Dielen, überhaupt ist das Haus nur aus Holz gebaut, und nach vorn hat es stets einen Vorsprung, unter dem die Valdivianer bei starkem Sonnenschein zu sitzen pflegen. Durch den Regen bekommt das Aeußere sehr bald ein

schlechtes Ansehen, und so sehen viele Häuser nicht viel besser aus als ein deutscher Schweinestall. Dagegen ist das Innere sehr nett und oft elegant. Bei der vornehmeren Klasse ist der Fußboden der Stube mit einem großen Teppich belegt, bei der niederen nur zur Hälfte mit einem solchen bedeckt. Sehr wenige Stuben sind tapezirt, die meisten sind mit Dielen von einem sehr feinen Holz ausgeziert; ein Tisch, mehrere Stühle, bisweilen ein Sopha, bilden die Möbel, aber niemals fehlt die Guitarre. An Hausgeräth sind die Valdivianer im Ganzen arm, dagegen sind ihre Anzüge, besonders an Sonntagen, höchst fein, und immer nach der Pariser Mode. Die niedere Klasse trägt gewöhnlich einen Poncho ꝛc.....

Das Fleisch ist billig, das Pfund einen Groschen, dagegen die Kartoffeln und Gemüse dort theurer als bei uns, was daher kommt, daß die Eingeborenen nicht mehr pflanzen und ernten, als was sie gerade zu ihrem eigenen Bedarf nöthig haben.

Im Ganzen ist das Volk sehr zurück. Das wenige Land ackern sie mit einem hölzernen Pfluge und eggen es mit einem Bündel Dörner. Sie haben keine Viehställe, sondern die Kühe, Ochsen und Pferde gehen das ganze Jahr im Freien herum, und so werden viele Kühe nie gemolken. Die Leute trinken meistens eine Art grünen Thee, sehr wenig Kaffe, und brauchen deßhalb keine süße Milch, und die sauere ist ihnen unbekannt; im Innern der Provinz wird aber viel Käse, wenig Butter gemacht.

Die ganze Umgebung von Valdivia ist ein ebener Wald, in dem viele große, lichte Stellen sind, so wie Weiden und angebautes Land, welches sehr fruchtbar und bisweilen sehr billig ist. Da es lauter Privateigenthum ist, so kann man einen festen Preis nicht angeben. Gewöhnlich haben die einzelnen Grundstücke einen Flächenraum von mehreren hundert Ackern, von denen aber oft nur 30 bis 40 Acker rein sind, so daß sie ohne Weiteres gepflügt werden können. Die HH. Seidler aus Morschen haben z. B. ein solches von 6 bis 800 Ackern, worunter etwa 30 Acker urbar sind, für 200 Thlr. gekauft, das war sehr billig. Die Leute, welche Ackerbau treiben, wohnen selbst auf ihrem Gut. Ein solches Gut wird Chacara genannt. Entfernter von der Stadt liegen die Ländereien der Regierung, welche jetzt beabsichtigt, dieselben an Einwanderer zu überlassen.

Ueberall im Walde sind wilde Aepfelbäume zerstreut (oft bestehen ganze Strecken Wald aus solchen), die jedes Jahr reichlich tragen, und von denen manche sehr dicke und schmackhafte Früchte liefern. Aus diesen Aepfeln wird Aepfelwein gemacht, welcher das ganze Jahr hindurch das Hauptgetränk und fast der einzige Artikel ist, wofür Geld bezahlt wird. Manche Besitzer machen in einem Jahr mehr als tausend Fässer, und jedes Faß kostet $1\frac{1}{3}$ Thaler.

Der Waizen gedeiht sehr gut, wird aber wenig gebaut, noch weniger Hafer und Gerste, Roggen ist unbekannt; Mühlen fehlen bei Valdivia, weshalb der Waizen gegen Mehl, das von Concepcion kommt, umge-

tauscht wird. Der Haupterwerb besteht im Holzhandel; das Holz wird theils in Sägemühlen, theils aus freier Hand geschnitten und dann nach dem nördlichen Theil von Chile, wo es fast ganz fehlt, verkauft. — Die Wege sind sämmtlich Feldwege, im Sommer staubig, im Winter dreckig, doch ist es etwas Seltenes, daß jemand außerhalb der Stadt zu Fuß geht; jedermann reitet. Unmittelbar neben der Stadt fließt ein schöner, großer Fluß, ohngefähr wie der Rhein, der viele reizende Inseln bildet, von denen leider noch wenige angebaut sind.

Das Klima ist im Sommer ausgezeichnet schön und gesund, im Winter aber regnet es sehr viel und ist dabei sehr stürmisch, auch bisweilen ziemlich kalt, doch zeigt sich selten Eis oder Schnee. Da die Oefen etwas Unbekanntes sind, so setzen die Leute mitten in die Stube ein Feuerbecken mit Holzkohlen, um welches herum die ganze Familie tagelang müßig sitzt, doch müssen dabei alle Thüren offen stehen, es mag noch so stark regnen oder stürmen, denn sind sie nicht geöffnet, so ist dieses das Zeichen, daß die Leute keinen Besuch haben wollen.

Von vielen Arbeiten haben die Leute noch gar keinen Begriff, z. B. vom Stricken, Sticken ꝛc., da die Vornehmen ihre Strümpfe kaufen, und die Niederen das ganze Jahr hindurch barfuß gehen. Im Ganzen circulirt sehr wenig Geld, fast Alles wird durch Tausch abgemacht, nur die Angestellten stehen sich recht gut, so wie auch ein deutscher Schuhmacher und Schmied. Wagen fehlen gänzlich, ihre Stelle vertreten zweiräderige Karren oder eine große Ochsenhaut, die von Ochsen gezogen

werden. Die größte Ochsenhaut kauft man zu $1^1/_3$ Thlr. Durch die eingewanderten Deutschen, unter denen einige sehr reiche Leute von Hamburg sind, sind aber jetzt schon Branntweinbrennereien und Lohgerbereien angelegt, und es steht zu erwarten, daß die Kultur rasch fortschreiten wird. ꝛc.

Anhang 2.

Schreiben des Schreiners Lorenz Hollstein aus der Gegend von Rotenburg in Kurhessen an seine Verwandten.

(Wörtlich mitgetheilt.)

d. d. *Quilacahim*, den 20. Mai 1847.

Dieser L. Hollstein war einer derjenigen Handwerker, welche ich im Jahre 1846 in Deutschland für Valdivia engagiren ließ. Der erste Brief desselben an seine Verwandten, nachdem er drei Vierteljahr im Lande gewesen, und also dasselbe wohl hatte kennen lernen, lautet wörtlich also:

„Der Tag unserer Abreise war der 19. April 1846; den 21. erreichten wir die Nordsee; hier ging es anders als auf der Elbe, das Schiff schwankte, und wir bekamen gleich die ersten Tage die Seekrankheit; nur ich blieb davon ausgeschlossen, meine Frau hatte sie eine kurze Zeit, der Fritz gar nicht. Wir erreichten in kurzer

Zeit den Kanal, hier hatten wir $1^1/_2$ Tage Windstille, darauf kam ein guter Wind, und in wenig Tagen erreichten wir das Atlantische Meer; hier hatten wir guten Wind, Ostpassat d. h. beständigen Wind. Nur unter dem Aequator sind die Winde schlecht, mit viel Regen begleitet; diese Witterung machte die Hitze sehr erträglich sie wirkte nicht viel stärker als bei uns an einem heißen Sommertag. Da wir diesen Strich zurückgelegt hatten, wehte Südostpassat bis wir den Wendekreis überfahren hatten, da wurden die Winde schlecht und die Kälte nahm von Tag zu Tag zu. Unter Südamerika wurden die Winde sehr schlecht, viel Sturm, jedoch ging es ziemlich, bis wir Cap Horn erreicht hatten, hier hatten wir einen sehr starken Sturm auszuhalten, der trieb uns auf 60 Grad südlicher Breite hinab. Der Sturm wurde so heftig, daß er ein an das Schiff befestigtes Boot abriß; zwei Segel gingen verloren, einige Taue, ein Stück vom Geländer des Schiffs, und die Kälte wurde so groß, daß es kaum auszuhalten war. Denkt Euch die Kälte, die Sonne stand 24 Grad von der Linie im Norden, wie 60 Grad im Süden, also die Sonne von uns entfernt 84 Grad. Das Schiff war nahe am Einfrieren *). Aber ist die Noth am höchsten, ist Gott am nächsten; es begünstigte uns ein guter Südwind und riß uns aus der nahen Gefahr. Der Sturm hatte uns bis dahin zurückgetrieben, wo wir vor 13 Tagen gewesen waren, wir erreichten Cap Horn zum zweiten Mal, und fuhren

*) d. h. Die Taue froren an das Schiff fest.

glücklich vorüber. Noch hatten wir einige Stürme auszuhalten, sahen jedoch den 20. August Land, es war Chile! Den 25. erreichten wir den Hafen von Valdivia, die Anker wurden geworfen, und unsere Seefahrt war beendet.

„Während unserer Fahrt geschahen einige Todesfälle, es starb die Frau des J. an der Auszehrung, welche sie schon zu Haus hatte; ihr Säugling zufolge des Todes der Mutter; es starb auch der Sohn des J. J., und der zweite Steuermann am Magenkrebs. Alle diese Todesfälle waren die Folge einer früheren Krankheit, denn es es ist selten, daß Jemand an der Seekrankheit, wenn er gesund zur See geht, stirbt.

„Nach unserer Ankunft begab sich der Capitän nach Valdivia, meldete unsere Ankunft dem Herrn Philippi, welcher sich den andern Tag in Begleitung noch dreier deutscher Herren, der zwei Herren Fricke, Preußen, und Herrn Döll, einem Hessen, gebürtig aus Hersfeld, zu uns an Bord begab. Herr Philippi und alle übrigen Herren begrüßten uns sehr freundschaftlich, bedauerten uns wegen unserer ausgestandenen Gefahr auf der See. Auch brachte uns Herr Philippi Lebensmittel, Brot, Kartoffeln, Fleisch, Schweineschmalz, Kaffee, Zucker, Zuckerwerk für die Kinder, Käse; Herr Fricke gab uns ein Fäßchen Wein, auch Seife. Doch machte uns eins mißvergnügt. Herr Philippi sagte uns, daß Herr F. bankerott geworden sei, und das Gut, wohin wir sollten, verkauft sei; doch war das Mißvergnügen bald vorüber, als wir erfuhren, daß ein deutscher Herr, Namens Kinder-

mann, das Gut gekauft habe und uns unter denselben Bedingungen, wie unser Kontrakt aussprach, angenommen habe. Herrn Philippi war dieser Vorfall sehr leid; er hatte zwar eine gute Anstellung mit einem guten Gehalte, doch wünschte er lieber, unser Herr geblieben zu sein.

„Von hier wurde unsere Reise weiter fortgesetzt bis zu einer Besitzung eines spanischen Herrn; dieser Herr versorgte uns während eines vierzehntägigen Aufenthaltes hinreichend mit Lebensmitteln. Nach Verlauf dieser Zeit kam der Herr Baron von B., ein Preuße, welcher die Verwaltung des Gutes, wohin wir kamen, besorgte; dieser leitete unsere fernere Reise; wir reis'ten von hier nach Futa; von da wurden unsere Sachen auf Maulthiere geladen, während wir Erwachsenen zu Fuß gingen, und die Kinder auf Pferden bei den Maulthiertreibern sitzen mußten. So ging es über hohe Berge. Nach einer viertägigen Reise erreichten wir den Ort unserer Bestimmung. Hier trieben wir unsere Geschäfte und diese und jene Arbeiten; es wird nicht mehr von uns verlangt, als wir thun können.

„Nachdem wir so acht Monate gearbeitet hatten, kam Herr Kindermann von Valparaiso, begrüßte uns freundlich, verweilte einige Wochen, während er Mehreres anordnete, auch uns sogleich bis dahin bezahlte, und reis'te dann, weil er noch Geschäfte in Valparaiso abzumachen hatte, wieder fort. Künftiges Frühjahr im Monat September wird er wieder zurückkehren und seinen Wohnsitz für beständig hier behalten.

„Das Klima ist sehr gesund; die Luft rein. — Der

Boden ist sehr fruchtbar. Getreide sind: Weizen, Gerste, Bohnen, Erbsen, Kartoffeln — Korn würde sehr gut fortkommen, wenn es gesä't würde — alle Gartengewächse. Die Bewohner dieses Landes sind theils Spanier, theils eingeborne Indianer. Alle diese Leute sind von guter Gesinnung, alle sehr freundschaftlich gegen uns; wir gehen zu ihnen und sie kommen zu uns. Nur den Franzosen sind sie sehr falsch. Wir haben die beste Hoffnung, für die Zukunft sehr gute Geschäfte zu machen, denn der Geschäftsleute aller Art sind sehr wenige, und die Arbeit wird sehr gut bezahlt. So ist ebenfalls die Landwirthschaft ein sehr einträglicher Artikel. Das Land ist sehr billig; in einem kleinen Städtchen nicht weit von hier bekommt man eine Baustätte mit großem Gartenraum für 10 Sgr.; so ist ebenfalls das Staatsland sehr billig. Es ist nur zu bedauern, daß dieses schöne fruchtbare Land so wenig bewohnt wird.

„Sie sind alle katholische Christen, jedoch ist in Valparaiso eine protestantische Kirche, also auch Religionsfreiheit. Die Tracht ist sehr einfach. Sie kleiden sich größtentheils in selbstgemachte Zeuge. Sie nähen zwei Stück Zeug zusammen, lassen in der Mitte ein Loch, wo der Kopf durchgesteckt wird, dies ist ihr Mantel (poncho). Eine Hose von selbigem Zeug ist ihre ganze Kleidung. Die ansehnlichen Spanier kleiden sich besser; auch tragen die geringen Spanier und sämmtliche Indianer keine Schuh; sie sind alle zu Pferde, und tragen die Sporen an den bloßen Füßen; auch haben sie hölzerne Steigbügel. Die Indianer tragen zu ihrem Schmuck in

den Ohren große Silberplatten, so gleichfalls um den Hals und auf der Brust; auch eine Menge Nähhüte hängen sie auf die Brust. Ihre Kleider bestehen in einem Stück Zeug, welches die Frauen um sich schlagen, einen poncho umgeworfen, so sind sie gekleidet.

„Zahmes Vieh sind Pferde, Rindvieh, Schaafe, Ziegen, Schweine, Hunde, Katzen; wild sind Rehe, Füchse, Stinkthiere und kleine Löwen; Schlangen gibt es keine. Geflügel zahmes: Hühner, Gänse, Truthühner, Vögel eine sehr große Menge aller Art, jedoch keine Art gleicht den unseren.

„Alle Holzarten sind verschieden von den unseren; es gibt sehr gute Arten von Holz; Myrten, bei uns kostbar, gibt es hier als große Bäume, Robel, Beljin, Demo, Lorellen und viele andere Arten, welche mir noch unbekannt sind.

„Liebe Eltern, Geschwister und alle Verwandte und Angehörigen und gute Freunde! Gott gebe, daß Euch alle mein Schreiben noch bei guter Gesundheit antrifft. Gott sei Dank! Ich, meine Frau und Kind sind alle noch gesund; meine Frau ist gegenwärtig Köchin bei dem Herrn Baron. Lieben Angehörigen, wir bedauern nicht, daß wir unser Vaterland verlassen haben, denn hier ist ein Land, wo man sich leicht ernähren kann, wo keine Abgaben drücken, wo jeder treiben kann, was er will, wo man sich niederlassen kann, wo man will; wo die Arbeit gut gelohnt wird; wo man so leicht seine Nahrung ziehen kann; kurz, hier kann man sich sehr leicht ernähren, und ein schönes Vermögen ersparen. So grüßt

ebenfalls meine Frau alle ihre Angehörigen, Schwiegervater ꝛc.

„Es gefällt uns sehr gut, wir leben ganz sorgenfrei, ich verdiene noch neben meiner Hausarbeit monatlich 5 Thlr.; für die Zukunft sind unsere Aussichten noch viel besser; wir können noch mehr verdienen als jetzt.

„Ebenfalls bitte ich, wenn ein Brief an mich geschrieben wird ꝛc. ꝛc.“

Anhang 3.

Wörtlicher Auszug aus einem Briefe des Schmied's Aubel aus Rotenburg an seine Verwandten.

d. d. *Quilacahuin*, den 19. März 1847.

Der Verfasser des Briefes, ein Reisegefährte des L. Hollstein, schildert zuerst weitläuftig die Seereise bis zur Ankunft im Hafen von Valdivia und fährt dann also fort:

„Nach unserer Ankunft im Hafen begab sich der Kapitän in die Stadt, um uns anzumelden. Den 26. August kamen mehrere deutsche Herren zu uns an Bord und begrüßten uns sehr freundschaftlich. Es waren zwei Brüder Fricke aus Berlin gebürtig, welche dicht am Hafen auf einer Insel seßhaft sind, und Herr Döll aus Hersfeld gebürtig. Den 27. kam der Kapitän zurück an Bord,

in Begleitung des Herrn Philippi, welcher uns sehr freundlich aufnahm, uns wegen unserer langen ausgestandenen Seereise beklagte und sogleich für die fernere Reise sorgte, für Brot, Kartoffeln, Fleisch, Kaffe, Zucker, Schweineschmalz, Käse, Aepfel, Seife, Zuckerwerk für die Kinder. Herr Fricke schickte uns ein Fäßchen Aepfelwein. Wegen dieser freundlichen Aufnahme vergaßen wir bald unsere überstandene Noth. — Den 28. kamen wir von Bord ab auf ein kleineres Schiffchen und fuhren mit unseren Sachen ab, allein die Ebbe zwang uns, im Hafen von Corral über Nacht zu bleiben. Herr Ph. brachte uns in ein Haus, wo wir über Nacht blieben. Aber wie war es uns, als wir die Häuser sahen! sie sind mit Pfählen in der Erde, einer an den andern gesetzt, alsdann lange Bäume, welche die Sparren bilden, überhin, und nun mit Stroh bedeckt; weiter ist keine Arbeit daran. Das Feuer ist mitten in dem Hause auf der Erde, wobei sie kochen. Die Leute dieses Landes tragen keine Schuhe, weder Sommer noch Winter. Den andern Tag kamen wir zu einem Hause, welches ganz allein war, 4 Stunden von Valdivia entfernt, wo wir so lange warten sollten, bis wir abgeholt würden von unserm Herrn. Ich war acht Tage da, da kam Herr Fricke, that mich bitten, ob ich nicht die Beschläge zu einer neuen Schneidemühle machen wollte, denn er legte eine an. Denselben Tag fuhren wir mit Herrn Fricke, nämlich ich und meine Frau und der Schmidt R. und seine Frau, um Zeuge zu sein, weil der R. sich copuliren ließ. Es gefiel uns sehr gut. Nachdem die Copulation vorbei war,

ließ er das auf der Reise geborene Kind taufen. Herr Philippi und die Ministerin waren Gevatter. Wir tanzten im Hause des Ministers, wo es uns sehr gut gefallen hat. Nachdem Alles vorbei war, kehrten wir mit einem Boot nach dem Hause zurück, wo die anderen waren. Denselben Tag machte ich mit Herrn Ph. zu Herrn Fricke, um die Arbeit zur Schneidemühle zu befördern. Die anderen machten dann weg, selbst meine Frau, denn es kamen die Maulthiere mit einem jungen Baron, welcher in Abwesenheit unseres Brotherrn Alles zu besorgen hat. Ich blieb bei Herrn Fricke vier Wochen, und machte ihm noch mehrere andere Werkzeuge, welche er in diesem Lande nicht bekommen konnte. Ich stand mich sehr gut, bekam 30 Thlr. und mehrere Geschenke für mich und meine Frau, kurz, es gefiel mir sehr gut. Nachdem ich fertig war, brachte mich der eine Herr Fr. zu meinen Gefährten. Wir hatten 8 Stunden zu Wasser zu fahren, und dann drei Tage zu Pferde zu reisen, denn der Weg ist hier sehr schlecht, und gibt es bis jetzt noch keine Landstraßen. Als ich auf die Hacienda kam (so heißt hier ein Gut), da war die Freude sehr groß. Unsere Arbeit war im ersten halben Jahre weiter nichts, als Häuser bauen, denn es war bloß ein Haus für uns alle da. Deutsche trafen wir hier noch drei an, einen Zimmermann, einen Küfer und einen Gärtner aus Hannover; sie nahmen uns alle freundlich auf.

„Das Klima des Landes ist sehr gut, die Luft ist sehr gesund, des Sommers regnet es wenig, des Win-

ters giebt es viel Regen statt des Schnee's bei uns. Zahmes Vieh ist hier sehr viel, besonders Pferde, Rindvieh, Schweine, Schafe, Ziegen, Hühner, Gänse. Wildpret giebt es hier sehr wenig, eine kleine Art Rehe, Füchse, kleine Löwen (der s. g. amerikanische Löwe Puma ꝛc.), welche keinen Menschen anfallen. Ein Thier ist hier, wenn man es verfolgt, gibt es einen Geruch von sich, daß es Niemand abhalten kann; es wird deßhalb Stinkthier genannt. Das Land an sich hat sehr fruchtbaren Boden und wenig Steine, denn es wird hier gesäet: Waizen, Gerste, Flachs, Erbsen. Dies alles wächst sehr gut. Korn hat man keins. Die Menschen dieses Landes sind sehr gut gegen uns; es sind theils eingeborene Spanier, theils Indianer. Die Eingeborenen (Spanier) tragen kurze Haare, einen poncho, das ist ein viereckiges Tuch, welches in der Mitte ein Loch hat, wo sie den Kopf durchstecken, und einen ganz spitzen Hut; sie weben dieses alles selbst von Wolle und machen es selbst. Der Unterschied ist unter Indianern und Eingeborenen, daß sie (die Indianer) lange Haare tragen und ein Bändchen um den Kopf, aber keinen Hut. Die Frauenzimmer der Indianer tragen keine Röcke und Kleider, sondern bloß ein Tuch um sich herum und einen poncho. Der Kopf und die Brust sind mit Silberperlen, Nähhüten und allerhand Zeug behangen. Sie nennen uns Deutsche Alemanos; die Franzosen können sie nicht leiden. Es sind in diesem großen Lande wenige Leute; alle halbe Stunde lang hie und da ein Haus. In den Gebirgen, 30 bis 40 Stunden von uns entfernt,

wo Sommer und Winter Schnee liegt, sind noch lauter Heiden, welche gar keine Kleider tragen. Die Eingeborenen gehen nicht zu Fuß an die Arbeit, sie reiten immer, und tragen deßhalb ganz große Sporen an den bloßen Füßen, mit Riemen befestigt, und an dem Pferd hölzerne Steigbügel. Die Arten des Holzes sind die: *Beljin* (Pellin), ein rothes, festes Holz, es fault nie und wird deßhalb am meisten zum Bauen genommen; Myrten, welche hier Bäume sind, wie bei uns die Buche, hier *Arayan* genannt; Roble (eine Buchenart); Alerze (eine Nadelholzart), Laurel, *Bellu* und mehrere andere."

„Lieber Schwiegervater ꝛc. Wenn Euch unser Schreiben noch bei guter Gesundheit antrifft, so soll es uns herzlich freuen, denn wir befinden uns jetzt noch gesund und wohl. Der Abschied unseres Vaterlandes war sehr hart, dennoch gereut es uns jetzt nicht, denn hier sind wir in ein Land der Freiheit gekommen, wo uns weder Abgaben, noch sonst etwas drückt; hier kann man ein Geschäft treiben, was man will, hier quält uns Niemand, um Bürger und Meister zu werden und die Arbeit der Handwerker wird sehr theuer bezahlt; z. B. man bekommt für eine Axt 3 Thlr., für ein Paar Sporen 4 Thlr., für ein Pferd zu beschlagen $2^1/_2$ Thlr. Ich muß hier Schlosser, Schmied, Büchsenmacher und Nagelschmied sein, überhaupt kann ich in diesem Land gute Geschäfte machen.

„Das Land hier ist sehr billig; die Nahrungsmittel sind hier sehr billig; 1 Malter Weizen kostet nicht mehr als 2 Thlr.; ein fettes Stück Rindvieh 6 Thlr., ein

fettes Schwein von 250 Pfund schwer 5 Thlr. u. s. w.; überhaupt mangelt es hier nicht.

„Nachdem wir 8 Monate hier waren, kam Herr Kindermann (der Brotherr der Ausgewanderten) mit noch zwei deutschen Herren auf diesem Gute an, und begrüßten uns freundlich. Er blieb mehrere Wochen hier, um seine Sachen hier einzurichten, weil er zukünftiges Frühjahr, im Monat September*), hierselbst sich niederlassen will. Er bezahlte einem Jedem seinen verdienten Lohn und setzte alsdann seine Reise nach Valparaiso wieder fort.

„Wer sparsam ist und Lust zu arbeiten hat, kann sich in mehreren Jahren hier ein ziemliches Vermögen ersparen, denn die Geschäfte der Handwerker sind vorzüglich in diesem Lande. Die ersten sind: Schmied, Schlosser, Nagelschmied, Zimmermann, Tischler, Schuhmacher und ein guter Gerber, denn ein Paar Schuh kosten hier 4 Thlr., ein Paar Stiefeln mit Unterschied 10 bis 12 Thlr., und die Zuthaten sind nicht theuer. Leben Sie unbesorgt um uns, denn wir haben es ganz gut, wir sind in kein Sklavenland gekommen, wie es in Rotenburg hieß. Ich und meine Frau lassen Sie nochmals herzlich grüßen ꝛc. ꝛc.“

---

*) Es bedarf wohl keiner Bemerkung, daß Chili Winter hat, wenn wir Sommer in Europa haben, und Frühjahr, wenn wir Herbst haben.

Anhang 4.

Wörtlicher Auszug aus einem Brief des Müllers Klix aus Mühlrose an seine Söhne.

d. d. Bellavista, den 14. Nov. 1849.

„Am 22. Sept. sind wir endlich hier eingetroffen, und alle zu Pferde; Mutter und alle Frauensleute sind geritten wie die Stallmeister. Wir hatten schechtes Wetter und schlechten Weg, bergauf, bergab zum Halsbrechen (für Jemand der aus der flachen Mark Brandenburg ist und vermuthlich nie Berge gesehen hat); es ging aber doch, und die letzte Stunde Weges wurde von der ganzen Gesellschaft in Galopp gemacht. Es war das letzte Winterwetter, in welchem wir die Reise hierher machten. Hier ist nun Frühjahr, die Saaten stehen schön, obgleich man hier im Ackerbau noch weit zurück ist. Schulz aus Cunersdorf hat gut bestellt und wird reichlichen Lohn ernten; wir kamen schon zu spät, und haben nur sehr wenig Kartoffeln, Erbsen und Lein aussäen können, werden daher auch nicht viel ernten, da es schon zu trocken wird. — Es ist ein schönes Land, fruchtbar, aber viel Waldung, lauter Laubholz, man kann nur mit großer Mühe eindringen. Es wächst hier viel Rohr, Bambus, was sich wegen seiner Länge sehr verwebt und den Weg mit den sehr festen Schlingpflanzen fast unzugänglich macht. Bäume gibt es hier noch bis

über 4 Fuß Durchmesser; 13 Arten Myrten, die hier nicht geachtet werden, verschönern die Gegend; es sind Bäume von 40 Fuß Länge darunter. Ein Zimmtbaum ist hier, der schön riecht, aber zum Gebrauch zu strenge ist. Das meiste Holz hat einen schönen Geruch, ist gelb, weiß und roth, und es gibt eine Menge Pflanzen, die einen schönen Geruch haben, wenn man sich in den Wald hineinhaut. Ohne Hackemesser kann Niemand eindringen. So ist die Natur schön, und läßt nichts zu wünschen übrig, aber sonst ist Alles so, wie es nicht sein sollte. Maulthiere und Pferde werden hier lebendig geschunden, und an den Wegen ist nichts gethan, weshalb man auch nur reiten kann. Wagen kennt man hier nicht; die Ochsen ziehen zwar, aber obgleich sie schön und stark sind, so können sie nur wenig verrichten, sie werden hier zu jämmerlich behandelt. Der Pflug ist ein hölzerner Haken, so wie der Ast gewachsen ist, die Egge sind Baumzweige. Schulze hat die erste eiserne Egge. Die Chilenen und Indier sind faul, und wundern sich, daß Caballeros wie wir arbeiten; wir werden übrigens von den Hiesigen mit Achtung behandelt; sie nennen uns Allemannen .....

„Gefüttert und geputzt wird hier kein Thier, es muß suchen, wo es was zu fressen findet. Wenn die Leute hier drei Tage auf einem Pferde reiten, so bekommt es nichts zu fressen, und ist es unter dem Sattel so geschunden, daß es stinkt, so wird der Sattel abgenommen, und dann mag es sich den Wald oder einen anderen beliebigen Futterplatz suchen. Das Rindvieh ist schön zu

nennen, dem Netz- und Oderbrücher bald gleich. Die eingeborenen Chilenen sind spanischer Abkunft; diese sowohl als ein Theil der Indianer sind katholisch, sie machen sich aber nicht viel aus den Pfaffen. Alle 6 Wochen müssen die Indianer in die Kirche gehen, wer dann nicht kommt, wird mit einer Art Polizei dahin gebracht, und dieser Polizist (es ist der fiscal gemeint) muß ihnen Alles vormachen, was sie thun sollen, knieen, Kreuze vor die Brust schlagen ꝛc. Der hiesige Pfaffe ist schon ein Mal hier gewesen, es ist ein Deutscher aus Baiern (der dem Hrn. Klix nicht gefallen hat). Sonst aber ist es hier gut, eine schöne Freiheit, die sich bei einer Einwanderung von thätigen Deutschen auf eine schöne Stufe schwingen kann. Wir sind hier arm, das Wenige, was ich habe, reicht nicht weit, und kann ich mir nichts von Bedeutung anschaffen; wir müssen alle arbeiten, aber in einigen Jahren, wenn wir Gesundheit behalten, denke ich meine Tage sorgenlos zu verleben.....

„Jetzt bauen wir für Prange ein Haus; wenn Du mit Otto kommst, geht vielleicht auch schon eine Schneide- und Mahlmühle; für Otto wird der Platz zur Gerberei auch schon gesäubert sein und seine Gruben werden dann auch bald fertig. Wenn ich erst die Schneidemühle fertig habe, so soll ein neues Haus nicht lange auf sich warten lassen. Das einzige Schlimme ist nur, daß wir zu wenig Hände sind und zu viel allein machen müssen.....

„Sollten sich Leute finden, die Lust hätten, hierher auszuwandern, so könnt Ihr ihnen sagen, daß besonders Landleute, die aber Lust zur Arbeit haben, sich getrost

hierher wenden können; Fleiß und Thätigkeit werden ihnen eine frohe Zukunft sichern. Der Boden ist schön und milde für den Landmann, so daß er fast zu jeder Zeit bearbeitet werden kann. Man kann im ganzen Winter ackern, es ist nur ein kalter Wind, aber selten ein Frost, Schnee fällt zwar, aber er kann sich nicht halten; so wie er fällt, schmilzt er auch. Schulze sagt mir, der Winter sei wie der Sommer, nur daß es mehr regne.

Den 23. Nov. Gestern Nachmittag kamen wir von unserer Reise zurück, und ich weiß nun so ziemlich die Stelle, wo wir uns anbauen werden; es ist ein schönes Thal, eine halbe Meile vom Rio bueno, wo Herminc wohnt, entfernt..... Obgleich hier alles bergig (richtiger hügelig) ist, so ist es doch schön; wenn man so aus dem dicken Wald kommt, wird man überrascht, wenn plötzlich eine Indianerhütte, frei gemachtes Feld, Thäler und Berge schön grün vor einem liegen. Die Leute bestellen nur sehr wenig und schlecht, sie arbeiten nur so viel, als höchst nöthig ist; es ist natürlich, daß sie bisweilen den Winter, wenn sie Alles verzehrt haben, auch in Noth kommen; dann arbeiten sie ganz gut, man muß sie nur immer in Aufsicht haben und selbst Hand anlegen. Ich bin zufrieden und fühle mich ganz glücklich, wenn ich nur erst eingerichtet sein werde.

Der Lebensunterhalt ist auch nicht theuer; es wird viel Fleisch gegessen; ein fetter Ochse kostet nur 8 bis 10 Thlr.; auf die Mast wird nicht besonders gerechnet, das Vieh frißt sich hier auf der Weide fett und zwar ganz fett..... Sind reiche Leute, die sich hier ein großes

Gut kaufen wollen, was vielleicht schon freies Feld hat, so findet sich hier Gelegenheit genug; eine Cuadra oder $6^1/_3$ Morgen kann höchstens bis 10 Thlr., Chilenisch à $1^1/_3$ Thlr. pr. Cour. kosten; Urwald etwa 3 bis 4 Thlr. Der Boden ist überall gleich und milde, der deutsche Pflug und Egge ganz vorzüglich und leicht zu ackern; es brechen große Klöße ab wenn es trocken ist, aber sie fallen von der Egge berührt auseinander.

„Also wer Lust zur Arbeit hat, und einiges Vermögen, so daß er nur 100 Thlr. hat (je mehr je besser), um Land und Vieh zu kaufen, kann in einigen Jahren wohlgemuth um sich schauen. Absatz für Getreide, Flachs, Hanf, Wolle ꝛc. ist zur Genüge vorhanden. Schulze hat einen Wispel Weizen ausgesäet, und wird nach meiner Ansicht wenigstens zwanzig wiederbekommen, ich nehme nun an, er bekommt für den Scheffel 1 Thlr., so hat er eine schöne Einnahme ohne Dung in dem Acker. Er hat nur zwei Mal gepflügt und glatt geeggt, seine Ochsen ziehen im deutschen Joch ganz vorzüglich und lassen sich das hiesige gar nicht mehr auflegen; er darf nur rufen, so kommen sie allein, während die Eingeborenen erst mit Pferden herumjagen, und sie mit einem ledernen Riemen einfangen müssen. Dung kann nicht sein, weil man hier weder Stall noch Scheuer kennt.

„Wer den Muth hat, alle Beschwerden der Reise hierher zu tragen, dem Baum die Axt an die Wurzel zu legen, der kann sich nach einigen Jahren vergnügt vor die Hausthüre setzen. Der Winter stört keine Arbeit; regnet es, so arbeitet man unter'm Dach, ist gut

Wetter, so kann man den Acker bearbeiten, kurz, der thätige Mann findet immer Gelegenheit, etwas Nützliches zu thun, und braucht sich nicht zu übereilen. Aber ich wiederhole noch ein Mal, es sind große Berge hier, dicke Bäume und Rohr. Die Berge müssen überstiegen, die Bäume niedergehauen, und das Rohr verbrannt werden; es kommt keine gebratene Taube in den Mund geflogen.

„Nach Jahren, wenn deutsche Betriebsamkeit völlig Wurzel gefaßt hat, kann es hier sehr schön werden; die Schifffahrt kann durch das ganze Land betrieben werden, da das Wasser überall breit und tief genug ist und überall verbunden werden kann. Die Berge sind bis zu ihrer Spitze fruchtbar wie die Thäler. Eine Pracht ist dies Gebirge mit seiner Schneedecke. Die Krater ruhen schon seit Jahren, hier hat man lange keine Erdstöße mehr gehabt, nur in Valparaiso gibt es noch manches Mal einen Stoß und schreckt die Leute. Es ist hier doch schön; Montag gehe ich in mein Thal; grüßt Herrn Eckard, sagt ihm aber, mit einer Bierhalle sei es hier nichts."

Aus einem Briefe der Madame Klix setze ich noch folgende Stellen her:

„Bellavista ist sehr schön, ich habe noch nie eine so reizende Gegend gesehen. Schade, daß es nicht besser benutzt wird; hier ein tüchtiger Oekonom, und diese Wirthschaft ist mit nichts in Europa zu vergleichen. Es geht hier Alles zu verkaufen, Butter, Käse ꝛc. wird gut bezahlt, auch Weizen und Kartoffeln, nur Vieh ist billig, außer Hühner, die ein Pfund Salz kosten, oder was

dem Werthe des Salzes gleichkommt. Verstände man aber das Einsalzen des Fleisches, dann würde auch das Vieh Geld bringen. Hier fehlen nur überhaupt Leute, welche die Landwirthschaft verstehen, es möchte sonst ein gesegnetes Land werden, denn der Boden ist so ausgezeichnet, daß man einen schöneren nicht finden kann; so fruchtbar ist in Europa kein Land. Die Leute thun hier nur sehr wenig, denn es wächst hier Alles ohne viel Mühe. Du solltest die Bearbeitung des Bodens hier sehen, es ist gerade, als hätten es die Schweine umgewühlt, nichts, gar nichts ist ordentlich bestellt. Die Kühe werden nur gemelkt, wenn Kälber daran sind; daher lassen sie die Kälber ein Jahr lang und noch länger bei den Kühen, melken auch nur ein Mal des Tages, und wundern sich, daß unsere Kühe zwei Mal gemolken werden. Ich habe eine Kuh, die hat ungefähr die Gestalt einer Schweizerkuh und ist eine sehr gute Milchkuh ꝛc."

Anhang 5.

Kurze Nachricht vom See *Llauquihue.*

Auszug aus einer Mittheilung des Herrn Prof. Döll in Valdivia.

Diese Mittheilungen werden für Diejenigen, welche beabsichtigen, sich am obengenannten See niederzulassen, von Interesse sein; ich habe es vorgezogen, sie hier abdrucken zu lassen, anstatt das Resultat meiner eigenen

Beobachtungen, die ich auf einem dreimaligen Besuche des See's gesammelt, zu geben; einmal, weil manchem Leser die Mittheilungen einer dritten, bei der Anlage einer Kolonie am Ufer des See's ganz unbetheiligten Person zuverlässiger erscheinen dürften, als meine eigenen, sodann weil Herr Döll eine Strecke weit in die Cordillere eingedrungen ist, welche ich an dieser Stelle nicht besucht habe. Ich bemerke nur noch, daß Herr Döll den See am Ende des Novembers 1848 besucht hat.

„Der See *Llauquihue*, auch *Llanquihue*, der *Llaquihue* genannt, liegt etwa 50 leguas (30 deutsche Meilen) südöstlich von Valdivia am Fuße des Vulkans von Osorno, dessen Höhe Darvin auf 7680 Fuß angibt (was mir indessen zu niedrig scheint), in einer dicht bewaldeten, flachhügeligen, unbewohnten Gegend. Seine größte Länge von N. nach S. beträgt etwa 8 bis 10 leguas *), seine größte Breite von O. nach W. 10 bis 12; er zeigt vier größere, tiefere Buchten und 10 bis 12 mehr abgerundete, kleinere Baien. Die Ufer werden von niedrigen Hügelketten gebildet, die fast überall gleiche Höhe haben und gemeiniglich nach dem See hin steil abfallen, mit Ausnahme des südöstlichen Theiles, an welchem sich schroff ein mit dem Vulkan zusammenhängender Zweig der Cordillere erhebt. In der Regel bestehen diese Hügel aus einem mehr oder weniger horizontalgeschichteten, feinblätterigen, aschgrauen Schieferthon, der leicht zerreiblich ist; häufig verwandelt sich dieser Schieferthon

*) 20 leguas werden auf den geographischen Breitengrad gerechnet, mithin ist 1 legua $^3/_4$ deutsche Meilen.

in ein festes, nicht blättriges Gestein, *Cancagua* genannt, das indessen immer noch reich und leicht zu bearbeiten ist, und an vielen Stellen treten auch granitische und syenitische Massen zu Tage. — Die steilen, von zahlreichen Bächen durchschnittenen Uferabhänge sind gewöhnlich üppig mit Pflanzen bedeckt, unter denen sich der *Panque*, ein rhabarberartiges Gewächs mit seinen 4 bis 6 Fuß breiten, am Rande schön gekerbten Blättern, die auf eben so langen Blattstielen stehen, auszeichnet. (Die Blüthenstengel und die jungen Blattstiele, *nalca* genannt, sind von angenehm-säuerlichem Geschmack und werden zur Erfrischung gegessen; die Wurzel ist ein ausgezeichnetes Gerbe- und Arzneimittel.) Im südlichen Theil des See's tritt am Ufer mehr der nackte Fels hervor.

Nur selten findet sich ein schmaler Strand mit gröberem oder feinerem Gerölle oder vulkanischem Sand bedeckt, doch ist die Landung fast überall gefahrlos, weil Untiefen, Klippen und umgestürzte Baumstämme selten sind. Der See hat keine Insel, denn einige Felsenblöcklein dicht am Ufer, auf denen Seeraben und Enten nisten, kann man nicht wohl so nennen. Die Tiefe des See's nimmt vom Ufer an beträchtlich zu, und ist, nach der Farbe des Wassers zu urtheilen, sehr bedeutend. Dieses Wasser ist ausnehmend klar, vom tiefsten Blau, und nach dem Ufer hin oft glänzend smaragdgrün; ich habe nie schöner gefärbtes gesehen. An seinem Geschmack fand ich nichts auszusetzen, und habe nach dem Genusse keine üblen Folgen verspürt.

Vollkommene Stille herrscht am Ufer dieses See's,

und wird nur manchmal durch das Krächzen der Seeraben und den melancholischen Schrei des *Huala*, einer Art gehäubten Tauchers, unterbrochen. Einzelne Enten und Möven, so wie Erdfalken, die bei stürmischem Wetter am Strande Nahrung suchen, sieht man hin und wieder, Singvögel wenig oder gar nicht. Wir sahen zwei oder drei Fischottern *(Huillin)*, woraus man schließen kann, daß diese Thiere hier häufig sein müssen. Sie finden reichliche Nahrung an den zahlreichen Fischen, die oft in großen Zügen angetroffen werden, und unter denen truchas, robalos und pejereyes zu erwähnen sind.

Das Wasser des See's fließt durch den *Maullin* oder Sinfondo ab, der mit einer kleinen Stromschnelle (welche ich ohne Schwierigkeit mit einem Boot passirt habe. Ph.) aus der südlichen Bucht ausströmt, in seinem unteren Laufe schon jetzt für große Schiffe fahrbar ist, und vielleicht bis an den See schiffbar gemacht werden kann. (Dies unterliegt keinem Zweifel, indem weiter nichts erforderlich ist, als die Bäume aus demselben zu entfernen.) Außerdem will die Regierung nach dem Süden einen Landweg eröffnen, der in wenig Stunden nach dem Busen von *Reloncavi* führt.

Wie schon erwähnt, werden die Ufer des See's von flachen Hügeln gebildet, oder es sind vielmehr die Ränder einer weiten Hochebene, die des dichten Pflanzenwuchses und wenigen Gefälles wegen zuweilen moorig ist, aber durch einen besonderen Umstand leicht getrocknet und angebaut werden kann. Die Bäume des Hochwaldes stehen nämlich nicht sehr dicht, sind aber gänzlich von der

Quila, einer Rohrart, die schlingpflanzenartig Alles einhüllt und deren Blätter gern vom Vieh gefressen werden, umstrickt, so daß der Wald beinahe undurchdringlich ist. Zufällig hat aber diese Pflanze vergangenes Jahr geblüht, und ist nun, wie dies ihre Natur mit sich bringt, abgestorben und verdorrt, so daß man sie nur anzuzünden braucht, um ganze Quadratmeilen Waldes in einigen Tagen vom Unterholz zu befreien.

Mein Aufenthalt am See war leider nur kurz, und zufällig war recht schlechtes Wetter. Heftige Winde peitschten die Spiegelfläche des See's, so daß sich schaumbedeckte Wellen erhoben und die Brandung brüllend an das Gestade schlug. Langsam nur beschwichtigte sich nach dem Sturme das bewegte Element. Als aber vor Sonnenuntergang sich die düsteren Wetterwolken theilten, der schneebedeckte Vulkan vor der dunklen Cordillere sich majestätisch in seinem Silberglanze erhob und der See schichtweise in Gluthfarben durch die letzten Sonnenstrahlen getaucht ward, welche purpur und golden an den Eisfirsten des Vulkanes hinaufstiegen, bis der Feuerberg zuletzt wie ein Nebelbild in des Mondes sanftem Glanze leuchtete, so war dies ein Anblick, dessen Zauber den Sturm, die Oede und des Weges Mühen vollständig vergessen ließ.

Die Vegetation ist ganz wie bei Valdivia. Recht häufig ist der immer grüne Avellano, dessen in Trauben gestellte Frucht von der Größe einer Kirsche, im Geschmack einer Haselnuß ähnlich ist; verschiedene beerentragende Dornsträucher, der *Maqui*, schöne Blumen (polison,

siete camisas ꝛc.); Bau- und Werkholz ist im Ueberfluß vorhanden, Schilf zum Dachdecken, Schlingpflanzen, die vortrefflich statt der Stricke und Nägel dienen, fehlen auch nicht. Lehm und Töpferthon finden sich allerwegen, aber Kalk habe ich bis jetzt noch nicht angetroffen, der schon erwähnte *Cancagua* ist ein bequemes und dauerhaftes Baumaterial.

Auf einem ungestalteten flachen Boote aus gehauenen Brettern und mit ungeschickten Ruderern gelangten wir nach einer langweiligen, beinahe zwölfstündigen Fahrt quer über den See in die Vulkanbucht, an deren östlichem Ende wir unser Standquartier aufschlugen. In drohender Pracht stand der Vulkan von Osorno vor uns; schwarze Klippen, die dunkeln Schatten auf den blendenden Schnee werfen, springen aus den Abhängen hervor und umgeben den Krater, der nur selten noch leise Rauchwölkchen ausstößt, und von der Grenze des ewigen Schnee's, die kaum die Hälfte des Berges erreicht, entspringen zwei Lavaströme grauenhaften Anblickes, die, unten wenigstens eine *legua* breit, nach dem See hinabziehen. Die Oberfläche derselben ist mit wellenförmig übereinander gewälzten bröcklichen Lavastücken von dunkelgrauer Farbe bedeckt, so daß ein leichter und sicherer Fuß dazu gehört, um über diese „Teufelsäcker, barbecho del *Pillan*", wie unsere Leute sagten, zu schreiten. Die Geschichte weiß nichts von der Zeit zu sagen, zu welcher diese Ströme geflossen sind; Jahrhunderte mögen seitdem vergangen sein. Hin und wieder verdeckt ein weißgelbliches Moos die Spalten aus denen ein Sträuchlein, *chaura* oder ein junger

Coihuë hervorbricht, und viele Jahrhunderte werden vergehen, ehe diese Laven in fruchtbaren Boden verwandelt sind. Die Zersetzung des nördlicheren Lavastromes ist schon weiter vorgeschritten und ist derselbe mit vereinzeltem Buschwald bedeckt. Am Ufer ragen die Ströme 15 bis 20 Fuß über den Wasserspiegel hervor; wer weiß, wie dick sie sind?

Die Nordseite des Vulkans ist gänzlich bewaldet, die Ostseite nackt, oder mit wenigen Büschen von *Chaura* und *Coihuë* versehen. Hier findet sich anstatt der Lava ein mehr oder weniger feiner Sand, und nur im Grunde und am Rande der tiefen Wasserrisse, in denen der geschmolzene Schnee herabströmt, sind größere Stücke Basalt und Lava sichtbar. Selten gelangen diese reißenden Gebirgswässer in's Thal, sondern werden vom Lavasande verschluckt. Der Vulkan von *Calbuco* *) scheint längst ausgebrannt und der Krater eingestürzt zu sein; er ist bis an den Schnee bewaldet.

Wir versuchten nun, von unserm Standquartier aus in die Cordillere einzudringen und überschritten zu dem Ende den Lavastrom, an dessen Fuß sich ein großer Sumpf ausdehnt, in östlicher Richtung. Nach mehrstündigem Gange gelangten wir an einen reißenden Gebirgsstrom, welcher, wie ich vermuthe, früher in den See von *Llauquihue* mündete, später aber durch einen Lavastrom gezwungen wurde, einen andern Weg zu nehmen. Sein

*) Welchen Namen Herr Döll ihm zuerst beilegte.

rechtes hohes Ufer hat bedeutende Veränderungen erlitten, denn in verschiedenen Höhen sieht man die Reste früherer Vegetationen. Der Fluß war zu reißend und tief, als daß wir hätten darüber setzen können, und so wurde unsere Hoffnung, in das Innere der Cordillere einzudringen, vereitelt. Wir beschlossen, ihm stromaufwärts zu folgen. Am rechten Ufer zeigten sich Basalt- und Lavawälle, ehemalige Uferränder, die zuweilen senkrecht abgeschnitten, zuweilen mit Bäumen bewachsen sind, und zahlreiche Kluften und Grotten darbieten. Es fiel uns auf, daß der Basalt auf vulkanischen Conglomeraten lagerte und an einigen Stellen eine Art Schichtung, senkrecht gegen die Axe der Säulen zeigte, welche aufrecht stehen, zwei bis drei Fuß im Durchmesser haben, feinkörnig und heller von Farbe, als die hessischen Basalte sind. Eine sechs Zoll dicke, meerschaumgelbe Bimssteinschicht wurde gleichfalls wahrgenommen. Am linken Ufer des Flusses erhebt sich steil mit beschneiten Gipfeln eine dicht bewaldete Kette der Cordillere, so daß selten das granitische oder grünsteinartige Gestein derselben zum Vorschein kommt. Viele Bäche fallen, gleich Silberfäden, in den eilenden Strom. Nach kurzem Wege gelangten wir an einen schönen Wasserfall, welchen der Fluß in mehreren Absätzen bildet, und etwas über eine Meile weiter hinauf zeigte sich vor unsern Blicken ein schöner Gebirgssee, der aus seinem südlichen Ende den Fluß entsendet. Von hohen Bergen, deren Gipfel meist bis in die Schneeregion reichen, gegen die heftige Wirkung der Winde geschützt, umkräuseln sanft Wellen eine kleine Insel in der Mitte und bespülen

einige Halbinseln. Das Wasser leuchtet so lebhaft grün zwischen den dunklen Wäldern, daß es eine Uebertreibung scheinen würde, wenn ein Maler so malte. Die Breite des See's von Norden nach Süden mag 1 bis $1^1/_2$ leguas betragen, seine östliche Erstreckung in das Gebirge war nicht genau abzusehen. Das westliche Ufer wird vom Fuße des Vulkans gebildet; der Strand war voll Treibholz von *Alerze*. Wir gaben dem See den Namen Esmeralda, Smaragd; dem Flusse wurde aber von uns kein Namen beigelegt, weil wir vermutheten, es möchte der Rio negro Patagoniens oder ein Zufluß desselben sein. Mir erscheint es jedoch jetzt wahrscheinlicher, daß er in die nordöstliche Ecke des Busens von *Reloncavi*, oder in den See *Naguelhuapi* mündet. Nach späteren Mittheilungen soll der See Esmeralda durch einen Bach mit einem andern unbekannten See weiter im Norden zusammenhängen. Hier kehrten wir um."

Meiner Ansicht nach ist der Herr Döll nach dem See Todo los Santos gerathen. Phil.

Zum Schluß lasse ich noch eine Annonce der Hamburger Börsenhalle (Abendzeitung) vom 7. März d. J. folgen, aus deren officiellem Berichte hervorgeht, daß die chilenische Regierung noch neuere Zugeständnisse den Einwanderern gewährt, die sich nicht in meinen Instruktionen befinden; ein Beweis, wie sehr die Regierung und das

Volk die Einwanderung der Deutschen nach jener Gegend begünstigt.

Deutsche Auswanderung nach Valdivia.

Der *Araucano*, ein in Santiago de Chile erscheinendes Blatt, enthält in seiner Nummer vom 3. Dec. v. J. Folgendes: „Wir publiciren heute eine Depesche des Gouverneurs der Kolonie Valdivia, um zu belegen, als wie weise sich die von der Regierung zur Unterstützung der deutschen Auswanderung nach jener Provinz ergriffenen Maßregeln erwiesen und wie sehr dieselben dazu beigetragen haben, den Muth der neuen Ankömmlinge durch frische Kraft und beste Hoffnung zu befestigen. Es ist erfreulich, daraus zu ersehen, wie herzlich und gastfrei die Einwohner Valdivia's unsere neuen Mitbürger aufgenommen haben, indem sie ihnen nicht allein in der Nähe der Stadt gelegene Ländereien zu ihren ersten Aussaaten, nebst den dazu gehörigen Ackerbaugeräthschaften und Vieh zu ihrer Verfügung stellten, sondern sie auch frei und offen, ohne irgend eine Vergütung, in ihre Häuser als Brüder aufnahmen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der ruhige Fleiß und die arbeitsame Beharrlichkeit unserer neuen Mitbürger alle die vielen Schätze und Reichthümer der fruchtbaren Provinz Valdivia zur Geltung bringen werden, die bisher nur aus Mangel an Arbeitskräften unverwerthet liegen blieben, wodurch sie sich eine sorgenfreie Zukunft in ihrem neuen Vaterlande schaffen werden und dadurch auch unserer Republik eine neue und bedeutende Stütze zu Theil werden wird."

Depesche des Gouverneurs von Valdivia, Sr. Don Vincente Perez, an Se. Excellenz den Minister des Innern in Santiago.

Valdivia, den 20. November 1850. Ew. Excellenz habe ich die Ehre, hiermit anzuzeigen, daß ich am 12. d. hier angekommen bin und es mir sofort zur Aufgabe gestellt habe, den theilweise geschwundenen Muth der bereits lange vor meiner Ankunft hier angekommenen deutschen Auswanderer von Neuem aufzurichten, und es freuet mich, Ew. Excellenz den günstigen Erfolg meiner Bemühungen berichten zu können. Die offene Weise, mit der ich die liberalen und freigiebigen Gesinnungen meiner Regierung darlegte, hat jede Niedergeschlagenheit verscheucht und dagegen Vertrauen und Enthusiasmus eingeflößt. Bald darauf ward mir die Ankunft der Hamburger Bark „Hermann", Capitän Simonsen, mit 85 deutschen Auswanderern gemeldet, und ich begab mich sofort nach dem Hafen, wo ich von den neu Angekommenen, die mit dem Zwecke meines Besuches bekannt waren, mit den Zeichen der lebhaftesten Zufriedenheit empfangen und mit Fragen überhäuft wurde. Ich verfügte, daß ihnen sogleich Erfrischungen verabfolgt würden, zeigte ihnen die für sie in Bereitschaft gehaltenen Wohnungen an und empfahl sie den Hafenbehörden auf das Dringendste. Einige Tage darauf bat mich eine Deputation von sechs Abgeordneten der Gesellschaft um eine Audienz, worin sie mir zuvörderst ihren tiefgefühlten Dank für die ihnen gewährte herzliche Aufnahme aussprachen und dann noch eine Reihe von Fragen vorlegten, welche ich in Uebereinstimmung mit

meinen Instruktionen so bestimmt wie möglich beantwortete. Ich erklärte ihnen: „daß sie durch Beobachtung der Gesetze der Republik chilenische Bürger würden und als solche bei den Wahlen nicht allein stimmberechtigt, sondern auch selbst wählbar seien; daß vollständige Religionsfreiheit herrsche, wie ihnen dies auch von den zahlreichen, in Chile ansässigen Fremden bestätigt werden würde; daß sie vorläufig von dem Bürgergardedienst befreit seien, daß sie aber auf ihren Wunsch gern darin aufgenommen werden würden; daß die Regierung bei Anlegung öffentlicher Wege sie nach besten Kräften unterstützen würde; daß die durch sie und ihre Agenten in Deutschland abgeschlossenen Kontrakte in Chile rechtskräftig seien; daß der Werth der Staatsländereien in der Provinz Valdivia zwischen 1 bis 3 Dollars pr. Cuadra variire; daß bei dem Ankauf von Privatländereien keine Staatsabgaben zu entrichten seien; daß man ihnen für die vom Fiskus gekauften Ländereien lange Zahlungstermine bewilligen und daß bei deren Nichteinhaltung ihnen nur eine mäßige Zinse angerechnet werden würde." Auf die Bemerkung eines der Abgeordneten, daß einige Tausend Familien im nächsten Jahre, auf ihre Berichte hin, wahrscheinlich nachfolgen würden, erklärte ich, daß die Regierung jene mit derselben Liberalität, wie sie, empfangen würde, und daß mehr wie hinlänglich Ländereien für sie zu kaufen vorhanden seien. Ich kann mich schließlich nicht des Vergnügens enthalten, Ew. Excellenz die Worte zu wiederholen, mit welchen die vollständig zufriedengestellte Deputation bei Aufhebung der Audienz von mir Abschied

nahm: „Wir werden uns bestreben, ehrenwerthe und fleißige Chilenen zu sein und unser neues Vaterland, indem wir uns den Reihen unserer Mitbürger anschließen, gegen jeden fremden Angriff mit der ganzen Entschlossenheit von Männern zu vertheidigen wissen. Niemals soll das Land, welches uns vertrauensvoll als Söhne aufnimmt, Grund haben, sein großmüthiges und menschenfreundliches Verfahren gegen uns zu bereuen."

Nachtrag.

Während des Druckes erschien in der Börsenhalle, Hamburgische Abendzeitung vom 26. März, Nr. 12,062, ein Brief aus Valdivia von dem ehemaligen Apotheker Anwandter aus Calau, bekannt als Mitglied der Nationalversammlung zu Berlin, der im Schiffe „Hermann" im November v. J. daselbst mit seiner Familie anlangte, aus welchem ich Folgendes entnehme: Brief des ehemaligen Apothekers Anwandter.

„Des Landes Klima ist außerordentlich schön, die Vegetation unglaublich üppig und der Aufenthalt so gesund, daß von Krankheiten durchaus nichts zu fürchten ist; eben so fehlt es durchaus an schädlichen und lästigen Thieren, weder Insekten, noch Raubthiere und Schlangen bedrohen uns. Die Einwohner sind so freundlicher und friedfertiger Natur, daß wir überall mit Freundlichkeit und Zuvorkommenheit behandelt werden. Die Regierung zeigt einen lobenswerthen Eifer in Unterstützung der deutschen Kolonisten und stellt für uns Ländereien unter so vortheil-

haften Bedingungen, daß ich glaube, Ursache zu den besten Hoffnungen für die Zukunft zu haben. Die Regierung stellt uns Ländereien zum Erwerb unter folgenden Bedingungen: sie verkauft die Cuadra (circa $6^1/_2$ Magdeburger Morgen) für den Preis von 6 Realen bis zum höchsten Satze von 3 Pesos per Cuadra; sie stundet diesen Kaufpreis bis auf 6 Jahre zinsfrei und nimmt an Zahlungs Statt Produkte für den ortsüblichen Preis an; sie gewährt den Kolonisten völlige Abgabenfreiheit auf 20 Jahre und legt ihnen volle bürgerliche und politische Rechte, gleich allen übrigen Staatsbürgern, bei, von dem Augenblick, wo die Kolonisten es wünschen. Sie hat einen eigenen höheren Beamten für die Kolonisation hierher gesandt, der unbeschränkte Vollmacht hat, den Kolonisten mit Rath und That beizustehen, für ihr Wohl zu sorgen. Das Alles verheißt uns eine glückliche Zukunft, wenn Muth und Ausdauer da sind und durch sie die ersten Schwierigkeiten überwunden sein werden.

Valdivia, im November 1850.

C. Anwandter."

Ueber Schiffsgelegenheiten.

Noch bleiben mir einige Bemerkungen über Schiffsgelegenheiten nach Chile resp. Valdivia zu machen übrig. Der Handel Deutschlands mit jener Republik ist so lebhaft, daß jährlich eine große Anzahl Schiffe von Holland, Bremen und Hamburg aus, die Fabrikate nach der West-

küste Amerika's führen und selten ein Monat verstreicht, wo nicht irgend ein Schiff dorthin abgeht. Diejenigen, denen daran liegt, im Verein mit einigen Freunden überzusiedeln und die nicht gezwungen sind, sehr ökonomisch zu verfahren, thun am besten, wenn sie sich den nöthigen Raum in einem mit Waaren beladenen Schiffe ausbedingen. Da alle Schiffe, die nach der Westküste von Amerika bestimmt sind, bei dem Hafen von Valdivia vorbei müssen, so geht gewiß gern ein jeder Rheder solchen Vertrag ein, wenn die Anzahl der Passagiere nicht gar zu gering ist, um die wenigen Unkosten des Landens und Ausschiffens zu vergüten. Bedeutend billiger wird es freilich sein, in einem Auswanderungsschiffe von Bremen oder Hamburg direkt dorthin abzugehen. Das sehr reiche Handelshaus Joh. Ces. Godeffroy & Sohn in Hamburg besitzt eine große Anzahl von neuen Schiffen, die nach jenen Gegenden gehen, um die Kupfererze zu ihrem Schmelzen nach Europa zu bringen, und daher im Stande sind, den Auswanderern billigere Bedingungen bei gleich guter Verproviantirung zu stellen, als es leicht ein anderes Haus thun könnte. Diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß sie bis jetzt fast ausschließlich die Auswanderung nach jener Gegend geführt haben und die Schreiben der Ausgewanderten haben sich sowohl über Behandlung wie Beköstigung sehr befriedigend ausgesprochen, welches letztere dem Hause um so leichter wird, da es eigene Schlachtereien zur Verproviantirung der Schiffe besitzt.

Bei Beginn dieses Jahres hatte dies Haus einen

Preis für die erwachsene Person im Zwischendeck von 70 Thlrn., incl. Kost, gestellt; jedoch bei dem Mangel an Schiffen steht eine Erhöhung dieses Preises in Aussicht. Kinder unter 9 Jahren kosten die Hälfte und solche unter einem Jahre sind frei. Die Passage in der ersten Kajüte beträgt 240 Thaler*).

*) Mit diesem Preise müssen ganz besondere Vortheile verknüpft sein, da der sonst gebräuchliche in der Kajüte für die Person nur 200 Thlr. Preuß. betrug.

KARTE

der

Provinz

VALDIVIA

Nach den statistischen Daten die sich bis jetzt haben sammeln lassen, und theilweisen Aufnahmen construirt

von

Bernardo E. Philippi
Ing. Major

1846.

74° 73° 72°

40° 41°

OCEAN

CHILE

ARGENTINA

Cordillera der Küste

Cordilleren

Hohe Schneeke

PROVINZ CHILOE

DEPARTEMENT VALDIVIA

DEPARTEMENT der UNION

DEPARTEMENT OSORNO

Subdelegacion San Jose

Subdelegacion der Animas

Subdelegacion Valdivia

Subdelegacion Ale-ale

Subdelegacion Arique

Subdelegacion Costa

Subdelegacion Cudico

Subdelegacion Daglipulli

Subdelegacion Traignen

Subdelegacion Rio Bueno

Subdelegacion Rahne

Subdelegacion Osorno

Subdeleg. Pilmaiquen

Subdelegacion Pilmaiquen

Tolten Fl.

Tolten Berge

Pitrasquen Bge

Dougnil Bge

Chingil B.

Villarica See / Volcan Villarica

Calafquen S.

Vul. Panguipulli

Panguehue o. Panguipulli S.

Vul. Rinihue

Rinihue See

Lleufucague Fl.

Von hier nach Norden beginnen die unabhängigen Indianer

Haf. Queule

Haf. Chanchan

Morro Bonifacio

Morro Gonzales

Fort Niebla

Fort u. Hafen v. Corral

Valdivia

Chayguin

Cap Galera

Mündung des Bueno Fl.

Bucht v. Milagro

Bucht v. Manzano

Bucht v. Guenuisca

Cap Quedal

C. Estaquillas

C. Purga S.

Cap Godoy

Bay u. Mündung v. Maullin

Maullin

Die Fargyones

I. Sebastiana

Carelmapu

Cap Huapacho

Canal v. Chacao

Bay v. Ancud

Ancud od. San Carlos

Golf von Ancud

Cudico

la Union

Rio Bueno

Osorno

Llanquihue See

Todos los Santos See

Naguelhuapi See

Puyehue See

Vul. Puyehue

Vul. Osorno o. Calbuco

Calbutue S.

Busen v. Reloncavi

Reloncavi

Ilihuinco B.

Pupunahue B.

Quechahue B.

Pullelle B.

Huillinco B.

Pilmaiquen

Callipulli

Moncopulli

Ranchuehue

Futumhue

Nontuela

Repulli

Mellileufu

Huiti u. Malo Bge.

Lamaco Bge.

Traignen

Trumao

Coyamuco

Caraquelu

Cocule

Huilma (Goldwasche)

Tres Esteros

Blanco Fl.

Crucero

Maipue

Toro

Canal

Palizones

Purga

Rio Frio

Bella vista

Las Quemas

Vautrunes

Astillero v. Maullin

Astillero v. Melipulli

Astillero v. Reloncavi

I. Tranglu

I. Mayten

I. Puluqui

Llanquihue See

Erklärungen.

Prov. Chiloë — Prov. Valdivia — Rep. Argentina.

Grenzen der Departemente — Grenzen der Subdelegacionen

Unabhängiges Territorium — Bewohnter Landstrich

Unbewohnte Wälder — Landesgrenzen — Grenzen der Provinzen

Bischofsitz — Hauptst. d. Provinz — Stadt — Flecken

Existirende Mission — Verlassene u. zerstörte Mission

Grosse Strasse — Strasse — Weg meiner Expeditionen

Hf. Hafen. B. Berg. Vul. Vulcan. C. Cap.

Astillero, Einschiffungspunkt der gespaltenen Alerzebretter

Die mehr o. minder dunklere Färbung des Violets deutet auf die grössere o. geringere Bevölkerung, die weiss gelassenen Stellen sind gänzlich unbewohnt.

1 / 1.200000 d.w.G.

5 10 15 Geog. Meilen

Pater Florian Pauke's

Reise

in die Missionen nach Paraquay,

und

Geschichte

der Missionen St. Xaver und St. Peter.

Ein Beytrag

zur

Geschichte der Jesuiten in Paraquay.

Aus der Handschrift Pauke's

herausgegeben

von

P. Johann Frast,

Cisterzienser des Stiftes Zwetl und Pfarrer zu Edelbach.

Wien 1829.

Bey Anton Edlem von Schmid,

k. k. privil. und n. ö. Landschafts-Buchdrucker und Buchhändler

Vorwort.

In der Handschriften-Sammlung des Stiftes Zwetl, befinden sich mit den Nummern 421 und 422 zwey Quartbände, mit der Aufschrift: „Hin und her, hin süße und vergnügt, her bitter und betrübt; das ist: Treu gegebene Nachricht durch einem im Jahre 1748 aus Europa in West-Amerika, nahmentlich in die Provinz Paraquay abreisenden, und im Jahre 1769 nach Europa zurückkehrenden Missionarium; in welcher er besonders seinen in der Provinz Gran Chaco, unter denen Indianen Mocobier, oder so genannten Guaycuru, achtzehnjärigen Aufenthalt, seine Arbeiten, benannter Indianer Heiden- und Christenthum,

Zurückreise in Europa, wie auch des Landes Witterung, Erdreich, Gewässer, Früchte, Wälder, Thiere, Vögel, Fische, kriechende und flügende Ungeziefer, sammt anderen fremden und artigen Beschaffenheiten erzählet, mit verschiedenen Kupfern untermenget, in sechs Theile zergliedert." Beyde Bände haben zusammen 1046 Seiten.

Pauke war ein Hausfreund des Stiftes Zwetl; er gab seine Handschrift dem P. Plazidus Assem, Prior zu Zwetl, der sie mit vielem Fleiße, niedlich abschrieb. Pauke durchlas diese Abschrift, und verbesserte einiges eigenhändig. Darum nenne ich diese Abschrift, gewissermassen, Pauke's Handschrift. Im Titel wird von Kupfern Meldung gemacht. Pauke lieferte aber nur seine illuminirten Handzeichnungen, die theils den zwey Bänden beygebunden sind, theils, nebst einigen Kleinigkeiten, wie z. B., eine Fischgräthe, mit der die Mokobier zur Ader zu lassen pflegten, in der Bibliothek des Stiftes Zwetl aufbehalten werden. Weil Pauke sein Werk für den Druck bestimmt hatte, und die Zeichnungen stechen

las-

lassen wollte, sprach er auf dem Titelblatte von Kupfern. Er suchte vergebens einen Verleger, und erhielt überall die niederschlagende Antwort, seine Arbeit könne man darum nicht der Lesewelt übergeben, weil sie vieles enthalte, was ohnehin schon bekannt sey, und weil sein Vortrag zu gedehnt, zu wiederhohlend wäre.

Ich fand dieses Urtheil nicht ungegründet, und nahm mir vor, von seinem Werke alles auszulassen, was die Naturgeschichte des Schauplatzes seines Wirkens betrifft, weil dieser nichts anderes darbiethet, als was man in den häufig über Paraquay erschienenen Darstellungen zur Genüge findet. Ich wollte nur das liefern, was Pauke that, und was die Geschichte seiner Mission und seiner Person angeht. Ich behielt seine Ordnung auf das genauste bey, erlaubte mir keine Zusätze, stellte nichts anders dar, als was und wie er es that. Nur das zu Weitläufige zog ich zusammen, die veraltete Sprache, wenn ich mich dieses Ausdruckes bedienen darf, übersetzte ich in unsere gegenwärtige.

Pauke

Pauke war, in einem mir unbekannten Jahre, in jenem Theile Schlesiens geboren, der, während er schon Jesuit war, preußisch wurde. Nach eilfjährigen Bitten bekam er 1748 von dem Obern seines Ordens die Erlaubniß, nach Amerika reisen zu dürfen. Noch war er nicht Priester, erst im dritten Jahre Theolog. Er ist also wahrscheinlich sehr jung in den Orden getreten, er nennt sich selbst, als er nach Indien verlangte, einen jungen Mann, und gleich nach seinem Eintritte in die Gesellschaft Jesu kann er doch noch nicht den Wunsch nach Paraquay zu gehen, den Obern vorgetragen haben. Seine fernern Schicksale erzählet er im Werke selbst, bis zu den Zeitpunkt, in dem er, nach Vertreibung der Jesuiten aus Amerika, nach Eger kam. In der Folge lebte er zu Neuhaus in Böhmen, besuchte mehrmahl seine Freunde zu Zwetl, und machte diesem Stifte mit seinen Zeichnungen ein Geschenk. Ob seine eigene Handschrift noch irgendwo zu finden, oder ob sie nach der genommenen, von ihm durchsehenen Abschrift, durch einen unglücklichen Zufall zu Grunde

gegangen, kann ich nicht angeben, so wenig als den Ort und die Zeit seines Todes.

Dobrizhoffer, in der Geschichte der Abiponer in Paraquay, aus dem Latein übersetzt von Kreill, sagt im 3. Theile Seite 136, von unserem Florian Pauke, daß er die Mokobier in der Musik unterrichtet habe, und nicht bloß ein geschickter Geiger, sondern auch ein „stattlicher Componist" gewesen sey. Er erzählt, daß er mit seinen Leuten bald in Buenos-Ayres, bald in St. Fe große Musiken aufgeführt habe. Als Dobrizhoffer von St. Xaver zu den Abiponern gesendet wurde, löste ihn Pauke zu St. Xaver ab, durch den die zweyte Kolonie der Mokobier zu St. Peter und Paul den Anfang nahm. So viel aus dem angeführten Buche.

Ueber Pauke's Aufopferungen als Missionär, über sein, und der Jesuiten Wirken in Paraquay, sage ich nichts. Seine Erzählungen sollen darüber sprechen. Wenn Johann von Müller in den 24 Büchern allgemeiner Geschichten, von den Jesuiten in Spanien und

Ame-

Amerika sagt, daß sie voll Enthusiasm und Staatskunst waren, so gilt dieß in so weit auch den P. Pauke, als man an ihm brennenden Eifer von umsichtiger Klugheit geleitet, nicht verkennen kann.

Edelbach den 16. März 1828.

Der Herausgeber.

Nach eilfjährigen Ansuchen, kam vom Ordens-Generale zu Rom endlich 1748 die Erlaubniß, daß ich als Missionär in fremde Länder ziehen dürfe. Vorerst wurde mir Paraquay zum Wirkungskreise angewiesen. Mein Herz war voll Freude, süße Thränen entperlten meinem Auge, ich konnte keinen Gedanken an die Beschwerden der Reise, an das Ungewohnte der Meeresfarth, an die Gefahren des Todes, oder schmachvolle Marter fassen. Ich hatte nur ein Verlangen, das, schnell abreisen zu können. Mein Wunsch wurde erfüllt. Obwohl ich erst im dritten Jahre Theologie hörte, wurde ich den achten Jänner von Olmütz abgesandt, um den sechzehnten zu Brünn von dem Kardinale von Trovern zum Priester geweiht zu werden. Noch am Tage meiner ersten heiligen Messe reisete ich um vier Uhr nach Mittag ab, und kam den eilften Hornung, in Begleitung eines andern Jesuiten, zu Livorno an. Das für uns bestimmte Schiff war schon ausgelaufen, doch fanden wir bald ein schwedisches Handelsschiff, das Korn nach Lisabon führte, und uns aufnahm. Der Kapitain mit dreyzehn Matrosen machte die Bemannung aus. Wir waren sieben Jesuiten, und hatten noch vier Franziskaner und fünf weltliche Herren zu Reisegefährten.

Den fünfzehnten Hornung, um drey Uhr des Morgens, hoben wir die Anker und gaben uns den Wellen hin; den siebzehnten sahen wir Sardinien und Korsika, den folgenden Tag ein englisches Schiff, das Jagd auf uns machte, aber wieder den Lauf änderte, da es die schwedische Flagge bemerkte. Nun verließ uns glückliches Wetter, Regen nöthigte uns das Verdeck

zu verlassen, widrige Winde hemmten unsere Fahrt, bewegten stürmisch die See, und erzeugten bey den meisten meiner Gefährten Uebelbefinden. Die Noth vergrößerte sich, ein Ungewitter erhöhte die Angst, ich und ein anderer Ordensgenosse wollten die Herzhaften spielen, ergriffen unsere Violinen, legten sie aber bald weg, als Sturmgeheul und Donnerschläge den erzwungenen Scheinmuth vertrieben. Das Eindringen der empörten Wellen, das Krachen beschädigter Balken, die kummervolle Miene des Kapitäns, der bekannte, in seinem ganzen Leben kein so ungestümes Gewitter erfahren zu haben, waren Scenen des Schreckens, die ganze Nacht durch dauernd. Der kommende Morgen beruhigte uns nur in so ferne, als wir nun sahen, daß kein festes Land in der Nähe sey, an das uns der noch immer ungebändigte Wind hätte werfen können, sonst waren wir noch immer in der kläglichsten Lage, und verharrten mehrere Tage in banger Sorge. Das Meer spiegelte endlich wieder, die Winde waren ruhig und brachten doch neues Ungemach, einen holländischen Kaper in die Nähe, der sich eiligst entfernte, als er bemerkte, wir wären ihm überlegen.

Den fünften März wollten wir, Ruhe suchend, in den Hafen von Malaga einlaufen, widriger Wind zerstörte unsere Hoffnung, warf unser Schiff in die hohe See zurück, und trieb sein tückisches Spiel mit uns, bis den vierzehnten dieses Monathes, an dem wir, um fünf Uhr Abends, im Hafen die Anker in der Tiefe von sechzehn Klaftern warfen.

Alsogleich nahte sich eine Barke mit sechs Personen, welche im Nahmen des Stadthalters den Grund unserer Ankunft erforschten. Mit Freude vernahmen wir, daß hier ein Kollegium der Jesuiten sey, und bathen unsere Gegenwart dem Vorsteher des Hauses indeß zu melden, weil keinem Reisenden gestattet war,

ohne

ohne früherer Untersuchung des Gesundheits-Zustandes das Schiff zu verlassen. Fünf Aerzte betraten unser Fahrzeug, wir Alle mußten einzeln vor ihnen vorbeygehen, sie prüften unser Aussehen und erklärten uns, daß wir gesund seyen, und die Stadt besuchen dürften. Während sie sich mit Artigkeit entfernten, ruderte eine von den Jesuiten abgeschickte Barke heran, um uns in die Mitte der Ordensbrüder zu bringen. Der Kapitän mahnte uns, nicht lange entfernt zu bleiben, weil er, sobald der Wind günstig seyn würde, die Anker lichten wolle.

Mit einem Gefühle, das ich zu beschreiben nicht im Stande bin, betraten wir die Stadt. Die Leute versammelten sich um uns, küßten das Kreuz, das jeder von uns an der Seite hängen hatte, und begleiteten uns in das Kollegium, in dem uns die Jesuiten zärtlich empfiengen. Es war schon zwölf vorbey, doch weil wir so lange Zeit keine heilige Messe gelesen hatten, traten wir zu den Altar, und brachten Gott unser Dankopfer, wegen glücklicher Landung dar. Dann gingen wir zu Tische, und erst am Abende kehrten wir in das Schiff zurück, begleitet von einer Barke, die mit Lebensmitteln durch die Freygebigkeit unserer Brüder, gefüllt war. Wir verehrten Einiges davon unserm wackern Kapitän, und fuhren täglich des Morgens in die Stadt bis den zwey und zwanzigsten März.

Der Hafen ist ein Werk der Kunst, klein, für zwanzig Handelsschiffe hinreichend; größere, wie das unsere, müssen drey oder vierhundert Schritte vor dem Hafen ankern. Der Hafen, der fleißig vom Schlamme gereinigt wird, ist von einer Mauer umschlossen, die auf Steinklippen ruht, und einen Leuchtthurm hat. Gleich an den Hafen, blickt ein altes maurisches Castell von einem Felsenblocke in das Meer. Die Stadt ist klein, hat keine hohen Gebäude, und sonnenverbrannte

Bewohner. Der hiesige Bischof ist ein edler Hirte, täglich sahen wir in seinem Hause über hundert Arme, welchen er Geschenke reichen ließ. Die Domkirche ist groß und prächtig, an der Aussenseite wurde noch gearbeitet, ein Gesimse von schönem Marmor umgibt sie. Die Kirche der Jesuiten ist rund, und ringsherum mit Chören versehen.

Es war eben die Faste, in der in ganz Spanien alle Mittwoch und Freytage eine halbstündige Predigt gehalten wird, die sie Exemplo nennen. Am Sonntage wird Nachmittag durch eine Stunde gepredigt, und zwar über eine biblische Geschichte; so hörte ich einen Priester die Geschichte Mosis in alle Sonntage der Faste eintheilen. Die Frauenzimmer verlassen nach den Predigten an dem Mittwoche und dem Freytage die Kirche, dann wird sie geschlossen, die Vorhänge werden vor die Fenster gezogen. Der Psalm: „Erbarme dich meiner" mit musikalischer Begleitung abgesungen, fordert die Männer auf, sich zu geißeln.

Den ein und zwanzigsten März störte uns ein Kanonenschuß beym Mittagsmahle, durch den unser Schiffsbefehlshaber uns meldete, es sey nun Zeit, und günstiger Wind, das Land zu verlassen, und den Weg der Fluthen nach Lissabon einzuschlagen. Wir beeilten uns, fuhren in einer Barke an das Schiff und augenblicklich sagte ein dritter Schuß dem wirthlichen Malaga Lebewohl, und wir befanden uns den folgenden Morgen bey der Meerenge von Gibraltar. Die Gränzen zweyer Welttheile sind hier durch eine Wasserfläche von zwey spanischen Meilen geschieden, die in Felsenmauern eingezwängt ist. Rechts gähnten uns die Kanonenschlünde Gibraltars, links zog unser Auge Ceuta mit seiner orientalischen Bauart an. Unsere Hoffnung, glücklich durch die Meerenge zu kommen, wurde vernichtet, wi-

dri-

driger Wind brachte uns den acht und zwanzigsten desselben Monathes nach Malaga zurück.

Wir hatten zu Livorno von dem Pater Procurator den Befehl erhalten, sobald als möglich ihm nach Lissabon zu folgen, als er einige Tage vor uns dahin abging. Nun hatten wir schon so viele Tage verloren, und nicht mehr den Muth uns einer unsichern Fahrt auf dem Meere anzuvertrauen, deßwegen entschloßen wir uns, zu Lande abzureisen. Schwer trennte sich der Kapitain von uns, der uns, obwohl er ein Ketzer war, sehr liebte.

Den ein und dreyßigsten März bestieg ich und vier meiner Mitbrüder die Pferde. Zwey fuhren, des Reitens unkundig, in einem Wagen über das flache Land, wir fünf eilten über die schneebeladenen Gebirge Andalusiens unserer Bestimmung zu, von einem Weltgeistlichen geführt, der uns zugleich als Dolmetsch diente. Zu Malaga sahen wir ihn im geistlichen Kleide, nun zeigte er sich uns in einem kurzen Rocke, braunen Mantel und einem Säbel an der Seite, vermuthlich hatte er nur die kleineren Weihen. Er brachte uns Nachts in ein kleines Städtchen, und kaum wurde bekannt, daß fremde Geistliche angekommen, als auch die Vornehmeren und Ordensmänner uns durch freundlichen Besuch ihre Theilnahme zeigten. Hätten wir uns einen Tag hier aufgehalten, so würden wir durch die höfliche Gewohnheit dieses Landes genöthiget worden seyn, einen Gegenbesuch zu machen. Ihre Aufmerksamkeit hinderte uns an dem Genusse des frugalen Abendmahles und der Ruhe. Man pflegt sich hier in der Faste Abends nichts anders zu gestatten, als einige gekochte Kräuter, oder Bohnen mit warmen Essig und Oehl begossen, am Weine aber fehlt es nicht. Unsere weitere Reise brachte uns auf hohe Berge, die eine ergötzende Aussicht auf das Meer gewährten, oder durch die schön geordneten Oli-

ven-

venbäume erquickten. Bald kamen wir in die schöne Ebene, in der uns Lavendel und andere Kräuter entgegen dufteten, und der als hohe Staude prangende Rosmarin Gerten zur Aufmunterung unsrer Pferde lieferte. Manchmahl mußten wir am Gestade des Meeres auf Muscheln reiten, die mich durch Pracht der Formen und Farben zur Bewunderung zwangen.

In einem ganz einsam gelegenen Landhause eines abwesenden Edelmannes nahmen wir das Mittagmahl. Die Nähe der See ließ uns Fische hoffen; doch vergebens, wir erhielten um viel Geld nur wenig Sterz aus Semmeln. Gegen Abend erreichten wir die Stadt Bornos. Ein Bußumgang begegnete uns darin. Einige der Büßer hatten eine Dornenkrone auf dem Haupte, andere einen Strick um den Hals, andere hatten die Füsse gefesselt, andere ließen sich von ihren Bedienten führen und hatten einen Pferdezaum in dem Munde. Wir suchten eine Herberge, fanden eine schlechte, mit gleicher Kost, wie am Mittage. Nach der h. Messe bediente uns ein adeliger Spanier mit einem Frühstücke, dann ritten wir in eine kleine Stadt, in der uns ein Wirth gegen starke Bezahlung einen Fisch gab, dessen Zubereitung mit Wasser, Salz, Zwiebeln, Oehl und Pfeffer, uns nicht behagte. Noch trauriger fiel die Bewirthung des Nachts aus, der Richter eines Dorfes brachte uns Salat in seine Scheuer, in der wir auch schlafen mußten. Frühe lasen wir in der kleinen Kirche, die wie alle in den Dörfern sehr finster war, die h. Messe. Ich bemerkte, daß sich die Spanier in ihren Gotteshäusern sehr ungleich betragen. Einige stehen nur immer mit gekreuzten Händen in stiller Betrachtung, andere nehmen den Rosenkranz, den sie stets um den Hals hängend tragen, in der Kirche in die Hand. Einige nehmen auch hier die mit Spitzen umnähte linnene Haube, die sie unter dem Hute tragen, nicht ab, selbst bey der

h.

h. Messe nicht, indeß andere ihr sonst geflochtenes Haar auflösen und fliegen lassen, besonders wenn sie beichten wollen. Welche die Haare in seidene Netze schlagen, nehmen diese selbst bey der Wandlung nicht ab.

Die folgende Nacht traf uns in der nett gebauten Stadt St. Lukas am Ufer des Meeres, mit einem Hafen, mehreren Klöstern und einem Kollegium der Jesuiten, wie wir leider zu spät erfuhren. Hier fließt der Quadalquivir dem Meere zu. Wir blieben, weil wir den folgenden Tag über ihn setzen mußten, an seinen Ufern, bestiegen Morgens mit unseren Pferden ein breites niederes Schiff und ruderten ganz sanft an das jenseitige Land. Zu Xeres de la Frontera, einer hübschen Stadt, von vielen Adeligen bewohnt, hielten wir auf einer steinernen Brücke Mittag, genossen Käse, weisses Brot und trefflichen Wein, und eilten durch viele Oliven-Gärten nach Puerto St. Maria. Ein grosses Gebäude, die Herberge der Missionäre, nahm uns freundlich auf. Vier Jesuiten unter ihrem Vorsteher lebten hier. Er war ein alter Mann von spanischer Abkunft, aber zu Quito in Amerika geboren. Noch immer hieng er mit Liebe an seinem Vaterlande, und freute sich, als Leiter eines Hauses leben zu können, das Männer aufzunehmen hatte, die in seine unvergeßliche Heimath pilgerten. Vier Tage weilten wir hier, Zeit genug, um einige Bemerkungen zu machen.

Puerto St. Maria ist eine von den größeren und schöneren Städten Andalusiens, dem berühmten Kadiz gegenüber, durch den Hafen von diesem Sitze des Handels getrennt. Mitten zwischen diesen zwey Städten werfen oft mehr als dreyhundert Schiffe Anker. Ich war so glücklich von den Fenstern unserer Herberge, diesen so herrlichen Anblick zu genießen. Täglich sah ich Schiffe aus- und einlaufen. Jedes, besonders spanische, muß durch einen Kanonenschuß einen Wegweiser ho-

begehren, den man Praktikus heißt. Dieser begibt sich alsogleich zu den Ankömmling, besteigt das Verdeck, stellt sich zur Magnetnadel, befiehlt den Matrosen, als wäre er Kapitain, und steuert das Schiff in den Hafen. Ist er unglücklich, so haftet er für den Schaden, ist er glücklich, erwartet ihn guter Lohn. Dieß geschieht wegen den unter der Oberfläche des Wassers befindlichen Felsen, Punta de Diamante, der des Weges Unkundigen die Einfahrt sehr gefährlich macht. Auch zur Seite der Stadt Puerto St. Maria ist dieser Hafen nicht ohne Vorsicht zu befahren, wegen dem Sande, auf dem Schiffe stranden, wie ich selbst sah. An der Spitze einer Reihe Felsen ist bey Kadiz ein hoher Leuchtthurm, der durch sein Licht die Segler mahnet, sich des Nachts nicht zu sehr zu nahen. Auch außer dem Hafen sind ankermäßige Plätze, wie Arenas gordas, und Alas puerkas, an dem sich sechs französische Kriegsschiffe befanden, um zu lauern, ob kein Engländer oder Holländer aus dem Hafen laufen würde, um ihn dann im hohen Meere zu verfolgen; weil diese Mächte sich damahl bekriegten. Nach einigem Warten liefen sie in den Hafen ein, majestätisch durchschnitten sie mit gespannten Segeln und weißer fliegenden Flagge die Wogen, und ihre Kanonen donnerten der Stadt ihren Gruß zu, der mit gleicher Sprache der Feuerschlünde erwiedert wurde.

Unvermuthet wurden wir ermahnt unsere Weiterreise anzutreten. Große Gebirge mußten wir erglimmen, und je näher wir Portugal kamen, desto schlechter war die Bewirthung. Die Leute waren nicht so freundlich, wie die Spanier, sie sahen uns schon darum scheel an, weil wir von Spaniern begleitet wurden, und für eine spanische Mission bestimmt waren, denn die Portugiesen lieben ihre Nachbarn so, wie der Habicht die Lerche, und sehen sie einen Einzelnen, so muß er auf Spott

und

und Schmach gefaßt seyn. Nach manchen Beschwerden sahen wir die Stadt Miranda, suchten das Gasthaus, konnten es aber nicht finden, weil der Schwarm der uns umgebenden Portugiesen uns bald da bald dorthin schickte, bis man des Spaßes müde uns das rechte Haus zeigte, in dem man uns sehr kalt aufnahm. Während wir abgemattet Ruhe suchten, und unsere zwey Knechte die wenigen Habseligkeiten in das Zimmer trugen, stutzte die vor dem Hause lachende Menge unseren Pferden die Schweife. Die zwey Spanier, welchen die so Gestümmelten gehörten, durften es nicht wagen, viel darüber zu sagen, sie hätten sich sonst nur argen Mißhandlungen ausgesetzt, oder gar ihr Leben gefährdet, denn diese beyden Nationen gehen gleich mit dem Messer auf einander los, und machen sich wenig daraus einen Mord zu begehen, besonders die Portugiesen, bey welchen es Sitte ist, mit entblößten Degen unter dem Mantel, spazieren zu gehen. Wir gelangten nach vielen Mühseligkeiten zur Stadt Almeida, Lissabon gegenüber, durch den Fluß Tajo von ihr getrennt. Mit Vergnügen sahen wir die Königsstadt von Ferne, mit sieben Bergen prangend; hielten eine wahrhaft kostbare Tafel, denn wir zehn Personen zahlten für eine Suppe, dreyßig Eyer, eine Schüssel Fische, und etwas über zwey Maß Wein, drey und zwanzig harte Thaler, bestiegen dann eine Barke, und waren in einer halben Stunde am Ziele unserer europäischen Bestimmung.

Es war eben Ostersamstag, man hatte schon Musik. Das erste, was wir sahen, war ein einfacher langweiliger Tanz in Begleitung einer Quitare, einer kleinen Trommel, und eines Dudelsackes; die Tänzer schlugen den Takt mit einer hölzernen, mitten von einander geschnittenen Feige, die sie am Mittelfinger hangen hatten. Durch dieses Schauspiel am Landungs-

platze wenig ergetzt, fragten wir um das Kollegium der Jesuiten, in lateinischer Sprache. Niemand verstand uns. Unser Führer erkundigte sich in spanischer Sprache, ein schallendes Gelächter war die Antwort. Endlich fanden wir einen hier lebenden armen Gallizer, der uns für Geld und gute Worte den Weg zeigte. Wir hatten weit zu gehen, ein Haufe Portugiesen begleitete uns bis zur Porte des Kollegiums, in dem uns unser Pater Prokurator mit allen nach Amerika bestimmten Missionären mit lebhafter Freude empfieng.

Den andern Morgen begrüßten uns die portugiesischen Jesuiten, sie waren sehr ernst, ich vergaß auch unter ihnen meine deutsche Freundlichkeit nicht. Wir blieben hier vom zwölften Aprill bis den siebzehnten September. Angenehm ward ich den vierzehnten Tag meines Hierseyns durch den Kapitain des schwedischen Schiffes überrascht, mit dem wir von Livorno abgegangen waren. Er umarmte mich unversehens auf der Strasse, und erzählte mir sein trauriges Schicksal. Ein englisches Schiff trieb ihn auf, und da sein Schiff mit Korn beladen war, wurde er in der Meinung, er liefere dem Feinde Lebensmittel, gefangen in den Hafen von Lissabon gebracht. Unsere Koffer waren also auch in den Händen des englischen Schiffes, wir erhielten sie aber bald wieder, wie der Schwede sein Eigenthum, durch die Königinn Anna von Portugal, einer Schwester des verstorbenen Kaisers Karl VI., welcher unser Prokurator das Unglück des schwedischen Schiffes berichtet hatte.

Den Hafen macht der Tajo, der eine Stunde vor der Stadt sich dem Meere beymischt. Den Eingang des Hafens bewachen zwey Kastelle. Gegen Almeida hat der Tajo eine Insel, die meist von Juden bewohnt ist, die als Kennzeichen, grüne Hüte tragen müßen, in Lissabon selbst dürfen sie nicht wohnen. Wochentlich wird man durch einen gedruckten Zettel mit der Zahl der

Schiffe

Schiffe im Hafen, ihrer Ankunft, Ladung, Abfahrt, woher sie kommen, wohin sie gehen, bekannt. Kein Schiff darf ohne Erlaubniß ausladen, keines ohne Wächter einladen, die zu besorgen haben, daß nichts Unrechtes an Bord komme, was aber nicht immer glücklich verhindert wird. Diebe und Mörder wissen oft durch Hülfe der Seeleute zu entwischen.

Die Stadt umfasset sieben Berge, die bewohnt sind, sie ist offen ohne Mauer, hat zwey große Hauptplätze, einen in der Mitte, den andern bey der königlichen Burg. Verschiedene Orden haben hier Klöster, die Jesuiten vier Kollegien: zu St. Anton, St. Rochus, welches das Profeßhaus, zu Kottovia, in dem das Noviziat ist, und am Ende der Stadt, von den Portugiesen de los Apostolos genannt, weil es für die Missionäre gebaut wurde. In Kottovia baute man dem h. Franz Xaver zur Ehre eine Kapelle, Jaspis und Lapis lazuli mit seinen Goldadern bedeckte die Wände, den Altar hohlte man, auf königliche Kosten, aus Italien. Lissabon ist der Sitz eines Patriarchen, man vollendete gerade seinen prächtigen Pallast, einige Zimmer waren mit niederländischen Tapeten überzogen, welche die Schlacht Konstantin des Großen gegen den Maxentius vorstellte. Täuschend war diese Arbeit, man glaubte ein Gemählde einer kunstgeübten Hand zu sehen. An dieses Prachtgebäude stößt die königliche Burg, neben welcher sich die Patriarchal-Kirche befindet, die zugleich die Hofkapelle ist! Sie ist mehr reich, als schön. Der König läßt hier den Gottesdienst so halten, wie man ihn zu Rom in der Peterskirche feyert. Den Platz der Kardinäle zu Rom, nehmen hier Adelige ein, die jenen ähnlich gekleidet, und vom Könige bestiftet sind; dann stehen diesen noch andere Herren bey, die violete seidene Kleider tragen. Ich wohnte der Vesper, von dem Patriarchen, einem ehrwürdigen Herrn, gehalten, bey.

Italiäner sangen, von der Orgel begleitet. An beyden Seiten der vorderen Kirche saßen die erwähnten Stellvertreter der römischen Geistlichkeit. Der König befand sich auf dem Chore hinter Gittern. Hier hält er sich den ganzen Vormittag ebenfalls auf, denn er hat sich der Regierungs-Geschäfte entschlagen, die er durch die erhabene Königinn Anna führen läßt, einer Frau, die durch Tugend und Frömmigkeit zeigt, welchem Hause sie entsprossen sey. Sie ist allgeliebt, eine Mutter der Armen. Ich sah sie mehrmahl in die Kirche fahren, und an ihres Wagens Seiten Almosengeber, die reichlich austheilten. Der Mission der Jesuiten ist sie besonders geneigt.

Wir deutschen Jesuiten wurden öfter an ihren Hof gerufen, sie unterhielt sich mit jedem aus uns über seine persönlichen Verhältnisse. Sichtlich war ihr erhöhtes Vergnügen, wenn sie vernahm, daß einer oder der andere ein Unterthan Oesterreichs sey. Sie stand oft über eine Stunde mit uns sprechend, bey ihrem Sessel, und verweigerte uns die Gnade, ihre Hand zu küssen mit den Worten: Liebste Priester! Andere schätzen sich es zur Gnade meine Hand küssen zu dürfen, aber einem Priester, glaube ich, wird dadurch wenig Gnade erwiesen.

Der alte kränkliche König ließ sich nie sehen. Sein Spaziergang ist aus seinem Kabinette in seine Kapelle; nur am Nahmensfeste der Königinn ließ er sich förmlich ankleiden, steckte seine Finger voll Ringe, ging in das Zimmer der Königinn, rüttelte die Ringe auf ihren Tisch und sprach: viel Glück, und entfernte sich. Seinem Beichtvater, einem Jesuiten aus dem Kollegium St. Anton, ließ er ein besonderes Haus bauen.

Die königliche Burg ist von außen nicht besonders, nur gegen den Platz hat sie drey Stockwerke, sonst zwey. Von innen sind die Zimmer mit Sammt überzogen

zogen, und mit den feinsten goldenen und silbernen Borten umziert. In der Mitte ist eine Rundelle, in welcher der König sein Kabinett hat.

Sehr merkwürdig ist die Wasserleitung, die fünf spanische Meilen weit über die höchsten Felsen und tiefsten Thäler in die Stadt geführt wird. Ein wahrhaft königliches Werk. Man geht bis zum Ursprunge des Wassers durch ein fünf Meilen langes Gewölbe, das durch, in geringen Entfernungen, angebrachte Kuppeln, hinlänglich Licht bekömmt. Hin und wieder sind Thüren angebracht, um, wenn es beliebt, auch im Freyen, auf den zu beyden Seiten des Gewölbes laufenden breiten Weg wandeln zu können. Im Innern des giganten Mauerwerkes sind doppelte, aus Stein gehauene Kanäle, durch die das Wasser rauscht. Ich habe die Quelle besucht, die auf diese Art in ein großes Wasserbecken aus Quadern, gebracht, Lissabon erquickt. Hier wird dann die errungene Beute in halb eimerige Fässer geschöpft, auf Maulthiere geladen, und in der Stadt an seine Bestimmung gebracht.

Schon waren drey Monathe vergangen, und noch immer lichtete die brasilianische Flotte, mit der wir abgehen sollten, die Ancker nicht. Wir übten uns indeß in der spanischen und portugisischen Sprache, besuchten den Beichtvater der Königinn, einen Jesuiten, der mit noch einem andern Priester dieses Ordens, und Laienbruder (alle drey aus der österreichischen Provinz) in einer abgesonderten Wohnung außer dem Kollegium zu Kottovia lebte. Hier speisten wir oft auf deutsche Art, da uns die portugisische gar nicht mundete. Manchmahl besuchten wir auch die deutschen Karmeliten, die ihr kleines Kloster an dem Meerhafen hatten. Sie wurden von der noch lebenden Königinn Anna gestiftet, die ihnen eine niedliche runde Kirche baute, und zur Ehre des heiligen Johann von Nepomuk weihen ließ. Diese

geist-

geistliche Gemeinde bestand nur aus sechs Personen, alle aus der österreichischen Provinz, und hatte auf der Reise viel zu dulden. Im mittelländischen Meere wurden sie von den Barbaresken gefangen, und nach den Raubstaaten gebracht, einige wurden in der Hitze des Streites verwundet. In der beständigen Angst, ermordet zu werden, war es für sie noch Trost, nur der Kleidung beraubt, zum Kaufe ausgebothen zu werden. Ihre Herren waren nicht grausam, mehrmahl zwar wurden sie in drey Jahren verhandelt, aber endlich auch durch die Güte der Königinn Anna losgekauft. Ein Engländer hatte dazu den Auftrag, der sie auch glücklich nach Lissabon brachte, wo sie die Königinn mit Thränen im Auge empfieng, und bedauerte, daß sie, ihrem Rufe folgend, solch Ungemach erdulden mußten. Sie dankten, und nun leben sie vergnügt unter dem Schutze ihrer Retterinn.

Wir hatten indeß das Fest des Frohnleichnames erlebt, und freuten uns nicht umsonst, Zeuge zu seyn, mit welcher Pracht man den üblichen Umgang hielt. Wir gingen mit Chorröcken angethan, zur königlichen Kapelle, alle Orden waren schon versammelt, und eine unübersehbare Menge Menschen erwartete den Anfang des Zuges. Von der königlichen Kapelle aus wurde der Weg durch die vorzüglichsten Strassen genommen. Die Altäre standen nicht, wie in unserem Lande, bey den Häusern, sondern es waren vier Kirchen bestimmt, durch welche man schritt, und einen Altar besuchte. Obwohl wir einen bedeutend langen Weg machten, waren wir schon wieder zur königlichen Kapelle zurück gekehrt, und das Hochwürdigste war noch nicht herausgetragen. Ich sah da noch die Geistlichkeit im Chorrocke, und Meßkleidern, dieser folgten im violeten Talare jene, die vom Könige zur Haltung des Gottesdienstes nach dem Gebrauche am päpstlichen Hofe, gestiftet waren;

nach ihnen gingen die Edlen, die die Stelle der Kardinäle vertreten sollen. Sie waren roth gekleidet. Diesen traten vier und zwanzig Geistliche mit Dalmatiken und zwölf mit Vespermänteln nach, in der Hand den bischöflichen Hirtenstab, die Inful daneben getragen. Der Patriarch schloß sich an sie an. Er trug das Hochwürdigste unter einem sehr reichen Baldachine, welchen die zwey Söhne, und die zwey Brüder des Königs trugen. Dem Thronhimmel reihten sich die Minister, die Hofleute, die Ritterorden in ihrem Costüme, der Adel und die Bürger an. Den Schluß machte ein ganzes Regiment Infanterie. Ein Regiment Reiterey war auf dem großen Platze aufgestellt. Bey jedem Altare feuerte die Infanterie ab, die Reiter antworteten aus ihren Gewehren, die Kanonen der Citadelle und der Schiffe im Hafen donnerten dazu. Ueber die Strassen waren von einem Dache zum andern linnene Tücher gezogen, damit man von der Sonne geschützt, gehen konnte. Der mit Brettern bedeckte Weg, war mit Tapeten überzogen, mit Blumen bestreut. Die Häuser waren mit Tapeten von Gold und Silberstoff, oder Seide so behängt, daß man von den Mauern nichts erblickte. Es war an diesem Tage ein ungeheurer Reichthum zur Schau gelegt. Am Sonntage nach diesem Feste, wurden wir 56 Missionäre zur Procession in das Kollegium Kottovia geladen, fanden auch hier die Prinzen den Himmel tragen, und ungemeine Pracht, und mehrere hundert Jesuiten aus allen Kollegien. Am Tage der Oktave des Frohnleichnamsfestes begleiteten wir den Umgang im Kollegium zu St. Rochus, und speisten dort. Eine Menge, meist süsse Speisen wurden aufgetischt, besonders Zuckerbäckerey und auserlesene Früchte. Gewöhnlich lebt man, besonders in unsern Kollegien, sehr sparsam und theuer. Unser P. Prokurator mußte für jeden täglich einen Gulden sechs Kreuzer deutsche Münze

geben, dafür wurden wir mit einer Suppe bedient, die bloß getruncken wurde, das Rindfleisch und daneben gekochte Wurzeln und Krausemünze waren nicht besonders anziehend, das Koch von geriebener Mandioko Wurzel wahrhaft abschreckend. Und dieß war Alles. Kranken gibt man eine gesottene gewürzte Henne um einen Gulden neun Kreuzer. Beym Essen beträgt sich der Portugiese unrein.

Sehr erwünscht war uns die Ankunft des Septembers, denn nun sollte unsre Abfarth nach dem Lande künftiger Arbeit beschleuniget werden. Unser Schiff führte den Nahmen St. Anna, der Befehlshaber Don Joseph Fereira, ein katzenäugiger Portugiese erbaute uns sehr übel durch gräßliches Fluchen. Ich hatte die Empfindungen eines Studenten, dem die letzte Prüfung den Weg zur Heimreise bahnet, als ich sah, wie man unsre Betten, und Lebensmittel auf das Schiff brachte. Wir beurlaubten uns noch bey der freundlichen Königinn, und den siebzehnten war unsre Wohnung im schwimmenden Hause auf den Rücken des Oceans. Wir waren zwey Schiffen anvertraut. Sechs Priester wurden auf eine Fregatte beordert, die andern Jesuiten, Priester, Brüder und Novizen, vier und fünfzig an der Zahl, kamen in ein Kauffartey Schiff.

Alle Schiffe, die mitsamm den Hafen verlassen sollten, waren festlich geziert, Freude herrschte bey uns Allen, Pauken und Trompeten verkündeten der Stadt die muthigen Gesinnungen der Scheidenden, und als unsre Flotte, drey und fünfzig Schiffe stark und von vier Kriegsschiffen begleitet, den achzehnten die Anker hob, donnerte bald ein jedes, wie es die Citadellen vorbeysegelte, den Abschied. Der frische Wind in der offenen See schauckelte unser Fahrzeug tüchtig und diese ungewohnte Bewegung wirkte bald sehr nachtheilig auf die Gesundheit unsrer Novizen, die klagend das

Bette suchten, aber bald wieder genasen. Neun Mohren, Sclaven unseres Kapitains, ergetzten uns täglich durch Musik, am Abende wurde von Allen im Schiffe die lauretanische Litaney und der Rosenkranz gebethet, und die Andacht mit einem frommen Gesange beschlossen.

Der Anblick der kanarischen Inseln brachte wieder Leben in das an sich Oede der Meeresfarth, rechts sahen wir Madeira, das den Portugiesen das vielfärbige Sandelholz liefert, nahe zu unsrer Linken den Felsen von Teneriffa, der ohne Spitze in einer Plattform endet. Mit frischem Winde ging es bald weiter, doch zu langsam für meine Wünsche. Matrosen, die mit Harpunen nach großen Fischen warfen, hatten den Reitz der Neuheit für mich verloren, und die Wassermasse mit ihrem Einerley machte die Sehnsucht nach grünen Matten rege. In unsere Andachtsübungen, die wir keinen Tag unterließen, mischten sich viele Seufzer nach dem festen Lande. Nicht wenig hatte das Schiffsvolk Grund zu unserem Mißbehagen gegeben. Die geringe Achtung, die sie uns erwiesen, ihre Rohheit, das beständige Fluchen und Gotteslästern verletzte uns um so mehr, als wir durch unsere Handlungsweise zu erbauen suchten, und leider muß ich bekennen, daß mich und andere meiner Mitbrüder, auf diesen und in der Folge auch auf andern Schiffen, das Betragen der katholischen Bemannung eben so sehr ärgerte, als mich der religiöse Geist auf dem schwedischen Schiffe, mit dem ich das mittelländische Meer durchzog, und auf englischen und holländischen Schiffen, mit denen ich rückkehrte, rührte.

Etwas Merkwürdiges sah ich in der Nacht des zwey und zwanzigsten Oktobers. Des Himmels finster umwolkter Anblick drohte mit schweren Gewittern, und im Meere zeigten sich Sterne. Die Portugiesen bemerkten unser Staunen, und erzählten, diese Erschei-

nung

nung rühre aus einer Zeit her, in welcher vierzig Jesuiten, als Missionäre nach Brasilien schiffend, von holländischen Seeleuten theils auf dem Schiffe ermordet, theils in die Fluthen geworfen wurden. Katholische Seefahrer pflegen diesen Blutzeugen hier Ehrfurcht zu bezeigen, auch unser Kapitain löste ihrem Andenken neun Kanonen. Gegen den h. Anton sind die portugiesischen Matrosen nicht so artig, obwohl sie ihn verehren, und seine Statue auf ihren Schiffen haben, binden sie dieser, wenn sie lange Zeit keinen guten Wind haben, einen Strick um den Hals, und hangen sie am Mastbaume auf, oder werfen sie an ein Seil gebunden, in das Wasser, und lassen sie eine Weile schwimmen.

Mehrere unbedeutende und einige bedeutende Stürme beängstigten uns, aber beynahe unerträglich wurde bey zunehmender Hitze der Mangel an Trinkwasser. Die Matrosen hatten acht Fässer heimlich für sich genommen, und darum wurden wir genöthiget, Durst zu leiden, bis ein heftiger Regen uns Vorrath und Erquickung gab. Endlich weckte uns den sechzehnten Dezember das Geschrey der Matrosen: Land! Land! Es war eine Täuschung, eine tausend Schritte entfernte Sandbank, die uns, hätte man sie nicht bemerkt, den sichern Untergang gebracht haben würde. Wir schifften in den breiten Silberfluß ein, mit ängstlicher Sorgfalt, den Steinklippen des Gestades auszuweichen, fuhren wir stromaufwärts, sahen den Hafen und die Veste Monte Video. Doch — es wurde Nacht, wir wollten den Hafen erreichen, der Mond leuchtete, aber der Strom warf uns gegen die Felsen. Mit Mühe und großer Anstrengung entgingen wir der Gefahr in den spätern Stunden des Morgens. Man hatte in der Veste gestern schon unser Ankunft bemerkt, und schickte uns, weil wir nicht eintrafen, eine Barke entgegen, die uns zu den Hafen brachte. Es war das Weihnachtsfest, wir

lasen auf dem Schiffe die heilige Messe, genossen dort die Früchte, Speisen und den Wein, den man uns von Monte Video brachte, und schifften dann den Fluß weiter hinauf nach der Kolonie St. Sagrament, wo man uns erwartete, weil der Superior der Jesuiten zu Monte Video schon den Ordensbrüdern zu St. Sagrament unsere glückliche Ankunft berichtet hatte. Wir fanden jedoch in der Seichte des Wassers noch ein Hinderniß unsrer Eile, und mußten mitten im Flusse, der hier über vierzig Meilen breit ist, Anker werfen, um zu übernachten. Ein fürchterliches Gewitter bewillkommte uns, und ein heftiger Sturm schien uns hier am Ziele unsrer Seefarth vernichten zu wollen. Unter eifrigem Gebethe erwarteten wir einen freundlicheren Morgen, und eine Brigantine aus der Kolonie, die uns dahin leitete. Den neun und zwanzigsten Dezember liefen wir in den Hafen St. Sagrament glücklich ein, mit Frohlocken verließen wir das Schiff und zogen paarweise in die große Kirche, wo ein frommes: Herr Gott dich loben wir, mit musikalischer Begleitung abgehalten wurde. Hierauf dankten wir dem Statthalter für seine uns bewiesene Sorgfalt, und eilten in unsre Residenz, so werden hier die Ordenshäuser der Jesuiten genannt, wo man unsere Ankunft mit einem prächtigen Mittagmahle feyerte, während dem uns die Vornehmsten der Stadt mit ihrem Besuche beehrten. Die Stadt selbst, einst unter spanischer, nun unter portugiesischer Herrschaft, wird meist von Kaufleuten bewohnt, die niedrigen Häuser sind in guter Ordnung gebaut, der kleine Platz ist viereckig, die Pfarrkirche, die Hauptwache und das Haus des Statthalters zieren ihn, dessen Kühe und Lastthiere des Nachts auf eben diesem Platze versammelt stehen, und ihn verunreinigen. Die Ursache dieser mich befremdenden Erscheinung ist die Gewohnheit dieser Gegend, das Vieh nie in Ställe zu

brin-

bringen, und das kleine Gebieth der Kolonie St. Sagrament, das sich nicht hundert Schritte weit erstreckt, und von spanischen Wachen umgeben ist, die alles, was ihre Grenze berührt, für gute Beute nehmen. Die Stadtbewohner leben in einem Zustande großer Abhängigkeit der spanischen Nachbarn, und sind von ihren ungebethenen Besuchen durch starke Vestungswerke geschützt. Eine Bastey mit sechs eisernen Kanonen bestreicht den Hafen, und das hiesige Zeughaus, so wichtig es die Portugiesen auch machen, nöthigte mir ein Lächeln ab, denn die darinn enthaltenen Waffen waren kaum für ein Regiment hinlänglich.

Den ein und dreyßigsten Dezember erwarteten wir eine Barke, die uns von St. Sagrament über den hier bey zehn Meilen breiten Silberfluß nach Buenos Ayres bringen sollte. Sie langte aber erst am Neujahrestage 1749 an. Ungesäumt bestiegen sie sechs und zwanzig Priester, ein starker Wind schwellte das einzige Segel, Nachmittags um vier Uhr liefen wir in den Hafen der Stadt Buenos Ayres ein. Ein herzlicher Empfang bewillkommte uns. Nebst dem Pater Provinzial, Emanuel Querini, und den meisten Jesuiten erwarteten uns mehrere hundert Spanier am Gestade; mit ungestümer Freude drängten sie sich an unsre Brust, bis der Zug geordnet, wir paarweise unter Läutung aller Glocken und freudigem Zurufe der theilnehmenden Volksmenge in die Kirche des Kollegiums geführt wurden, in der das Te Deum gehalten wurde, dem wir aus voller Seele beystimmten. Auch Entzücken ermattet; behaglich war die Ruhe, die ich empfand, als man mir meine Wohnung im Ordenshause anwies, und ich mich dem Meere meiner Gefühle überlassen konnte.

Den folgenden Tag machten wir Neuangekommene dem Statthalter Herrn Andonaigui unsere Aufwartung; für uns Deutsche hatte er besondere Vorliebe

und

und fragte uns um manche deutsche Generale, die er während dem Kriege, in Neapel kennen gelernt hatte.

Die ersten acht Tage nach unsrer Ankunft wurden wir als Gäste bewirthet. Alles erregte meine Verwunderung, ich befand mich wahrhaft in einer neuen Welt. Der Speisesaal war mit Fenchelkraut und Blumen bedeckt, auf dem Tische lag Zuckerwerk, saure und süße Pomeranzen, schwarze Feigen und andere mir fremde Früchte. Die Speisen mußte ich erst gewöhnen, das viele Gewürz, und besonders der Pfeffer behagten mir nicht, die berühmte Ollo podrida gewann ich bald lieb. An diesen Festtagen, mit welchen man angelangte Missionare jederzeit zu vergnügen sucht, mußten Neger, die dem Kollegio gehörten, Musik machen, und Tänze aufführen, beydes thaten sie mit vieler Fertigkeit.

Bis neunzehnten Aprill verweilte ich in dieser Stadt, und hatte Muße genug mich mit ihr bekannt zu machen. Sie ist die größte Stadt in Paraquay, größer als Prag in Böhmen, nicht so prächtig, doch regelmäßiger mit schnurgeraden Straßen, die zwar breit aber nicht gepflastert sind. Die Häuser, die gewöhnlich einen reinlichen Hof auf drey Seiten umgeben, sind meist nur ein Stockwerk hoch und gemauert, die mit flachen Ziegeln belegten Dächer dienen in Sommer-Abenden zu Spaziergängen. Der viereckige Platz ist sehr groß, die Seite, gegen den Silberfluß hat hohe Lauben, in der Mitte stehet das Rathhaus mit blinkenden Thurm, links die bischöfliche Residenz, daran die Kathedrale mit zwey bis an die Spitze gemauerten Thürmen. Dem Rathhause gegenüber drohet die mit Schanzen umringte Veste, die von dem Statthalter bewohnt werden muß. Dreyßig Infanteristen und sechzehn Dragoner bilden seine Hauptwache. Unter den zehn Kirchen sind die der Jesuiten und Franziskaner mit Kuppeln gedeckt. Das Kollegium der Jesuiten hat drey

Seiten, die mit der Kirche auf der vierten Seite einen angenehmen Garten umgeben, ein daran stossender großer Hof wird durch Olivenbäume beschattet. Die Jesuiten besitzen hier auch noch eine Residenz für sechs Priester, die während ich in Paraquay war, in ein Kollegium umgestaltet wurde. Gleich daran ist ein niedliches Haus, mit drey Flügeln und einer Rotunda, die eine Kirche ist, angebaut. Ein reicher Spanier führte es auf, richtete die Zimmer ein, und bestimmte einen Theil seines Vermögens, allen jenen von den abfallenden Interessen Kost und Wohnung zu verschaffen, die hier die geistlichen Uebungen des h. Ignaz halten wollten. Ein Priester unsrer Gesellschaft besorgt diese fromme Anstalt. Die Dominikaner, die Brüder de la Mercede, die Rekollekten des h. Petrus von Alkantara, und die Bethlehemiten haben hier Klöster. Die letzten gleichen den barmherzigen Brüdern und pflegen die Kranken. Ihr Ordenskleid ist braun, darüber tragen sie einen gleichfarbigen Mantel, der bis unter die Kniee reicht, und dem an der linken Seite ein ovaler Schild angeheftet ist, auf dem die Geburt des Heilandes gemahlt ist. Darum nennt man sie Bethlehemiten, von den langen Bärten aber, die sie tragen, Barbadinos. Sie sind alle Laienbrüder, ein Weltpriester ist ihr geistlicher Vater, fünf aus ihrer Mitte besorgen die Anordnungen in ihrem Orden, der keine gestifteten Güter hat, sondern vom Almosen lebt. Zwey Klöster von Nonnen sind Unterrichtsanstalten für Mädchen. Die Kirche des h. Nikolaus ist eine Pfarrkirche.

Der Silberfluß, oder Rio de la Plata, hat seinen Lauf hart an der Stadt, und ergießt sich sechzig Meilen von hier in das Meer. Obschon zu Buenos Ayres der einzige Hafen in Paraquay ist, so nützt er nicht viel, er ist zu seicht. Große Kaufmannsschiffe müßen über zwey Meilen vor der Stadt Anker werfen,

und ihre Ladungen durch kleine Barken hieher fördern. Wie ich 1749 hier anlangte, war ein einziges Schiff da, welches schon durch vier Jahre auf Befrachtung harrte. Der Handel ist überhaupt gering, erstreckt sich meist auf Häute des Hornviehes, und überdieß schadet der Schleichhandel der Portugiesen der Krone Spaniens sehr. In den letzteren Jahren meiner Laufbahn in Paraquay wurden in einem Jahre zwey fremde Schiffe hier gesehen.

Die Regierung dieser Stadt ist, wie die Regierungen überhaupt, wenn der Herrscher zu weit entfernt ist. Keiner vergießt sich selbst, Beamte und Handelsherrn bereichern sich; wer Europa verläßt, um hier Güter zu erwerben, ist nicht immer heikel in der Wahl der Mittel dazu. Die drey Provinzen Paraquays werden durch eben so viele Statthalter verwaltet; der erste gebiethet über Buenos Ayres, und wohnt in der gleichnahmigen Stadt; der zweyte verwaltet Tucuman, hatte seinen Sitz früher in Cordoba, nun in der Stadt Salta an der Gränze Peru's; der dritte wird eigentlich der Statthalter von Paraquay von der gleichnahmigen Stadt, seinem Aufenthalte, genannt, die man auch Assumtion oder Maria Himmelfarth heißt. Die Provinzen Buenos Ayres, Tucuman und Paraquay hat jede einen Bischof. Ueber diese geistlichen und weltlichen Obern ist der Vicekönig gesetzt, der zu Lima wohnt. Der zu Buenos Ayres, ein schlichter Mann, zeichnet sich mehr durch würdevolles Betragen, als Pracht aus. Ein Bedienter, ein Kutscher, und zwey Maulthiere sind zu seiner Bequemlichkeit; ein violeter langer Talar von geringem Zeuge, ein Chorrock, und ein violetes Mäntelchen darüber, und ein grünseidener Hut mit zwey gleichen Schnüren und vier Quasten, machten seinen Putz aus. Aber sein Eifer ließ ihn mehrere hundert Meilen reisen, um die Firmung auszuspenden, bey welcher Gelegen-

legenheit er unermüdet predigte. Ich bedaure, daß er unserer Gesellschaft nicht sehr geneigt war.

Im Aprill langte der Provinz-Prokurator von Kordoba, Carlos Gervazoni, an, um unsere Weiterreise zu befördern. Als dieses in der Stadt bekannt wurde, erhielten wir von den Spaniern verschiedene Geschenke an Lebensmitteln, und gutmeinende Abschieds-Besuche. Wir bestiegen die hohen zweyrädrigen Wägen, die ganz von Holz, ohne einem Stückchen Eisen waren, mittelst einer kleinen Leiter, und lagerten uns in diese fahrende Hütte, von Kühhäuten bedeckt. Vier Ochsen zogen sie, von einem Mulatten mit einem langen Stechrohre regiert. Unsere Karavane zählte bey hundert Wägen, und wurde in drey Truppen getheilt. Sehr nothwendig ist es, sich mit Lebensmitteln zu versehen, und hinlänglich Holz mit zu führen, damit man die Nahrung kochen kann. Die Küche ist gleich fertig, man gräbt zwey, vier Ellen lange Gruben, in Form eines Kreuzes, belegt sie mit eisernen Stäben, unter welchen die Feuerung liegt, und stellt die Töpfe darüber. Geht der Vorrath vom Holze aus, so ist die Küche ziemlich kalt, und man muß sich mit dürren Disteln, Knochen und Mist von Thieren begnügen. Gewöhnlich schlägt man ein Zelt auf, um darunter zu speisen. Nach Tische sucht jeder Spanier gleich seinen Wagen, um die gewohnte Sieste zu halten. Nach dem Erwachen, werden die Wägen gemeinschaftlich untersucht, ob nichts gebrochen und auszubessern sey, damit man im Verfolge der Reise besonders mit der Ladung keine Ungelegenheit habe. Dreyssig Zentner machen die allgemein übliche Ladung aus. Fuhrleute, die sich auf den festen Bau ihres Wagens, und die Kraft ihrer Ochsen verlassen können, legen wohl auch sieben und dreyssig Zentner auf, wenn anders der Gegenstand der Fracht von der Art ist, daß diese Schwere auch Raum genug haben kann. Führet

man

man Wein aus Chili nach Paraquay, so ladet man nicht mehr, als zwanzig irdene Geschirre, von welchen jedes beyläufig einen Eimer faßt. Eben so viele Geschirre mit Schmalz nehmen sie zur Rückfracht. Ochsenhäute ladet man von hundert fünf und zwanzig bis hundert und fünfzig. Jede Haut, die man als gut schätzt, muß über vierzig Pfunde wiegen. Wird paraquayisches Kraut ausgeführt, so ladet man zwanzig damit angefüllte viereckige häutene Säcke, jeder bey zwey Zentner schwer.

Für Reisende haben diese Fuhrwerke manche Bequemlichkeit, denn nebstdem, daß man vor Regen geschützet ist, kann man sich auf seinem Bette, wenn man es ausbreitet, der Länge nach darin gütlich thuen. Aber wehe dem, der Stösse und Rütteln nicht gewohnt ist, der wird bald die Hoffnung aufgeben, sich die lange Weile in der öden Gegend durch Schlaf zu vertreiben. Hält die Hitze lange an, so werden die Häute, mit welchen der Wagen überdeckt ist, warm, und Niemand kann mehr darin aushalten. Ist die Witterung feucht, so flüchten sich alle Mücken hinein, die den Wagenbewohner so quälen und stechen, daß sein Leib bald mit Beulen, die empfindlich schmerzen, überzogen ist. Kleidung wehrt diese Insekten-Angriffe nicht ab, denn sie muß der Hitze wegen, leicht seyn, und wird von ihren Stacheln durchdrungen. Man sehnt sich nach dem Genuße der freyen Luft, und ist herzlich froh, wenn man auf einen Boden kömmt, auf den man nicht zu beschwerlich gehen kann, oder wenn man die abgestumpften Wagenlenker sprechen hört, daß sie bald ausruhen, das Mittagmahl einnehmen, oder Nachtstation halten wollen. Nur sieht man sich dann, was mich anfangs befremdete und ängstigte, aus dem Zustande des Friedens in den entgegengesetzten, des Krieges, versetzet, ohne genau zu wissen, woher denn der Feind eigentlich kommen werde. Denn es ist leider oft nothwendig, sich zu

sichern, und Vorkehrung zu treffen. So oft man um Speise zu nehmen, oder zu übernachten, stille steht, macht jede Truppe eine Wagenburg, damit bey einem Anfalle der Indianer sich Menschen dahin flüchten, und besser vertheidigen können, und das Vieh sich des Nachts nicht verlaufen kann. Nach einer Fahrt von zwanzig Meilen gelangten wir endlich zu dem Markte Luchan, der ganz von Spaniern bewohnt ist. Nach, bey einem gnadenreichen Muttergottes Bilde, gepflogener Andacht, verließen wir die große schöne Kirche, und nach eingenommenen Mittagmahle diesen Ort. Sieben Tage und Nächte zogen wir über ein unübersehbares flaches Feld, es ist ganz ohne Baum, ohne Quelle, und nur zu oft der Tummelplatz streifender wilder Horden. Die Spanier putzten ihre Gewehre, doch unser Zug wurde nicht beunruhigt. Wir kamen endlich zu einem Wachposten, aus wenig Menschen, aber vielen Pferden bestehend. Einer saß auf einem hohen hölzernen Gerüste, um die Gegend zu überblicken, die andern pflegten der Ruhe im hohen Grase, die Waffen und abgerichtete Hunde neben sich liegend. Der Vermiether unsrer Wägen hatte hier Ochsen, um sie mit den ermüdeten unsers Zuges umzuwechseln, obwohl auch von den zehn Ochsen, die man für einen Wagen bestimmte, bisher immer im Ziehen gewechselt wurde. Im Verfolge unsrer Reise fanden wir sieben oder acht Familien von dem Völkerstamme Pampas. Sie waren noch Heiden, aber freundlich, ihr Cazique führte den Nahmen Anton, ohne Christ zu seyn, und zeigte uns Missionären Ehrerbiethung. Ihre Zelte von verschieden gefärbten Pferdehäuten gewährten keinen unangenehmen Anblick, waren aber so stark, als eine Trommel gespannt, wie die Tische aus gleichem Materiale, auf welchen sie die Würfel springen ließen, was sie den Spaniern schon abgelernt.

Wir

Wir hatten schon hundert und zwanzig Meilen zurückgelegt, bis uns wieder Hütten zu Gesichte kamen, aus welchen neugierige Spanier uns betrachteten. Wir sind nicht mehr weit von Kordoba entfernt, dachten wir, und hatten uns nicht getäuschet. Wir waren kaum über einen Fluß gekommen, da sahen wir eine Laubhütte, angenehme Musik erschallte, der ehrwürdige Pater Rektor der Jesuiten aus Kordoba trat hervor, und führte uns zu einem schon bereiteten Mahle. Wir übernachteten hier, und machten dann früh Morgens die kleinen zwey Meilen zur Stadt. Unser Einzug und Empfang war dem in Buenos Ayres ganz gleich. Der Speisesaal des Kollegiums war mit grünen Bäumen geziert, einer der jungen Jesuiten hielt täglich, durch die acht Tage unserer Ehrenfeste eine lateinische oder spanische Rede, oder las ein Gedicht, und wählte die Angekommenen zum Gegenstande der wissenschaftlichen Bemühung.

Kordoba ist die Hauptstadt in der Provinz Tucuman, von mittelmässiger Größe, geraden Strassen, geräumigen Platze, niederen Gebäuden. Der schönen Kathedralkirche steht ein Bischof und acht Domherren vor. Der Bischof hat, nach deutschem Gelde gerechnet, zwölf Tausend Gulden jährliche Einkünfte, nicht viel für ein Land, in dem Alles, die Lebensmittel ausgenommen, sehr theuer ist. Seine Residenz unterscheidet sich nicht von einem Bürgershause, nur sein Vorzimmer und Kabinet hat Tapeten von Tuch. Das bischöfliche Alumnat ist nur für sechs Zöglinge gestiftet, über die ein Domherr, als Rektor die Aufsicht hat.

Nebst der Kathedrale sind hier noch acht andere Kirchen. Die Dominikaner, Franziskaner, Brüder de la Mercede, die Nonnen der h. Katharina, und der h. Theresia haben hier Klöster. Das Kollegium der Jesuiten ist sehr groß, hat zwey Stöcke, zwey Plätze, und noch drey Höfe, in welchen die nöthigen Hand-

werke ihre Werkstätte haben, und die Apotheke ist. Früher war das Noviziat vom Kollegio abgesondert, ein eigenes Gebäude mit kleiner Kirche am Ende der Stadt, nun sind sie vereint, und das letztere Haus für jene bestimmt, welche durch acht Tage geistliche Uebungen machen wollen. In diesem Noviziate beginnen auch die Priester nach vollendeten Studien das dritte Probejahr. Der Prokurator der Provinz bewohnt mit seinen Gehülfen ein eigenes Haus. Die Bibliothek des Kollegiums ist klein, aber gewählt, die Kirche aber ist prächtig. An hohen Festtagen strahlet Silber von den mit karmesin rothem Damaste behangenen Wänden, unzählige Lichter vervielfältigen sich in krystallenen Hängeleuchtern. Der Altar ist mit Spiegeln und Krystall belegt, ein Antipendium ist von geschlagenen Silber, ein anderes ist aus Spiegeln und Krystall zusammgesetzt und mit silbernen und vergoldeten Gewinden geziert, der Tabernakel, zwey und eine halbe Elle hoch, ist in Italien, von verschieden farbigen Krystalle verfertigt worden. Die Kirchenkleidung zum Hochamte auf silbernem Grunde mit Gold gestickt kostete vier Tausend Thaler. Diese Kirche gewinnt noch immer mehr an ihrem Schmucke, weil jeder Prokurator, der nach Rom reiset und eine Mission nach Amerika hohlet, auch für dieses Gotteshaus etwas ausgezeichnet Schönes mitbringet.

Die Jesuiten besorgen die hiesige Universität, und ihrem Kollegio gegenüber ein Convikt für mehr als siebzig junge Leute, die von einem Rektor, Minister und zwey Correpetitoren, nebst einem eigenen Prokurator geistig und leiblich gepfleget werden. Man heißt diese Anstalt Kollegium von Monserat, es ist reich gestiftet, und wird auch von vielen Kostknaben bezogen. Hausordnung wird strenge gefordert, der Uebertreter ermahnet, gestrafet, bessert er sich nicht, so wird den Aeltern die Anzeige gemacht, sich um das fernere Fortkommen des

Jüng-

Jünglings indeß zu bekümmern, dem die Pforte schon offen stehe. Aendert er sich noch nicht, so wird ihm der Befehl ertheilt, sich mit bürgerlicher Kleidung zu versehen. Ist diese bereit, wird er von seinen Mitschülern und dem Pater Rektor bis zur Hausthüre begleitet, und höflich entlassen. Die Kleidung der Zöglinge ist schwarz, ganz zugenäht, nur für den Kopf und die Arme sind Oeffnungen angebracht. Von der Brust schlingt sich über die Schultern eine rothgefärbte viertel Elle breite Binde, die rückwärts bis an den Saum des Kleides reicht. Die Magister der Philosophie und Theologie haben am Ende breiter geschnittene Binden. In die Vorlesungen gehen sie mit aufgesetztem Quadrate, im Hause aber haben sie eine braune Kleidung, der Form nach wie die Jesuiten in Spanien mit so genannten Flügeln. Zur Aufforderung rühmlicher Nachahmung hängen die Bildnisse ihrer Vorfahren im Speisesaale. Es gingen schon Bischöfe und Erzbischöfe aus diesem Hause hervor.

Ich kehre zu mir selbst zurück. Die acht Tage, die man uns zur Erhohlung von den Mühseligkeiten der Reise festlich behandelte, waren verflossen, und wir angewiesen, an unsere Geschäfte zu gehen. Ich hatte noch nicht das ganze vierte Jahr der Theologie gehört, und mußte mich vorbereiten, die letzte Prüfung zu machen, und dann das dritte Probejahr zu vollenden. Nebst dem trug man mir auf, die Musik zu verbessern, und die Neger, Sclaven des Kollegiums, auf verschiedenen Instrumenten zu üben. Ich sah mich mit der Entdeckung traurig überrascht, daß die mir anvertrauten zwanzig schwarzen Musiker keine Noten kannten, sondern nur aus dem Gehöre sangen und spielten, obwohl sie die Musikalien in Händen hatten. Ich mußte zum Feste des h. Ignatz eine Vesper und Messe komponiren, und hatte nur noch vier Monathe darauf. Doch gelang mir, meine Pflegebefohlenen so weit zu

brin-

bringen, daß sie mein Werk mit seltener Genauigkeit aufführten, obwohl der einzige Organist die Noten lesen konnte, und die andern Alle nach dem Gehöre arbeiteten. Der Bischof, der die Vesper und das Amt in unserer Kirche hielt, und die auf meine Composition begierigen Städter, bezeigten mir ihre volle Zufriedenheit.

Der mir sehr geneigte Rektor gönnte mir, nach glücklich überstandener Prüfung, eine Erhohlung, die auch nebst andern Gefälligkeiten ein Band werden sollte, mich an Korduba zu fesseln, und den Gedanken, in die Mission zu gehen, schwinden zu machen; denn er hatte den Wunsch, wie mir gute Freunde zuflüsterten, mich als Minister im Konvikte anzustellen. Es war vergebens, ich verharrte auf meinen früheren Entschluße, und genoß das angebothene Vergnügen mit Dank. Es bestand darin, daß man mich auf einige Estanzen sandte. So nennet man Wirthschafts-Güter, auf welchen vorzüglich Viehzucht getrieben wird. Es gehören manchmahl kleine Dörfer aus sechs oder sieben Familien bestehend, dazu. Unser Kollegium hatte drey solche Estanzen, ein Priester und Laienbrüder bewohnten sie. Die Estanze alta Gratia war die vorzüglichste darunter, es gehörte ein Dorf, die Punsto de St. Antonia dazu, welches nur drey schlechte Hütten für fünf Neger hatte, die acht Tausend zur Maulthier-Zucht bestimmte Stuten, und drey Tausend Maulthiere zu besorgen hatten. Das höchste Gebirge um Korduba, die Chala, gehört auch mit vierzehn Tausend Stück Hornvieh zu diesem Gute. Ich bestieg den Gipfel, hatte oben die angenehmste Witterung, während unter mir ein Gewitter das Thal erschütterte. Muthige Pferde trugen mich und noch andere Jesuiten in die Estanz Candelaria, in der wir nicht lange weilten, weil ein Wetterstrahl uns beynahe erschlagen hätte. Wir sahen am Morgen die

Ver-

Verwüstung des Blitzes, dankten Gott für unsre Erhaltung, und kehrten zur Stadt zurück.

Mein drittes Probejahr wurde mir durch den Gedanken versüßet, daß ich dann zur Bekehrung der Heiden verwendet werden würde; manche Unannehmlichkeit schwand durch diese Vorstellung. Was mir in Europa vielleicht sehr lästig geworden wäre, nahm ich hier leichter, wo die Nähe fremder Gegenstände, durch den Reiz der Neuheit, mich täglich erheiterte. Es befremdete mich anfangs, daß man hier im Probejahre, ein braunes Kleid von sehr groben schweren Tuche tragen muß, das wir Priester nur am Sonntage bey geistlichen Verrichtungen mit unserm sonst gewöhnlichen schwarzen verwechseln durften. Als aber viele alte Missionäre zur Provinzial-Versammlung nach Korduba kamen, um einen zu wählen, der als Prokurator nach Rom reisen sollte, und ich von dem Vorsteher der Missionen länger bekehrter Völker, dem Pater Bernard Nusdorfer, einem Baier, zur Theilnahme an ihrer Arbeit, angeworben wurde, vergaß ich leichten Sinnes auf das schwere Kleid. Seinem Andringen konnte ich doch nicht willfahren, weil ich vor Begierde glühte, meine Kräfte einem bisher unbekannten Stamme, der christlich werden wollte, zu weihen. Gott gab meinem Wunsche das Gedeihen, mir wurde bekannt gemacht, mich in eine neugegründete Mission in der Gegend der Stadt Santa Fe zu begeben. Ich besuchte noch geschwinde, nach dem Rathe des wohlwollenden Pater Rektors, meine guten Freunde in den Estanzen, die mir acht gute Reitpferde schenkten. Indeß war im Kollegio meine Reise vorbereitet. Man gab mir einen bequemen Wagen, um einen Weg von beynahe hundert Meilen, größtentheils durch wüste Gegenden zu machen, in welche die Wilden manchmahl zu streifen, und was sie treffen, zu morden pflegen. So wurde kurz vor mir Pater Franz Herera,

auf dem nähmlichen Wege, mit sieben weltlichen Personen erstochen.

Glücklich, doch nicht ohne Beschwerden, erreichte ich Santa Fe, um hier die Ankunft meiner künftigen Schüler zu erwarten. Diese Stadt liegt in einer schönen Fläche an der Ostseite des Flusses Parana, der hier kleinere aufnimmt. Acht Meilen weg ist der große See Paiva, dreyßig Meilen der weiße See entfernt, der oft bey dem Zusammentreffen der Spanier und Indianer Blut trinkt. Fischen, Jagen, und Holz fällen ist bey Santa Fe jedem Menschen erlaubt. Die Jesuiter haben hier ein Kollegium von vierzehn Personen, eine schöne Kirche, und noch zwey Pfarrkirchen, eine für Spanier, die andere für die Mulaten; die Dominikaner, Franziskaner und Brüder de la Mercede, Klöster. Die offene Stadt ist den Anfällen der Indianer ausgesetzt, schattige Bäume umhüllen sie. Der kleine Hafen wimmelt von Beamten, weil alle Schiffe, die nach Buenos Ayres wollen, hier anlegen müßen, um zu mauthen.

Den neunten Juny kamen meine künftigen Gemeindeglieder, mit einem Mitmissionäre P. Emmanuel in die Stadt, mich in ihre Heimath zu führen. Zwölf Erwachsene, und fünf der Schule noch angehörige Knaben waren die Abgesandten. Ich stand in diesem Augenblicke ganz nahe am Ziele meiner Wünsche, man kann sich meine Empfindungen denken. Zwey Tage blieben wir noch hier. Mein leutseliges Betragen, meine freundliche Miene, wurde von ihnen nicht verkannt, und als ich meine Speise mit ihnen theilte, ihnen einige Stücke auf der Violine spielte, sie mit der Flöte und dem Waldhorne unterhielt, wurden sie mir so gewogen, daß sie sich auch in später Nacht nicht von mir trennen wollten, obwohl ich nur mit einigen, die etwas spanisch verstanden, sprechen konnte.

Wir

Wir hatten von Santa Fe bis zu ihren Stamm vier und dreyßig Meilen, welche man mit Lastwägen in drey Tagen, zu Pferde aber bequem in vier und zwanzig Stunden zurück legen kann. Doch die eingefallene schlechte Witterung, unausgesetzte Regengüsse, angeschwollene Flüsse, nöthigten uns eilf Tage mit dieser Reise zuzubringen. Auf einer ausgetrockneten Haut, die an den vier Ecken so gebunden war, daß die Seiten spannhoch waren, zogen mich meine Lehrlinge über den Fluß, den sie entkleidet durchschwammen. Eine der fürchterlichsten Nächte störte uns, auch meine Habseligkeiten an das jenseitige Ufer zu bringen. Die schwarzen Wolken schütteten Ströme von Regen herab, durch nichts konnte ich mich vor Nässe schützen, und das Brüllen wilder naher Raubthiere steigerte meine Angst. Froh war ich beym Anbruche der Morgenröthe, obwohl neue und größere Beschwerden mich erwarteten, indem ich noch über einen See mußte. Meine neuen Freunde brachten mich auch hierüber glücklich, und mit freudestrahlender Miene machten sie mir verständlich, wir seyen ihrer Heimath nahe. Einige von ihnen hatten sich listig durch nähere Wege zu ihrem Dorfe verfügt, um meine Ankunft bekannt zu machen. Sie eilten mir entgegen, und fanden mich beym Mittagmahle, das ich mit ihnen theilte. Sie waren mit mir vergnügt, wir zogen weiter, und eh ich es dachte, schallte mir das Glöckchen ihrer kleinen Kirche den Willkommen entgegen, und Alt und Jung fand sich ein, mich zu grüßen. Der eifrige, unerschrockene alte Missionär Pater Franz Burges eilte auf mich zu, und schloß mich brüderlich in seine Arme. Mit einer Thräne im Auge flüsterte er mir zu: Habe Muth und Genügsamkeit. Ich sah bald, daß ich sie nöthig hatte. Unser erster Gang war in das ärmliche Gotteshaus, der zweyte in meine Wohnung. Muth, sagte ich zu mir

selbst,

selbst, als ich diese elende Hütte betrat, wenn ich anders ein mit Thierhäuten umzogenes, und eben so gedecktes Viereck so nennen darf. Von gleicher Bauart war die Kirche, nur ihr Dach war von Stroh. Die zwey Glöckchen hingen an einem Querbalken, neben dem die Schule, so wie meine Wohnung, errichtet war. Das erste, das ich unternahm, war, von meinen Handwerkskenntnißen und mitgebrachten Werkzeugen zum Besten der Kirche Gebrauch zu machen. Denn dieser gebrach es beynahe an Allem, war nicht größer als eine Scheuer, der Altar war eine Lage von Ziegeln, ein Cruzifix stand darauf von zwey Kerzen umgeben, die in mit Sand gefüllten Ochsenhörnern steckten. Ich machte einen ledernen Altar, spannte Häute auf dicke Holzrahmen, schabte die Haare weg, schnitt Figuren darein, welchen ich gefärbtes Papier unterlegte, die Haut überzog ich mit Leimwasser, überstreute sie mit Glanzglas, und richtete dann diesen Altar auf, über den meine Indianer jauchzten. Die größte Sorge wandte ich an, ihre Sprache zu erlernen, aber nirgend fand ich die gehörige Ruhe dazu, denn mein ledernes Haus wimmelte von ungebethenen Gästen, die keine kleine Plage in diesem Lande sind. Die Indianer, die in ihren niedrigen Strohhütten nie aufrecht stehen konnten, hielten eine Unzahl Hunde und Hühner, die ungescheut herumliefen, und auch meinen Aufenthalt durchsuchten. Gerne lagen erstere im Schatten meines Bettes, aber ihr Anblick, weil sie immerwährend in Asche lagen, und darum räudig wurden, war mir eckelhaft. Die Hühner irrten mich oft im Schreiben, und waren durch nichts zu vertreiben. War nasse Witterung, trieften meine häutigen Wände, war trockene, schrumpften sie ein, zogen einige Pflöcke mit in die Höhe, und eröffneten so meinen unwillkommenen Besuchen von allen Seiten den Eingang. Nachts

ret-

rettete sich das Hornvieh vor dem Mücken im Walde, in unser Dorf, und wurden von ihnen hier nicht viel minder gequält, wie mich das Brüllen schließen ließ. Mich beläſtigten die Mücken eben so sehr, und noch mehr die größern geflügelten Insekten, die um das Licht herumsurrten, und in die Schüſſeln flatterten. Nicht selten nahm der stinkende Sorillo seinen Weg zu mir, und wurde von Nattern und Schlangen, dem häufigſten Produkte dieser sumpfigen Gegend, abgelöſet. In später Nacht, oder um drey Uhr des Morgens stampften die Weiber die Frucht des Johannisbrot-Baumes, um aus dessen Mehl ein berauschendes Getränke zu bereiten.

Solche Beschwerden störten mich im Lernen der Sprache meines Völkerstammes, und doch kann ich nicht sagen, daß es mir schwer gefallen hier zu bleiben. Gott hilft bey Unternehmungen, welchen man sich aus Liebe zu ihm, und dem Wohle seiner Geschöpfe unterziehet!

Ehe ich hier die Geschichte meiner Verrichtungen zum Besten der mir Anvertrauten erzähle, ist es nothwendig, die Gründung dieser Kolonie, welche man Reduktionen nennet, zu berichten.

Dieſes Volk, welches sich Amocowit heißt, von den Spaniern aber die Mocovier genannt wird, hatte in dem Thale Chako, fünfhundert Meilen von der Stadt Santa Fe seinen Sitz. Die Weite des Weges aber hinderte die Mocovier nicht, diese Stadt feindlich anzufallen, viele Bürger zu morden, und Kinder als gute Beute mit sich fortzuführen. Sie, obschon für sich zahlreich, vereinigten sich mit den benachbarten Akallagaekern, und Tobatern, und griffen Santa Fe mehrmahl mit so glücklichem Erfolge an, daß die Bürger sie verließen, und achzehn Meilen rückwärts eine neue Stadt an einen durch die Natur mehr befeſtigten

Platze

Platze anlegten. Doch auch hier hatten sie keine Ruhe, sie bathen Buenos Ayres um Unterstützung, doch die fünfzig abgeschickten Dragoner unterlagen den Pfeilen der Indianer. Nun dachte man auf kräftige Gegenwehre, von den entlegenen Städten Corrientes, Kordoba, Tukuman, Sant Jago del Estero kamen siebzehn hundert Mann. Diese suchten die Barbaren in ihren Wildnissen auf, fanden sie aber nicht, weil sie die Städte, die wider sie Bewaffnete gesandt, selbst beunruhigten. Da man nach vielen Jahren sah, Gewalt würde die Wilden nicht bändigen, dachte man auf andere Mittel. Franz von Echague, Statthalter zu Santa Fe, ein eben so wackerer Krieger, als frommer Mann, traf kluge Anstalten. Jeder Bürger mußte sich mit Waffen und Lebensmitteln versehen. Vierhundert Mann mußten mit ihm hinaus, die Waldungen zu durchsuchen. Einst fand er neun Indianer, er ließ sie umkreisen, bald hatten sie ihre Pfeile verschossen, der Kreis engte sie mehr ein, sie, wie wüthende Löwen, drangen mit den Lanzen auf die Spanier, die ihnen zuriefen, sich zu ergeben. Endlich war man ihnen so nahe gekommen, daß sie ihre langen Lanzen nicht mehr gebrauchen konnten, und nahm sie gefangen. In der Stadt verwahrte man sie wohl, wie andere, die man täglich einbrachte. Man behandelte sie freundlich und milde, der Statthalter ließ sie manchmahl in seine Wohnung kommen, redete mit ihnen herablassend durch einen Dolmetsch, bewirthete und beschenkte sie, mit ihnen angenehmen Dingen. Die Bürger behandelten sie eben so, und nach längerer Zeit entließ man sie mit der Versicherung, daß man mit ihrem Volke in Friede zu leben wünsche. Man gab jedem ein Pferd, damit ihre Genossen sehen sollten, wie wohlwollend man mit ihnen umgegangen sey. Doch auch dieses Mittel hatte nicht ganz den erwünschten Erfolg. Denn sie behielten ihre räuberische Gesinnung

nung noch lange bey. Das Jesuiten-Kollegium zu St. Fe war äußerst thätig, der geängstigten Stadt mit Lebensmitteln auszuhelfen. Aus dem Mayerhofe der Väter wurden ihr wochentlich fünf Wägen mit Weitzen, Schmalz und Fleisch zugebracht. Jederzeit mußte diese Lieferung durch den Pater Procurator mit fünfzig Mann begleitet werden. Um aber all diesen Uebeln abzuhelfen, sollte Jesu Lehre dienen, sie sollte die rohen Unsitten der Wilden zerstören. Lange drang Pater Franz Burges, ein Spanier aus Navarra, in den P. Rektor, den Befehlshaber der Stadt zu bewegen, ihm eine Mission zu den Räubern machen zu lassen. Er willigte endlich ein, zwey Jesuiten mit hinlänglicher militärischer Bedeckung zu den Feinden zu schicken, wie es der Befehl des Königs zum Schutz der Priester heischte. Aber die Väter entsagten der bewaffneten Begleitung. Pater Franz und Pater Joseph Garzia, ein Andalusier, versuchten in Gesellschaft eines Dolmetsches, im Vertrauen auf den Beystand des Höchsten, zu beweisen, daß das heilige Kreuz ehe, als die Waffe der Spanier, die Wilden besiegen werde.

Diese drey Männer säumten nicht, mit glühendem Eifer zur That zu schreiten. Fünf Meilen vor der Stadt kamen sie zu einer Schar Indier mit ihrer Familie, die schnell zu ihren Pferden liefen und sich zur Wehre stellten. Als sie aber bemerkten, nur drey Unbewaffnete wollten zu ihnen, kamen sie lauernd entgegen, und fragten mit Ernst, was sie hier suchten. „Euch und den Frieden, den der Befehlshaber von St. Fe durch uns wünschet, war die Antwort. Kommet in die Stadt, besuchet die Bürger, überzeugt euch selbst, daß ihr ohne Gefahr des Lebens und der Freyheit, mit Spaniern verkehren könnet. Wir selbst biethen uns als Unterpfand der Freundschaft an, gestattet nur, daß wir unter euch wohnen dürfen. Dieß wirkte. Sie kannten schon einige,

früher anderswo eingerichtete, Missionen, und ihre Ordnung, und meldeten ganz freundlich, sie wollten nur noch mit ihren abwesenden Caziquen darüber sich berathen. Die Jesuiten brachten diesen Hoffnungsstrahl der Ruhe nach St. Fe. Zwey Monathe darauf lagerte sich der Cazique Ariakaiquin, mit zahlreichem Gefolge, nahe vor die Stadt. Die Missionäre besuchten ihn, und wiederhohlten, was sie früher seinen Untergebenen angetragen hatten. Er erkannte die Verdienste der Jesuiten um andere Völkerschaften, aber mit Bitterkeit, erklärte er die Spanier für falsche Menschen, die unter freundschaftlichen Worten den Tiegersinn verbergen, mit dem sie ihre Vorältern erwürgten. Die Vorstellung der Jesuiten, daß die Spanier nun anders wären, zwang dem Caziquen ein Lächeln und die Bemerkung ab, man würde auch den Vätern nicht recht trauen, wenn sie so gute Freunde der Spanier wären. So viel gewann man durch diese Unterredung doch, daß Ariakaiquin hier länger zu bleiben versprach, um das Betragen der Städter zu beobachten.

Der Befehlshaber besuchte selbst, mit Geschenken wohl versehen, den Caziquen in seinem Lager, der ihn sehr unfreundlich empfieng, über die Spanier schneidend sprach, und die Einladung die Stadt zu besuchen nur unter der Bedingung annahm, daß die Jesuiten stets an seiner Seite bleiben möchten. In Mitte der beyden Väter ritt er zur Wohnung des Commendanten, übernachtete dort, ganz zufrieden mit dem frohen Zuvorkommen der Städter, und noch mehr mit ihren häufigen Geschenken, die er nicht alle mit sich nehmen konnte. Als die Jesuiten ihm den folgenden Tag das Zurückgelassene überreichten, drang ihm dieser Beweis von Güte, Dank und den Entschluß ab, die Missionäre unter sein Volk aufzunehmen.

Was

Was die Jesuiten bis jetzt bey dem Caziquen gewonnen, zerstiebte schnell, da er in einigen Tagen darauf, bey einem Raubzuge gegen Cordoba, getödtet wurde. Sein Bruder Cithaalin rächte ihn blutig, verheerte die Gegend um Tukuman, machte viele Gefangene, wurde aber durch die Uebermacht der Spanier, verwundet, zur Flucht genöthiget. Während er seine Wunde heilte, ging er in die Ansichten seines erschossenen Bruders ein. Ruhig neben den Spaniern zu leben, war sein Wunsch, und durch die Jesuiten, welchen sein Bruder so geneigt war, sich mit den Spaniern in St. Fe in friedliches Verhältniß zu setzen, sein Verlangen. Er ritt, von zehn Indiern begleitet, nahe zur Stadt, verlangend, man möchte ihm zwey Jesuiten schicken. Burgos und Charzia kamen alsogleich zu ihm. Wollt ihr, rief er ihnen lächelnd entgegen, unsere Pater seyn? Ich bin der Bruder des bey Cordoba ermordeten Ariakaiquin, seyd ihr die nähmlichen, mit welchen er einst sprach? Man bejahte die Frage, munterte zum Frieden und Freundschaft auf, und lud ihn ein, sich in der Stadt bey den Spaniern, die ihm wohlwollen, zu vergnügen. Er ritt, nachdenkend, mit den Jesuiten. Neugierige Städter ritten entgegen, um die Gesellschaft der Priester zu sehen, und erkannten in ihm den tapfern Streiter, der ihnen viel Ungemach zugefügt, und „Postemudo, das heißt, der stille Stock, genannt worden war, weil ihm, wenn er mit seinen Feinden sprechen wollte, der Zorn die Sprache nahm. Cithaalin ärgerte sich über dieses Aufdringen. „Väter, ich habe euch und nicht diese gerufen, was wollen sie mir, ich brauche sie nicht, laßt sie nach Hause ziehen.“ So heischte er im trüben Ernste. Man willfahrte ihm, und suchte ihn zu einem Besuch bey dem Commandanten zu bewegen. Stolz wandte er sich zu den Jesuiten, ich will zu euch, in euer Haus, sprach er, ich bin kein Ueberwundener,

was kümmert mich euer Befehlshaber, will er mit mir reden, so wird er schon erfahren, wo ich bin. In dem Kollegio angelangt, kamen alle Jesuiten aus ihren Zimmern, den seltenen Gast zu begrüssen, der den „Hauptmann" zu sprechen verlangte. Der Pater Rektor stellte sich ihm vor, und gleich rief er, auf Burges und Garzia zeigend, diese zwey müssen mit mir gehen, bist du zufrieden? Nicht nur zufrieden, wurde erwiedert, sondern ganz vergnügt, und solltet ihr mehrere Priester brauchen, so begehret nur, ich habe noch viele andere.

Cithaalins Begleiter redeten kein Wort. Sie wurden mit ihm in die Kirche geführt, die ihnen sehr gefiel, und den Caziquen zur Aeusserung brachte: Ihr habt so schöne Sachen und Gebäude in euren Städten, warum bleiben denn die Spanier nicht in diesen und ihren Häusern? Es wäre besser, als daß sie uns in Feldern und Wäldern nachjagen. Warum suchen sie bey uns, was sie besser und mehr haben? Hätte ich solche Dinge, ich würde sie nie verlassen. Der Cazique wurde durch das Versprechen getröstet, man werde ihm bald ein Dorf, und ein schönes Haus bauen. Der Befehlshaber von St. Fe besuchte das Kollegium, um Cithaalin zu sich zu laden. Nur auf Zureden der Väter entschloß er sich, wenn er erst ausgeruht hätte, die Einladung anzunehmen. An dem Mittagmahle im Speisesale des Hauses Theil zu nehmen, weigerte er sich, weil er nicht gerne auf einen Seßel saß, und die spanische Kost nicht gewohnt war. Unter den Schatten eines Baumes lagerte er sich mit seinen Leuten, und verzehrte mit ihnen einen Kessel voll Fleisch, unser Brot war ihm ein wahrer Leckerbissen. Nach geendetem Mahle verfügte man sich in die Wohnung des Commendanten, wo zum Erstaunen der Anwesenden, die Indier wieder einen Kessel voll Fleisch zu sich nahmen. Hier wurde dann ausgemacht, daß für diesen Caziquen

und seinen Stamm eine Reduktion errichtet werden solle. Nur mußte er sich noch auf einige Zeit entfernen, um die andern seines Volkes zu überreden und abzuhohlen, die noch in der Wildniß lebten. Cordoba, Tukuman, St. Jago und St. Fe frohlockte, durch Gründung einer Reduktion für dieses gefährliche Volk, Ruhe und Sicherheit des Eigenthums zu bekommen, sie steuerten dreytausend Stück Hornvieh und mehrere hundert Pferde zusammen, um die beschlossene Pflanzung zu unterstützen.

Indeß zeigte sich ein neuer Feind vor St. Fe. Der Cazique Aletin, ein großer, dicker, einäugiger Mann, trieb mit seinen Kampfgenossen Ochsen und Pferde, die sie den Bürgern von St. Fe geraubt, hinweg; nur die eilende Tapferkeit des Commendanten rang ihnen acht Meilen vor der Stadt, die Beute ab. Seines Sieges freute er sich nicht lange, wenige Tage darauf starb er. Seine Stelle wurde gleich besetzt, Don Franzisko Antonio de Vera v. Muxica erhielt sie. Weniger freundlich, als sein Vorgänger, suchte er durch Ernst sich Ansehen zu geben, der Mangel seines militärischen Talentes wurde bald fühlbar, der Weg der Güte war ihm der angenehmste, darum ließ er sich sehr angelegen seyn, die Gründung der Reduktionen, als Mittel, seine Feinde zahm zu machen, zu befördern. Nicht er selbst, sondern seine Soldaten mußten den, durch die erlittene Niederlage, gebeugten Aletin aufsuchen, um ihm das rühmliche Bestreben seines Schwestermannes Cithaalin, eine Reduktion zu bilden, bekannt zu machen. Diese Nachricht überraschte ihn, ein Gleiches zu thun, gelobte er, wenn er sich von diesem Vornehmen seines Verwandten überzeugt haben würde. Von der Wahrheit darüber vergewissert, eilte er selbst zu den Jesuiten in St. Fe, und begehrte Priester, um augenblicklich einen schick-

lichen Ort für diese, und seine ruhige Niederlassung auszusuchen. Man kam in Verlegenheit. Zwey Reduktionen auf einmahl gründen konnte man nicht, und Aletinen vor dem, für diesen Zweck abwesenden Cithaalin, den Vorzug geben, wollte man nicht. Man versprach ihm daher, wenn sein Schwager zur bestimmten Zeit nicht rückkehren würde, mit ihm, und seinem Volke eine Reduktion zu errichten. In einem kleinen Meierhofe des Kollegiums, unfern der Stadt, erwartete Aletin Cithaalins Ankunft. Da dieser im Verlaufe des vierten Monathes seiner Entfernung noch nicht erschien, erhörte man die Bitte Aletins. Burges und Garzia begaben sich auf den Platz, wo die alte Stadt St. Fe einst stand, keiner unangenehmen Gegend, nur zu sehr mit Tiegern bevölkert. Zweyhundert Spanier zogen mit, um eine Kirche und Wohnung für die zwey Missionäre zu bauen, denn die Indier wußten mit solcher Arbeit nicht umzugehen, besiegten aber ihre sonst gewohnte Trägheit, und halfen, so viel sie konnten. In vier Wochen stand die kleine Kirche, und vier Wohnungen da, freylich nur aus ungebrannten Ziegeln, und mit Schilf gedeckten Dächern. Die innere Einrichtung war hinlänglich, ein Geschenk der wohlmeinenden Bürger von St. Fe. Die Spanier entfernten sich, und P. Burges trat über mehr als 150 Indier sein Amt als Pfarrer an. Sein erster Gegenstand einer Rüge, war die Unmässigkeit seiner Untergebenen, welchen täglich zwey Rinder, nebst von ihnen selbst erjagten Tiegern und Hirschen, zu wenig waren. Sie wollten das, ihnen von den Spaniern geschenkte Vieh, ganz nach ihrem Belieben, ohne auf eine Zukunft zu denken, verzehren, und dann wieder in den Wäldern schwärmen. Burges stellte ihnen nachdrücklich vor, daß sie auf solche Art keine Zeit finden werden, im Christenthume unterrichtet werden zu können,

auch müßte er, und sein Gefährte sie verlassen, wenn sie nicht gehorchen, nicht arbeiten wollten. Es wirkte, doch nicht lange, der neuen Mission drohete bedenklichere Gefahr von dem Eigennutze der Spanier. Die Reduktion war von St. Fe nur achtzehn Meilen entfernt, daher kamen häufige Besuche, und endlich Verlockungen ganzer Familien zur Stadt. Man behielt sie dort einige Zeit, gab ihnen in Fülle zu essen, und bediente sich ihrer als Taglöhner. War die Arbeit vollbracht, schenkte man ihnen ein wenig Wolle und Geld, und sandte sie wieder in die Reduktion, mit der Einladung, ein andermahl wieder zur Zeit nöthiger Arbeit zu kommen, man würde sie wieder bezahlen, da sie im Gegentheile von ihren Geistlichen nie Geld erhalten würden. Die Verführten, die nicht merkten, daß ihnen die listigen Spanier nicht den zehnten Theil von dem gaben, was ein anderer Tagwerker verlangt haben würde, erklärten dann ihrem Pfarrer rund heraus, ohne Bezahlung würden sie nie mehr arbeiten, es sey ihnen wohl bekannt, was die Jesuiten ihnen sparsam austheilen, gehöre nicht diesen Priestern, sondern den Indiern, es sey also ihr Eigenthum, und ihre guten Freunde in St. Fe hätten ihnen schon gesagt, daß es nicht nöthig sey, ihrem Pater in Allem zu gehorchen. Welch ein Donnerschlag für den eifrigen P. Burges! Ihn konnte nichts trösten, als der Beystand Aletins, der ihn ermahnte, die verdorbenen Glieder wegziehen zu lassen, und sich ausschließlich mit ihm und einigen Gutgesinnten zu beschäftigen. Dann hielt Aletin eine kluge kurze Rede an das Volk, mit glücklichstem Erfolge der Besserung. „Werdet ihr so fortfahren, so wird unser guter Pater, der uns Gott kennen lehrt, von uns ziehen müssen, der nun für uns Alle sorgt, da ihr früher ohne Gott zu kennen, für euch selbst und eure Kinder sorgen mußtet.“ Cithaalins Ankunft mit seinen Leuten

störte die Ruhe neuerdings. Zufrieden zwar, daß eine Reduktion begonnen, der er sich mit den Seinen anschloß, machte er ungeheuere Forderungen von Lebensmitteln, die nicht bewilligt werden konnten, und drohte im heftigsten Zorne, sich selbst von dem Gemeingute der Mission zu nehmen, was er wolle, und sich in St. Fe zu erkundigen, wie sich der Pfarrer gegen ihn zu verhalten habe.

Burges schickte, nach dem Rathe Aletins, einen Eilbothen zu den Commendanten nach St. Fe, mit einem ernsten Briefe, er fragte ihn, „ob es sein Wille wäre, daß die Indier nach ihren Gutdünken mit den Lebensmitteln schalten dürfen, wie die Spanier ihnen beygebracht. Wäre dieß, so müßte in wenig Tagen eine Herde Hornvieh von mehreren tausend Stücken hergeschafft werden. Sey dieß aber nicht der Fall, so solle man dem Cithaalin andere Grundsätze beybringen, als solche, die der eigennützige Stadtpöbel zu äußern pflege. Das Geheiß der Ordensobern habe die Jesuiten nicht als eine Vorpost-Wache für St. Fe, sondern als Lehrer des Christenthumes hingestellt, was sie gerne bis zu dem letzten Augenblicke ihres Lebens zu leisten bereit seyen. Wolle aber der Commendant die Indier nur zu Freunden der Spanier, und nicht auch zu Freunden Gottes machen, so sey dieß seine Sache, er möge dann auch nur Jemand abordnen, der die Wirthschaft der Gemeinde besorge. Diese Sorge sey ohnehin nicht das Amt eines Seelsorgers, und nur durch die Spanier den Missionären zugetheilt worden."

So nachdrücklich dieser Brief geschrieben war, so hatte er eine bescheidene Antwort zur Folge, die das Gefährliche der Zusammenkünfte der Indier mit den Spaniern anerkannte. Es wurde Rath gehalten, und von dem Befehlshaber verordnet, daß kein Bewohner der Reduktion, ohne schriftlich ertheilte Erlaubniß des

Mis-

Missionärs zur Stadt kommen dürfe. Die Spanier sollen keinen Indier aus der Mission zu sich einladen, bey Strafe des Kerkers, oder Erlegung einer Geldbuße.

Nach dieser Verordnung, setzte Cithaalin seine Drohung, in der Stadt über die Pflichten des Missionärs Erkundigung einzuziehen, ins Werk, denn er hatte sich unterdessen acht Tage mit der Jagd beschäftigt. Ein kühler Empfang, und die Lehre, seinem Priester in Zukunft zu folgen, war die Frucht seines Rittes. Ohne seinen Starrsinn zu bessern, lebte er nach gewohnter Weise in der Reduktion, und brachte sie bald so weit, daß die Nahrung aufgezehrt war. Indeß hatte Pater Burges gesorgt, daß er von einer andern Mission unterstützt wurde. Die gehoffte Lieferung traf ein, als die Noth schon groß war. Da ließ Burges seine Gemeinde zusammen rufen, und erklärte ihnen, daß die Unterstützung der Spanier aufgehört habe. Der angelangte Vorrath sey von Christen, die noch kurz vorher, wie sie, Heiden waren, weil sie aber der Lehre der Väter gehorchten, seyen sie im Stande, andern Gutes zu thuen, die auch wünschten, Gott kennen zu lernen. Diese Gabe werde er, nach seinem Belieben, an jene austheilen, die sich zur Arbeit bequemen würden, die andern mögen sich entfernen. Aletin war es zufrieden, Cithaalin murrte und zog mit 300 Personen weg.

Untröstlich war P. Burges über diesen Verlust von Menschen, die er für Jesu zu gewinnen hoffte. Aletin kannte seinen trotzigen Schwager besser, und behauptete, er werde wieder kommen. Nun suchte man eine feste Tages- und Lebens-Ordnung zu bestimmen. Die ersten Stunden gehörten dem Unterrichte im Christenthume, dann wurde das Feld bearbeitet, sechs Mann mußten das Vieh hüthen, für sechs Familien sollte jede Woche ein Rind geschlagen werden, die Haut wird dem

Mis-

Missionär gebracht, und von ihm verkauft, um ihren Werth werden Messer, Hacken, und Werkzeuge angeschafft.

Nach zwey Monathen stellte sich Cithaalin mit seinen Leuten wieder ein. Trotzig blieben sie in ihren aufgeschlagenen Hütten, ohne den Missionär zu begrüssen, ohne etwas zu fordern. Sie erwarteten, daß P. Burges sich ihnen zuerst nähern werde, denn sie verkannten seinen Eifer für sie keineswegs. Die liebreiche Sorge, mit der dieser kluge Seelenhirt ihnen Nahrung antrug, machte sie geschmeidiger, und, ohne ein Wort darüber zu verlieren, fügten sie sich in die Ordnung. Der gute Fortgang dieser christlichen Bildungsanstalt wurde durch einen Angriff von achtzehn Abiponern gefährdet, die den Anführer der Viehhüther der Reduktion ermordeten. Seine Söhne schworen dem feindlichen Stamme Rache, suchten die entflohenen Thäter vergeblich auf, und waren entschlossen mit allen Streitbaren der neuen Gemeinde den ganzen Stamm der Feinde zu bekriegen. Die sanften Worte des P. Burges hatten doch so viele Gewalt über die erzürnten Gemüther, daß sie ihren Vorsatz zum Kampfe aufgaben. Ein neuer Anfall und Raub wilder Indier machte Verfolgen und Zurückeroberung der weggetriebenen Pferde nöthig, da entdeckte es sich, daß nicht die Abiponer, sondern ihre eigenen Stammesverwandten, Mokobier unter Anführung des Caziquen Nevedagnak die Feinde wären, die dießmahl eben so glücklich, wie das erstemahl mit ihrer Beute entkamen. Entmuthiget durch vergebliches Nachsetzen, aufgebracht über die Spanier, die ihren neuen Freunden nie zu Hülfe eilten, und besorgt, in dieser Gegend wiederhohlten Räubereyen ausgesetzt zu seyn, verlangte die Reduktion von dem Missionär, einen andern Platz, tiefer in der Wildniß, für ihre ruhigere Niederlassung zu suchen, der mit Freude einwilligte, und die nöthigen

Schritte

Schritte in dieser Sache bey dem Commendanten einleitete, und den Provinzial des Ordens für den Plan der Uebersiedelung gewann. Der Commendant von St. Fe machte große Schwierigkeiten, ein Befehl des Gouverneurs von Buenos Ayres, den sich der P. Provinzial zu verschaffen wußte, machte sie aber schwinden, und die Reduktion suchte sich einen andern Ort, und fand ihn sechs Meilen von dem vorigen an einem Arme des Paranna Stromes, Algarrobos genannt. Eine vier Meilen breite, und vierzig Meilen lange Insel mit unzähligen Jagdgegenständen bevölkert, machte der Colonie diesen Aufenthalt besonders angenehm; am meisten die Herden wilder Pferde, aus welchen die Ankömmlinge, den durch Nevedagnak verübten Raub ersetzen konnten. Ausgebrochenes Feuer zerstörte die kaum fertig gewordene Kirche und Wohnung der Missionäre, angestrengte Thätigkeit machte den dadurch erlittenen Schaden wieder gut, in einem halben Jahre war ein ganzes Dorf zusammgerichtet, um von einem andern Elemente vernichtet zu werden. Der Paranna wuchs zu einem Meere an, und überschwemmte das ganze Gebieth so, daß man nur die Gipfel der höchsten Bäume sehen konnte. Die Bewohner, auf eine Anhöhe geflüchtet, mußten vierzig Tage dort verweilen, sich von Fischen und Seeschweinen nähren, und ihr mühsam errichtetes Dorf den Wellen Preis gegeben sehen. Die nicht ungegründete Furcht, dieß traurige Ereigniß könne öfter wiederkehren, bewog sie, auch diesen Platz zu verlassen, und sich sechs Meilen weiter nördlich anzubauen.

Während sie damit beschäftigt waren, kam ich, Florian Pauke, zu ihnen, wie ich schon erzählte. Die lederne Kirche und Wohnung war nur zur Noth hergestellt, vierhundert Schritte von hier wollten wir eine bessere Kirche, eine bequemere Wohnung gründen. Ich fing an, Ziegel zu bereiten, lud meine Zuseher dazu

ein

ein, und hörte von einigen das naive Geständniß: wir sind zu faul. Absichtlich verdarb ich etwas, sie lachten, ich fragte sie, ob sie es besser machen könnten, und bezweifelte ihre bejahende Antwort; so erregte ich ihre Eitelkeit, und sie arbeiteten dann frisch weg, um ihre Geschicklichkeit zu zeigen. Es gelang mir, sie durch Scherzen zur Arbeit zu gewöhnen, und bald hatte ich hinlängliches Materiale. Einen versuchten Anfall der meuchelmörderischen Payagüas, die uns sehr gefährlich hätten werden können, vereitelte ich durch Wachsamkeit, der Muth, mit dem ich von fünfzig meiner Pfleglinge begleitet, sie in ihrem Hinterhalte aufsuchte und angreifen ließ, verscheuchte sie. Meine Leute gewannen mich lieb, weil ich die Gefahr mit ihnen theilte. Mein einziger Kummer war, daß ich in ihre Sprache noch nicht so eingeweiht war, um alle meine Gedanken verständlich ausdrücken zu können. Manche Thräne vergoß ich darüber, die P. Burges mitleidig mit der Versicherung trocknete, ich würde durch meinen Fleiß bald zum erwünschten Ziele kommen. Er schenkte mir sein Wörterbuch, das er in drey Jahren gesammelt. Meine Indier beobachteten dabey ein mich überraschendes Zartgefühl, jeder scheute sich, meine Sprachfehler auszustellen, und als einst ein Knabe über ein übel ausgesprochenes Wort spottete, verwiesen ihm die Erwachsenen seine Keckheit. Sieh, sprachen sie, er bemüht sich unsere Sprache zu erlernen, wir verstehen ihn, was willst du noch? Ich that, als hätte ich diese Rüge nicht bemerkt, erklärte ihnen aber einige Zeit darauf bey einer schicklichen Gelegenheit, daß es mir angenehm seyn würde, von ihnen über Sprachfehler belehrt zu werden, weil mein Zweck sey, sie genau zu lernen, um sie dann, ohne Gefahr, mich falscher Worte zu bedienen, unterrichten zu können. Von nun an, verbesserten sie mich mit Bescheidenheit, und dadurch war ich im Stande, im zweyten Jahre

mei-

meines Hierseyns die Kinder im Christenthume zu unterrichten, und im dritten zu predigen.

Nebst dem Religionsunterrichte, lehrte ich die Kinder Lesen, Schreiben, und Musik. Es gelang mir in drey Jahren, zwanzig Knaben so zu unterrichten, daß sie, mit größter Fertigkeit, eine musikalische Vesper und Amt aufführen konnten, wodurch die Indier in große Freude, die Spanier in Verwunderung, gesetzt wurden. Meine geringen Kenntnisse in der Tischlerarbeit und im Drechseln, erwarben mir vollends die Zuneigung der Gemeinde, bald bekam ich aus ihrer Mitte Gehülfen, nur durfte ich keinen Unmuth blicken laßen, wenn einer etwas verdarb, oder mehrere Tage aus der Werkstätte blieb, denn diese Menschen sind mehr, als man vermuthen sollte, empfindlich. Darum fehlte es auch nicht an Mißhelligkeiten zwischen ihnen und dem P. Burges und P. Canelas. Da diese für Nahrung, Kleidung und Werkzeuge aller Art zu sorgen hatten, wie es die Pflicht des Pfarrers in allen Reduktionen ist, so ereignete es sich manchmahl, daß er den Wünschen seiner Pflegebefohlenen nicht willfahren konnte, da gab es dann Verdruß, den ich als Mittler schlichtete, indem man mir vertraute, weil ich nie Gelegenheit hatte, ihnen etwas abschlagen zu müssen. Der herzlich gute Burges war entzückt, daß man mir allgemein wohlwollte, und kein Zug von neidischer Scheelsucht trübte unser häusliches Glück.

Besonders wichtig wurde mir des Caziquen Citaalin Zuneigung, die ich dadurch mühsam gewann, daß ich seine drey Söhne gerne um mich litt, wenn sie mir auch oft sehr ungelegen kamen. Er hielt sie an, Christenlehre und Schule fleißig zu besuchen, und gestattete endlich, daß wir sie taufen durften, obwohl er selbst dieses heilige Sakrament noch nicht empfangen wollte. Der andere Cazique Aletin begehrte bald von uns, wir

soll-

sollten ihn zum Christen machen, er, sein Weib, seine Kinder und sechs andere Indier verlangten das Bad der h. Taufe, das wir ihnen mit möglichster Festlichkeit, in Gegenwart vieler dazu geladenen Spanier, welche die Pathen machten, ertheilten. Diese neuen Christen wohnten täglich der heil. Messe bey, und wurden unsere folgsamsten Freunde. Sie besuchten mich oft, und gaben mir dadurch erwünschte Gelegenheit, ihnen noch gute Lehren zu ertheilen, und die gegründete Bemerkung zu machen, daß ein freundlicher Unterricht unter vier Augen ihnen angenehmer, und für sie wirksamer sey, als die Predigten in der Kirche. Wir sahen uns dadurch veranlaßt, täglich zwey oder drey, der noch Unbekehrten, einzeln zu uns kommen zu lassen, um sie in der Lehre des Heiles zu unterrichten und nach vollendeter Unterweisung mit einem kleinen Geschenke zu entlassen. Ich besorgte die Männer und Knaben, P. Burges lehrte die Weiber und Mädchen.

Die Methode des Unterrichtes fordert viele Behutsamkeit. Nie darf man zu eifrig und anhaltend sprechen, sonst wird der Neuling im Christenthume, überdrüßig, und erscheint nicht mehr. Ist die Stimme stark tönend, so glauben sie, man zürne, oder wolle Gewalt brauchen, und wenn man auch glaubt, noch so einfach gesprochen zu haben, so ist es ihrer Fassungskraft noch immer zu hoch. Sind sie von andern beleidigt worden, so haftet die erlittene Kränkung so tief in ihrer Seele, daß sie zwar bey dem Unterrichte erscheinen, aber nur mit dem Körper anwesend sind. Ich wußte mir einst nicht zu erklären, warum einer meiner erwachsenen Zöglinge, auf meine Frage, ob er meinen Vortrag verstanden, keine Antwort gab, mit der Zehe ein Grübchen aushöhlte, beständig ausspuckte. Aletin, der eben dazu kam, rieth mir, ich möchte den Stummen entlassen, denn sein Betragen zeige an, daß er sich

nur

nur mit einem gehabten Verdruß beschäftige. Andere überraschten mich beym Anfange des Unterrichtes mit Thränen in ihren Augen und immerwährender Bewegung des Kinnes. Ich glaubte, dieses seyen Zeichen eines gerührten Herzens, nur kamen sie mir etwas zu schnell, und ich wurde bald belehrt, daß sie dadurch heimlichen Groll, der sich nicht helfen und Luft machen kann, zu äußern pflegen. In solchen Fällen endete ich die Lehrstunde schnell, und überließ der Zeit, die Stillung ihres empörten Gemüthes.

Um für Nahrung, und andere Nothwendigkeiten unserer Gemeinde zu sorgen, mußte ich nach St. Fe reisen. Kaum wurde dieß unter unsern Leuten bekannt, so drängten sich viele herbey, um die von P. Burges bestimmte Begleitung zu vermehren. So sehr mich diese Anhänglichkeit freute, so wurde dem P. Burges bange, da er die meisten Indier sich anschicken sah, mit mir zu reiten. Woher hätten wir die große Schar mit den nöthigen Bedürfnissen versorgen sollen? Mit Mühe, und dem Versprechen, sie dürften ein andermahl zur Stadt ziehen, ließen sich Einige bereden, zurück zu bleiben. Meine Anhänger waren aber doch so zahlreich, daß ich das Mißfallen des P. Rektors voraussah. Umsonst suchte ich sie zu bereden, vor der Stadt, meine Rückkehr zu erwarten, sie folgten mir wie mein Schatten. In der Stadt glaubte man, die Reduktion sey in Aufruhr, der Commendant schickte in das Kollegium, um zu erforschen, warum so viele Indier angekommen, der P. Rektor, Michael de Zea, konnte seine Bestürzung nicht bergen. Ich entschuldigte mich mit der Wahrheit des Vorfalles, als aber noch sechs Indier nachkamen, trieb ich den P. Prokurator an, mich schnell abzufertigen, um nach Hause eilen zu können.

Auf dem Rückwege mußte ich meinen Begleitern erlauben, dem Wilde nach zu jagen. Mittags und

Abends

Abends fanden sie sich allzeit an den bestimmten Orten ein. Ich saß abgesondert von ihnen, bethete mein Brevir, und beobachte sie. Unfern hatten sich fünfzen junge Knaben gelagert, rund um ein Feuer, wie die Erwachsenen, noch entfernter. Sie waren lustig und bereiteten ihr erbeutetes Wild. Aus den Blicken, die sie auf mich dabey richteten, vermuthete ich, sie möchten mich zu ihrem Schmause laden. Ich kam ihnen, um ihnen Freude zu machen, zuvor, verlangte ein Stück Braten. Der Knabe Sebastian, Cithaalins Sohn, machte gleich aus einem Staudenholze ein Spießchen, steckte das ungewaschene Fleisch daran, und brachte mir es dann gebraten. Ich griff zu, so sehr mich auch diese ungewohnte Mahlzeit Ueberwindung kostete, und ein Beyfallsgelächter der Geber versüßte mir meine Anstrengung. Bald hörte ich sie sprechen: der Pater ist kein Ausländer, er scheint in Wahrheit einer von unserm Volke zu seyn. Als ich ihre Frage, wie es mir schmecke, mit: recht wohl, beantwortete, erhoben sie ein neues Freudengeschrey, und schloßen sich von dieser Zeit noch inniger an mich an. Meine Ueberwindung des natürlichen Eckels, ward ein Band mehr, durch das ich ihre Zuneigung an mich zog.

Im letzten Nachtlager, nur einige Meilen von unserer Reduktion, verließen mich meine Begleiter bis auf wenige, und eilten, von Sehnsucht zu den ihrigen getrieben, nach Hause. Den folgenden Tag sah auch ich meine Mitmissionäre wieder, und wurde mit brüderlicher Liebe empfangen. Meinen zwey Knaben, die meine Bedienung ausmachten, hatte ich einige Ellen blauen Flanel, und Baumwollezeug, zu Hemden, mitgebracht. Ich ließ ihnen, die bisher bis auf eine Schürze von kleinen Rehen, nakt gegangen waren, Kleider machen, die sie aber erst, weil ihnen Bekleidung lästig war, nach vielen Zureden, beständig trugen. Sebastian bekam

kam nun auch Lust, immer bey mir zu bleiben, und seinem Beyspiele folgten seine beyden Brüder nach. Der Unterricht in der Musik lockte noch mehr Knaben zu mir, und unsere musikalischen Messen selbst ungetaufte Indier in die Kirche.

Die Schule wurde nach und nach fleißig besucht, Aletin redete den Aeltern zu, ihre Kleinen dazu anzuhalten. Von der teuflischen Gewohnheit, Kinder, die ihnen nicht gefielen, zu ermorden, hatten wir sie durch Zureden und unsere Wachsamkeit abgebracht. Fünf Jahre lebten wir schon beysammen, nur Cithaalins wilder Charakter war Schuld, daß wir keine größern Früchte unserer angestrengten Bemühungen aufweisen konnten. Die Lauigkeit, mit der dieser Cazique sich um das wahre Wohl der Seinigen bekümmerte, war ein trauriger Schatten zu Aletins regem Eifer. Hatte Cithaalin nur Speise und Trank in Fülle, so kümmerte er sich sonst um nichts. Zornig, blutgierig und ungezähmt, wurde er unsinnig, so oft er betrunken erschien, Weib und Kinder mußten vor ihm fliehen. Meiner wiederhohlten Vorstellung, nüchtern zu bleiben, gab er zur Antwort, es sey ihm unmöglich, er hätte das Berauschen schon von Jugend auf gelernt, ich möchte ihn auch daran gar nicht hindern, aber auf seine Söhne werde er acht haben, damit sie es nicht auch lernen.

Einst hatten unsere Indier einen Besuch von einem andern Stamme. Die ganze Nacht genoßen sie ihre berauschenden Getränke, und überschrien das Getöse ihrer Trommeln und Blasinstrumente. Keiner von uns wagte es, zu diesen Rasenden zu gehen, die am Morgen sich eine Schlacht lieferten. Mit ihren Lanzen sich verfolgend, durchbohrten sie Einen, den sie mit herausgetriebenen Eingeweiden liegen ließen. Ich eilte hinzu, ihm die Nothtaufe zu geben, denn er war noch ein Heide. Aletin kam mit seinen Leuten zu meinen Schutz herbey,

ich gewann Zeit, die heilige Handlung zu verrichten, dann seine Eingeweide, die nicht verletzt waren, in die natürliche Lage zu bringen, die Wunde zuzunähen, und den beynahe Sterbenden in meine Wohnung tragen zu lassen. Mit Umschlägen, von warmen Weine und Rosmarin, stellte ich diesen kräftigen Mann in vierzehen Tagen wieder her. An diesem Unglücke war, wie der Genesene erzählte, nur die Trunkenheit Cithaalins, veranlassende Ursache. Und doch wußten wir ihn sehr schonend behandeln, damit er nicht, durch strenge Rüge zum Zorn gebracht, mit seinen Leuten die Reduktion verließ.

Ein andermahl kam ein betrunkener Indier in nächtlicher Stunde in seine Hütte, nahm seine Lanze, und mordete sein Weib. Die Verwandten der Getödteten, wollten noch in dieser Nacht blutige Rache nehmen. Mit Mühe beruhigten wir sie für diesen Augenblick. Morgens hörten wir die Lärmzeichen, wir beorderten den wackern Aletin, den beginnenden Aufstand zu stillen, eilten von Hütte zu Hütte, bathen die Bewohner, weder den Bluträchern noch dem Mörder beyzustehen, der indeß in der Mitte des Platzes den Verwandten seines Weibes zuschrie: Hier stehe ich mit meiner Lanze, komme, wer da will, mich zu tödten, zwey Lanzenstiche werde ich aushalten, ohne mich zu vertheidigen, aber auf den dritten werde ich mich rächen. Aletin verhinderte, daß Jemand dieser tollen Aufforderung Gehör geben konnte. Ich und P. Burges führten den Thäter in unsere Wohnung, wo er weinte, seine Uebereilung erkannte, und Besserung versprach. In der Folge wurde er getauft und Leander genannt. Der Bruder der Ermordeten verzieh ihm, und bekam bey der Taufe den Nahmen Peter.

Cithaalins Sohn, Vinzenz, wäre bald Ursache geworden, daß sein Vater mit mir gänzlich gebrochen hät-

hätte. Er hatte einem Mädchen ein kleines Geschenk gegeben, und erfahren, daß dieß dem P. Burges bereits angezeigt worden sey. Eine Strafe fürchtend, nahm er sein Pferd, und ritt zu dem P. Rektor in St. Fe. Da er sonst den ganzen Tag bey mir blieb, und nur zu schlafen zu seinen Vater ging, erfuhr ich diese Uebereilung erst am Morgen. Nach drey Tagen kam Vinzenz zurück, übergab mir ein Schreiben des Rectors, in welchem ich beauftragt wurde, den Entlaufenen mit den P. Burges zu vereinen, und eilte gleich in das Haus seines Vaters. Die folgenden Tage erschien weder Cithaalin noch Vinzenz, ich ließ sie um die Ursache des Ausbleibens fragen. Der Vater kam, machte mir vor Zorn stotternd, Vorwürfe, daß Burges seinen Sohn habe strafen wollen, und daß ich seine Reise nach St. Fe nicht gehindert hätte. Ich erklärte ihm, daß ich von dem Vorgefallenen nichts gewußt, und verwies ihm mit kurzen Worten seinen Starrsinn. Er bezwang sich, sprach jedoch lange nichts, und blieb stehen. Erst, nachdem er sah, daß ich eben im Begriffe war, eine Reise zu unternehmen, fragte er, wohin mich mein Weg führe. Auf meine Antwort, daß ich mich nach der großen Insel des Paranna Stromes verfügen werde, um Holz für den neuen Bau unserer Kirche auszusuchen, sagte er, darf ich mit dir gehen? In Gottes Nahmen, erwiederte ich, aber ich gehe gleich. Er hohlte sein Pferd, und begleitete mich, ohne des Zwistes weiter zu erwähnen.

Unsere Reise, von der wir in zwey Tagen rückkehrten, war sehr angenehm für meine Gefährten, welche herrliche Jagd antrafen, und für mich, weil ich für meine Bauten brauchbares Holz in Menge fand.

Bey meiner Rückkunft in die Reduktion fand ich Gäste. Der Cazique Nevedagnak, ein junger Mann von außerordentlicher Größe, vieler Freundlichkeit und

Klug-

Klugheit, uns schon von einem beynah vergessenen Raub der Pferde bekannt, besuchte uns. Seine wirklich anständige Sitte, sein höfliches Benehmen, und der sanfte Ernst seiner Rede, nahmen mich gleich zu seinem Vortheile ein, und gerührt pries ich die Fürsehung, da er mir Hoffnung gab, bey uns zu bleiben, und ich dadurch meinen geheimsten Wunsch in seinem Entstehen schon erfüllet sah. Aletin, sein Vetter, bestärkte ihn in seinem Entschluße, und machte ihn, mit einer dankbaren Thräne, auf unsere Verdienste aufmerksam, sie mit Gott bekannt gemacht und zu Menschen gebildet zu haben. Als Nevedagnak sich mit seinen zwanzig Begleitern, jungen, wohlgewachsenen, fröhlichen Männern, beurlaubte, beschenkte ich ihn mit einigen Bünden Taback, einem Hute, Messer und Hacke, die andern mit einem Messer; P. Burges gab ihnen zwey Kühe auf die Reise mit. „Mein Aletin! sprach er beym scheiden, wie sind doch diese Pater gute, wackere, edle Personen, sie haben schöne Gemüther, sind nicht wie wir, und verhalten uns nichts. Unsern Cithaalin, der doch seine Schwester zum Weibe hatte, besuchte Nevedagnak nicht, denn, wie wir später erfuhren, sie waren keine guten Freunde, weil ihm einst Nevedagnak wegen übler Behandlung seiner Schwester, eine solche Ohrfeige gab, daß er halb ohnmächtig zur Erde sank.

Gleich berichteten wir dem P. Provinzial und dem Commendanten zu St. Fe, daß wir höchst wahrscheinlich eine Vermehrung unserer Kolonie bekommen würden, und bathen sie, den Gouverneur zu Buones Ayres zu vermögen, uns Hornvieh zu schicken. Wir erhielten — Vertröstungen. Der P. Provinzial erlaubte uns, bey den Missionen der Quaranier, die vierhundert Meilen von uns entfernt waren, Hülfe zu suchen, die uns auch sehr großmüthig unterstützten, indem sie uns fünf-

hun-

hundert Stück Hornvieh zutrieben, und sich anheischig machten, uns jährlich so viel Tabak, Thee und Baumwollenzeug zu geben, als man für fünfhundert Thaler kaufen könne, und zwar so lange, bis wir selbst im Stande seyn würden, uns durch eigne Erzeugniße zu ernähren. Sie verlangten nur dafür, unsere Indier möchten ihnen jene Kinder wieder zurückstellen, die sie ihnen vor vielen Jahren, noch im Stande der Wildheit, geraubt hatten. Sie waren auf mein Zureden gleich dazu bereit, und ich hatte das Vergnügen, den gütigen Quaraniern drey und siebzig Kinder zurück zu senden.

Hätten nicht die immerwährenden Trinkgelage, mit ihren traurigen Folgen, uns Kummer gemacht, so hätten wir wenig Ursache zu Klagen über unsere Zöglinge gehabt. Doch gelang es uns, die Mordthaten im Rausche, zu verhindern, indem wir den Befehl durchsetzten, daß, sobald sich die Indier zu Freudengelagen sammelten, ihre Lanzen in einen entfernten Ort gebracht werden mußten, wozu die Weiber gerne die Hand bothen. Entstand nun, wie gewöhnlich, Zank, so blieb es dann doch nur bey Faustkämpfen, bis wir endlich auch diese, mehr durch Aletins kräftiges Mittleramt, als durch unsere Beredsamkeit, beseitigten. Brachte sie Aletin mit seinen Neugetauften in ihre Hütten, so machten sie ihrer Wuth durch Weinen Luft, bis sie der Schlaf überwältigte. Ging es ziemlich friedlich ab, so schrieen sie aus vollem Halse Lieder, die sie sich selbst machten, und in unharmonischen Tönen, Äußerungen ihrer Tapferkeit, oder auch ihres Verdrußes waren. So sang einst einer: Höret ihr Pater, ihr verbiethet uns den Trunk oder Wein. — Ja, wenn der Wein übel wäre! ihr trinket auch, wenn ihr Messe haltet; soll er nicht gut seyn, wenn Jesu Frito (so verstümmelte er Christus) im Weine ist? Cithaalin war bey allen diesen Unfügen der Anführer, ich gab mir viele Mühe ihn milder zu

machen, ihn dahin zu bringen, sich zur h. Taufe anzuschicken. Er wich immer aus, endlich gelang es mir, in einem vertraulichen Gespräche, die Ursache seiner beständigen Weigerung herauszulocken. Die Spanier hatten ihm gesagt, er solle nur ruhig seyn, sein Volk im Zaume halten, und ihnen keinen Schaden zufügen, übrigens könne er leben, wie er wolle, die Missionäre müßten ihm alles Nöthige verschaffen, er habe gar nicht nothwendig sich von diesen Geistlichen beherrschen zu lassen, er sey Cazique, das Oberhaupt seines Stammes, und solle es bleiben.

Ich machte dem Commendanten zu St. Fe die Anzeige von diesem feindseligen Benehmen der Städter, die uns um unser Ansehen bey den Indiern, und den daraus hervorgehenden Gehorsam bringen wollten, und bemerkte, daß ich mich, wenn diesem Unfuge nicht Einhalt gethan würde, an den Bischof und Statthalter zu Buenos Ayres, ja selbst an den Vicekönig zu Lima wenden müßte. Das that Wirkung. Der Commendant untersagte jedem Spanier, ohne seiner Erlaubniß, die Reduktion zu betreten, und selbst in diesem Falle mußte jeder, dem Missionär sich zuerst zeigen, und durfte ihn nie verlassen, um mit den Indiern allein sprechen, oder handeln zu können. Diese Vorsicht war sehr dringend, denn die Spanier, sich die Unwissenheit unserer Leute zu Nutzen machend, betrogen sie bey jedem Kauf. Ich überzeugte mich selbst, bald nach diesem Gebothe, davon. Ich hatte in St. Fe Geschäfte, und nahm den Knaben Eusеb, einen Sohn Aletins, mit mir. Seine Mutter hatte ihm einen schönen neuen Teppich zu seiner Kleidung verfertigt, die er anzog, um in der Stadt zu prunken. Eine Semmel reitzte seine Eßlust, er hatte kein Geld, und wollte mich im Kollegium um welches ansprechen. Unterwegs begegnete ihm ein nach dem neuen Teppiche lüsterner Spanier, versprach ihm dafür

einen

einen alten, und vier Realen zu geben. Der hungrige Knabe ging den Handel ein, lief zum Bäcker, der ihm für zwey Realen vier Semmeln reichte. Diesen offenbaren Betrug meldete ich dem Stadtrichter, der den Spanier zur Zurückgabe des Teppiches, Verlust seiner Realen, und noch überdieß zu einer Geldstrafe verurtheilte.

Das Verboth, kein Indier dürfe ohne Erlaubnißschein seines Missionärs sich in die Stadt verfügen, wurde erneuert, aber doch dessen Zweck nicht erreicht. Denn die Spanier begaben sich nun in ihre, mehrere Meilen von der Stadt entlegenen, Meierhöfe, und handelten dort mit unseren Leuten, trotz unserer Wachsamkeit, und brachten ihnen üble Begriffe von uns bey. Cithaalin begünstigte diesen Schleichhandel, bis er selbst einst sehr arg betrogen wurde. Im Zorn darüber, klagte er mir das erlittene Unrecht, und ich ergriff diese Gelegenheit, ihn vor dem Umgange mit gemeinen Spaniern zu warnen, und rieth ihm, lieber nach dem Zureden der Vornehmen, ein Christ zu werden, und mir zu folgen. „Du hast recht, mein Pater, antwortete er, die Spanier, die Ziegel auf ihren Dächern haben, sind gut, schenken mir was, und loben dich und deine Lehre, die aber, welche ihre Häuser mit Stroh decken, sind ärger, als wir in unseren Wäldern gewesen sind. Sie betrügen, lügen und sind lasterhaft. Taufen kann ich mich aber nicht lassen, denn du sagst, wer ein Christ sey, dürfe sich nicht betrinken, und dieses kann ich nun nicht mehr lassen.“

Ich redete ihm herzlich zu, suchte ihm den Unterschied zwischen Trinken und Berauschen begreiflich zu machen, und gab ihm den Rath, sich aus den Gesellschaften, die, wie er gestand, seiner Nüchternheit so sehr gefährlich wären, zurückzuziehen, und sich sein Lieblings-Getränke im Hause bereiten zu lassen. Er ver-

sprach, zu versuchen, ob er meinen Rath befolgen könne. Ich selbst war neugierig auf sein künftiges Benehmen. Bald hörte ich, daß in einigen Hütten wieder das berauschende Getränke zugerichtet, und eine große Trinkgesellschaft veranstaltet würde, zu der auch Cithaalin geladen war. Da kam er zu mir und bath mich, ich möchte ihm erlauben, daß er sich noch einmahl recht berauschen dürfe. Mein Lieber, sprach ich, ich kann es dir weder verbiethen noch gebiethen, sondern Gott, dem alle Menschen gehorsamen müssen, hat uns die Nüchternheit befohlen. Die Spanier erzählten mir aber, erwiederte er, daß ihr Vieles ganz nach eurem Wohlgefallen gebiethet. Welche, entgegnete ich, die unter Ziegel- oder unter Stroh-Dächern wohnen? Die letztern, antwortete Cithaalin. Nun, von diesen meintest du ja selbst, fuhr ich fort, daß sie ärger sind, als ihr einst in eurer Wildniß waret. Verabscheuest du ihre Werke, wie kannst du ihren Worten Beyfall geben? Glaube du lieber jenen, deren Sitten dir gefallen, sonst wirst du nie wissen, was recht ist. Die Bösen belügen dich, weil sie dich betrügen wollen, um Nutzen von dir zu schöpfen. Ich aber bin nicht hieher gekommen, um Vortheile aus eurer Armuth zu ziehen, sondern habe tausendmahl mehr verlassen, als ich von dir hoffen kann. Ich brauche dich nicht, denn du hast schon gesehen, wie meine Brüder, in der Stadt, ohne Sorge für Kleidung und Nahrung leben, und bessere Wohnung haben, als meine Hütte ist. Niemand hat mich gezwungen zu euch zu gehen, nur mein unablässiges Begehren, und das Heil eurer Seele war Ursache davon. Was ich suche, ist, dir und den deinen, Gott zu erkennen zu geben, damit ihr, nicht nur hier, sondern auch in dem andern Leben glückselig werdet. Hätte ich keine andere Absicht, als mein Vergnügen, so wäre ich wohl nicht klug gewesen, mich in die Gefahr des Lebens, und in

diese

diese Mühseligkeiten zu stürzen. Denn, Vergnügen hätte ich erlangen können, ohne daß ich eine so weite und beschwerliche Reise gemacht, so viel Ungemach erduldet hätte. Ich habe euer nie bedurft, ihr aber bedürft meiner, oder eines andern, der mir gleich ist. Dein Leben auf Erde hättest du ohne mir fristen können, aber das Leben, das dich nach deinem Tode erwartet, kannst du ohne Beyhülfe eines Lehrers nicht erlangen. Sey klug, und ergreife eine Lebensart, welche dich Gott und den Menschen angenehm macht! Alles ist gut, was du sagst, sprach Cithaalin, aber erbarme dich meiner, und laß mich noch einmahl einen Rausch versuchen. Dann will ich mich schon zwingen, nicht das Trinken zu lassen, sondern mich nicht zu berauschen. So geh dann, sagte ich, und trinke so lange, bis ich dich rufen lasse, schicke ich aber, so entferne dich sogleich. Ich versichere dich, wenn es auf das Trinken allein ankömmt, will ich dir ein Getränk verschaffen, das dich nicht berauschen, aber trefflich schmecken wird. Mit diesem entließ ich ihn voll Vergnügen.

Ich bereitete paraquayischen Thee, der in unserer Wildniß nicht zu finden ist, und mir von den Quaraniern, die ihn pflanzen, geschickt worden war. Ich ließ meinen Freund Cithaalin von seinem Gelage abrufen. Erst der dritte Bothe brachte ihn mit. Er war noch nicht betrunken, und ich lud ihn ein, mir beym Thee Gesellschaft zu leisten. Sobald er ihn erblickte, rief er aus: Ja, wenn ich dieses Kraut (so nennen die Indier den Thee) täglich hätte, würde ich auf kein anderes Getränk mehr denken, ich kenne es schon, es behagt mir, und macht kein Kopfweh. Ich nahm ihn beym Wort, und entließ ihn ganz fröhlich.

Hierauf erstattete ich dem P. Burges Bericht, daß ich nun ein Mittel wüßte, Cithaalin zu gewinnen. Wir begehrten mit Erlaubniß unserer Obern von den

qua-

guaranischen Missionen Thee, und erhielten die Zusage, man würde uns jährlich fünf Säcke Thee, und zwey Stücke Leinwand, jedes von hundert Ellen, als Almosen geben.

Cithaalin fand sich fleißig bey mir ein, um Thee zu hohlen, mit dem er dann auch seine vorige Trinkgesellschaft bewirthete, die so, wie er, sich nicht mehr berauschte, aber auch von uns Thee verlangte. Wir setzten fest, daß jeder, der am Abende dem Rosenkranze beywohnen würde, von diesem Lieblingstranke bekommen solle. Ich ging Schritt vor Schritt weiter. Schon hatte ich sie von der Trunkenheit entwöhnt, schon zum fleißigen Besuch der Kirche gebracht, nun verlangte ich, daß jeder, der Thee trinken wolle, auch arbeiten solle, um diese theure Waare zu verdienen.

Aletin war gleich dazu bereit, Cithaalin machte Schwierigkeiten, und suchte Ausflüchte. Da wir es aber so anstellten, daß er sah, wie sein steter Rival Aletin auch bey der Austheilung mehr, als er erhielt, bequemte auch er sich. Aletin mit seinen Leuten besorgte die Materialien zu unsern Bauten, Cithaalin sollte das Feld bestellen. Seine Einwendung, er und die Seinen wüßten nicht damit umzugehen, nützte nichts, ich trug mich als nothwendiger Lehrer an, und erklärte ihm, daß er sonst gar keinen Thee mehr zu hoffen hätte.

Cithaalin stellte sich am folgenden Morgen mit zwanzig Begleitern ein, sie erhielten ein Pfund Thee, ritten auf das Feld, tranken das bittere Kraut ohne Zucker, und erwarteten mich. Ich beschickte den Pflug, ackerte eine Furchen, und verlangte, sie möchten es auch so machen, bekam aber die unerwartete Antwort: Du machst es recht gut mein Pater, arbeite nur zu. Ich drohte mit künftiger Nichtverabfolgung des Thees, und bewog sie dadurch zur Nachahmung, die über meine Hoffnung gut ausfiel. P. Burges trat mir einen gro-

ßen

ßen Theil seiner wirthschaftlichen Sorgen ab, ich mußte für Alles Rath schaffen, selbst Seife sieden, und Kerzen ziehen. Diese Beschäftigungen sagten mir aber nicht recht zu. Manchmahl warf ich mich unter einen Baum, dessen Schatten Zeuge meiner stillen Thränen wurde. Ich sehnte mich, als Prediger aufzutreten, und mußte nun den Haushälter machen. Doch bald legte sich dieser Sturm in meiner Seele, und ich beruhigte mich mit dem Gedanken, daß ich auch so, für das Wohl der Menschen arbeite, bis mir Gottes Wille ein anderes Feld, ungestörter geistlicher Verdienste, anweisen würde.

So vergingen mehrere Monathe ziemlich ordentlich. Cithaalins Hitze, und nunmehrige Ungenügsamkeit im Theetrinken machte ein paarmahl argen Lärm, er wurde aber wieder zur Ruhe gebracht, obgleich er dabey meine Geduld auf harte Proben stellte.

Nevedagnak, der uns vor einigen Monathen liebgewonnen, führte seinen Vorsatz, sich in unsere Reduktion zu begeben, mit vierzig Familien aus. Da er mich früher davon in Kenntniß setzte, ritt ich ihm drey Meilen entgegen, um ihn zu bewillkommen. Nachdem er einige Tage ausgeruhet, führte ich ihn nach St. Fe, um diesen Caziquen dem Commendanten vorzustellen, der ihn wohl beschenkt entließ. Er fügte sich schnell in die Hausordnung, und trug sich mit seinen nervigten, folgsamen Leuten zu einer Zeit freywillig zur Arbeit an, in der wir glaubten, er würde sich noch nach Erhohlung sehnen. Mit Aletin machte er bald Freundschaft, mit Cithaalin war er zwar höflich, doch nie vertraulich. Er hatte zwey Weiber, die er mit sich brachte, da er aber hörte, wer sich wolle taufen lassen, dürfe nur mit einem Weibe leben, entließ er eine, die wir dann auch, obgleich von ihm geschieden, ernährten. Einige Monathe besuchte er mit den Seinigen die christliche

Lehre,

Lehre, und ohne der Aufmunterung zu bedürfen, verlangte er für sich, sein Weib und seine Tochter die heil. Taufe. Am Tage des h. Dominik weihte ihn unser P. Rektor, zu St. Fe, durch das h. Sakrament zum Christen. Bey der im Ordenshause gehaltenen Tafel erstaunte der geladene Commendant über die Haltung und Artigkeit des neugetauften Dominik, und sagte mir viele schmeichelhafte Verbindlichkeiten über meinen Antheil an Nevedagnaks Bekehrung.

Cithaalin stutzte über dieses, er fühlte, daß die friedlich Gesinnten durch ihre Mehrzahl nun im Stande wären, seine rohen Ausbrüche des Stolzes, mit Gewalt zu hemmen. Er hatte nun zwar keinen bessern Sinn, aber doch auch keinen Muth, Unruhen anzuzetteln, und verhielt sich leidentlich, nur machte er noch keine Miene sich taufen zu lassen, ich mußte auf ein Reitzmittel denken, zu dem mir endlich Nevedagnak verhalf.

Aletin hatte, als ehrende Auszeichnung seiner um unsere Kolonie erworbenen Verdienste, von dem Commendanten einen Stab und den Titel: Hauptmann, erhalten. Dieß machte großes Aufsehen unter den Indiern. Ich wollte dem Caziquen Dominik gleiche Ehre verschaffen, aber er weigerte sich und sagte: „zu was brauche ich so einen Stab? ich habe meine Lanze, der Stab ist ein ohnmächtigts Ding, jeder weiß auch ohne ihn, wer ich sey. Zur Arbeit, und um auf das Pferd zu kommen, bedarf ich ihn nicht. Dem Cithaalin wird er aber vielleicht besser anstehen, es kann seyn, daß er sich, aus Begierde einen zu empfangen, in Zukunft besser gegen euch beträgt. Denn er ist ein hochsinniger Mensch. Ich bin noch neu, und zu jung, daß ich gleich einen Stab trage, aus Gnade will ich keinen haben, willst du, daß mir mit der Zeit einer zukomme, so will ich ihn vorher verdienen.“

Nevedagnak hatte Recht. Der Stab in Aletins Hand ließ Cithaalin nicht ruhen. Er kam zu mir, bestürmte mich mit den Fragen, warum Aletin einen Stab erhalten, ob Aletin nun allein Hauptmann seyn solle, ob dieser nun mehr, als er, sey? Meine gelassene Antwort, daß dieses Ehrenzeichen dem Aletin, wegen seiner guten Aufführung, seinem Fleiße, und besonders wegen der Annahme der h. Taufe, verliehen worden sey, befriedigte ihn nicht ganz, weil er sah, daß Nevedagnak, der getauft, und gut war, doch noch ohne Stab herumgehe. Nur mit Mühe machte ich dem Ehrsüchtigen begreiflich, daß der Commendant erst durch lange Zeit von der Vortrefflichkeit eines Menschen überzeugt seyn müsse, bis man ihn durch Uebersendung eines Stabes für würdig erkläre, den Edlen des Landes zugesellt zu werden.

Nun wußte ich meinen Mann festzuhalten. Ich schrieb dem P. Provinzial meine Lage mit dem leicht beleidigten Cithaalin, und ersuchte ihn, mir für ihn einen Stab zu schicken, den ich ihm nach Befund seines künftigen Betragens, übergeben könnte. Der Stab kam. Nachlässig legte ich ihn bald da, bald dort in meinem Zimmer hin, wenn ich Cithaalins Besuch erwartete. Er verwandte kein Auge von diesem Ziele seiner Wünsche. Ich schien nichts zu merken, bis er nach mehreren Tagen mit einer fühlbaren Beklommenheit fragte, wer denn diesen Stab tragen würde? Ich warf kalt die Erklärung hin „ein Cazique, der gut und christlich leben wird." Cithaalin verlor kein Wort, und von dieser Stunde ging er eifrig in die Kirche, und zur Arbeit. Nun verbarg ich den Stab, sein Blick suchte ihn vergebens, nach einigen Wochen konnte er nicht mehr länger an sich halten, und platzte mit den Worten heraus: wo ist der Stab, hast du ihn schon dem Nevedagnak gegeben? Nein, er ist ja noch nicht lange getauft, ant-

wor-

wortete ich. In kurzer Zeit kam er wieder und fragte mich sehr süß: wann wirst du mich denn taufen? Wenn ich aus deinem Betragen sehen werde, entgegnete ich, daß es dir Ernst sey, ein anderer Mensch werden zu wollen, wenn du mit der Entlassung einer, deiner zwey Weiber, den Anfang dazu machen wirst. Er ging alle Bedingungen ein, sein drittes Wort war der Stab, nur sehen möchte er ihn heute noch. Ich willfahrte ihm. Nun sagte er mit glänzendem Auge, wirst du mir dann wirklich diesen Stab schenken, wenn ich mich taufen lasse? mein „Nein" überraschte ihn sehr schmerzhaft. Ich sprach viel mit ihm über die Würde dieses h. Sakramentes, und die Nothwendigkeit, es aus edlen Beweggründen zu verlangen, und verabschiedete ihn sehr mißvergnügt. Ueber acht Tage mied er mich, ich sah ihn nur bey der h. Messe, länger gestattete ihm seine Neugierde nicht zu trotzen, er bath mich sehr demüthig, ich möchte ihm Hoffnung zur Taufe geben, er war auch schlau genug, fromme Ursachen seines Begehrens anzugeben, fiel aber bey längerer Unterredung doch aus seiner Rolle, und der Stab blieb immer noch der Hauptgrund seines hastigen Eifers. Er entdeckte mir die wahre Triebfeder, aus der er die Wildniß verlassen, und in die Reduktion gekommen sey. Er hatte den Tod gefürchtet, und kein Mittel wider ihn gefunden, aber gehört, daß uns das Schicksal der Menschen nach dem Sterben bekannt wäre. Um dieses zu erfahren, suchte er unsern Umgang, und weil er da gelernt, daß man entweder in den Himmel zum Schöpfer aller Dinge, oder in das große Feuer zu dem Teufel komme, so wollte er die Mittel kennen lernen, zu dem himmlischen Vater zu gelangen. Christ zu werden, sprach er, habe ich jetzt keinen Anstand mehr, das Morden, Lügen, Rauben und Betrügen kann ich lassen, mit einem Weibe nur zu leben, ist mir auch nicht zu schwer, das Berauschen

werde

werde ich freylich nicht ganz meiden können, aber ich hoffe, Gott wird mein Alter betrachten, und mir, als Cazique, mehr erlauben, als einen gemeinen Indier. Sage mir aufrichtig, mein Pater, wenn man den Schöpfer mit einem Rausche so schwer beleidiget, warum hat er denn das Honig, und die Amap (Johannisbrot) gemacht, aus welchen wir unsern Lieblingtrunk bereiten.

Er hörte meine Lehre über die Güte Gottes, und die Pflicht, seine Gaben nicht zu mißbrauchen, aufmerksam an, und drang in mich, ihm, und dem Weibe, die er behalten wolle, den Vorbereitungs-Unterricht zur h. Taufe zu geben. Durch vier Wochen lehrte ich sie täglich, und dann ertheilte ich ihnen im Beyseyn zweyer adeliger Spanier das heilige Sakrament der Taufe, und segnete dann ihre Ehe ein. Er erhielt den Nahmen Franz, sie, den Nahmen Ignazia, denn es ist bey uns der Gebrauch, die Nahmen männlicher Heiligen auch den Weibern zu geben. Ein Freudenmahl erhöhte, und beschloß die Festlichkeit dieses Tages.

Ich nahm davon Gelegenheit, den Nalangain, einen Bruder Nevedagnaks zu fragen, wann er diesem Beyspiele folgen und sich taufen lassen werde. Ich glaube, antwortete er mir, Cithaalin fand sich zu dieser heiligen Handlung tauglich, da er sie begehrte, ich traue mir aber selbst nicht zu, von meiner Fähigkeit ein Urtheil zu fällen, und will abwarten, bis du mich, als würdig dazu, erklärst. Ich stellte mit ihm eine Prüfung an, und fand zu meinem nicht geringen Troste, daß die Lehren unseres heiligen Glaubens durch Gottes unermeßliche Gnade festen Grund in seinem Kopf und Herzen gefaßt hatten, und machte ihm meinen Wunsch bekannt, daß er als ein Cazique auch seine Untergebenen bewegen möchte, Christen zu werden. Er führte mir auch bald darauf vierzig Personen mit ihren Kindern zu, die ich nach einer kurzen Unterweisung geeignet

fand,

fand, die Gemeinde Jesu zu vermehren. Ich traf Anstalten, ihnen die h. Taufe zu ertheilen, und ließ es dem Nalangain frey, sich Pathen unter dem Adel der Spanier zu St. Fe zu wählen. Er stellte mir anheim, einen Pathen für ihn zu suchen, weil es ihm ganz gleichgültig sey, ob ein adeliger oder unadeliger Christ Zeuge seiner Bekehrung sey, und habe gar kein anderes Verlangen, als die Freundschaft seines Schöpfers.

Der Commendant von St. Fe, den ich über Nalangain Bericht erstattet hatte, wollte selbst sein Pathe werden, und die h. Taufe mit Pracht in der Stadt vollziehen lassen. Der edle Täufling war aber über diesen Punkt anderer Meinung, besonders da er vernahm, daß seine Untergebenen in unserer Reduktion zu Christen umgeschaffen werden sollten. „Mein Pater, sagte er zu mir, ich will ja nicht wegen den Spaniern getaufet werden, ich verlange nichts von ihnen, ich habe sie in der Wildniß nicht gebraucht, da ich noch ein Heide war, viel weniger jetzt, da ich ihnen durch die h. Taufe gleich werde. Damit sie sehen, daß ich sie weder fürchte, noch etwas von ihnen hoffe, so will ich, wie die andern hier in unserm Dorfe getauft werden. Es ist nicht recht, daß man meine Leute bey dieser heiligen Handlung von mir trennen will. Gott hat mir hier das Verlangen dazu gegeben, und er ist nicht allein in der Stadt, sondern auch hier, und überall, wie du lehrest, und ich glaube. Wenn nur mein Schöpfer hier zugegen ist, sonst brauche ich niemand. Mein Leute würden mißvergnügt werden, wenn ich an einen andern Ort, als sie, getauft werden sollte, da wir doch alle mitsammen hier den Gedanken dazu faßten. Ich würde eine große Freude genießen, wenn ich jene, die ich als Nachfolger meines Irrweges gesehen habe, auch als meine Gefährten auf dem Wege der Erkenntniß erblicke.“ Diese Antwort gab er mir in seiner Sprache mit weni-

gen

gen sehr nachdrücklichen Worten, und unter Freudenthränen gab ich ihm, durch seine Denkart sehr gerührt, die Versicherung, daß sein schönes Verlangen erfüllt werden solle. Man nahm die hinterbrachte Aeußerung Nalangais in der Stadt nicht übel, und meine Einladung, zu uns zu kommen, mit Vergnügen auf. Den Tag vor der Taufe kamen die vornehmen Taufpathen von vielen Spaniern begleitet in unserm Dorfe an. Sie wurden von Nalangain mit den Worten empfangen: „Ihr seyd nun da, und wollet meine Väter seyn, nehmet dafür meinen Dank. Mein Gemüth wird ohnmächtig wegen eurer großen Freundschaft, die ihr mir erzeiget, und euch des Uebels nicht erinnert, das ich euch so oft zugefügt habe, da ich euch für meine Feinde hielt.“ Am folgenden Morgen verkündete Musik die Feyer des Festes, die schon getauften Caziquen machten unseren Gästen mit ihren Leuten die Aufwartung, und Cithaalin erhielt den lang ersehnten Stab als Mit-Hauptmann. Das zahlreich bey der Kirche versammelte Volk, empfieng die prächtig bekleideten Spanier, und Nalangain, der in seinem gewöhnlichen Anzuge gelassen und sehr ernst einher ging. Ich glaubte, er sey niedergeschlagen, und fragte ihn, ob er das Wasser der h. Taufe fürchte. Laß mich, erwiederte er, das Wasser fürchte ich nicht, das Feuer allein fürchte ich, und eben deßwegen will ich getaufet werden. Viele Spanier waren mit ihren Gewehren vor der Kirche geblieben, und feuerten sie in dem Augenblicke ab, in dem ich den Caziquen das Wasser auf das Haupt goß. Das nähmliche thaten sie bey der Taufe seines Weibes und seiner Kinder. Die andern vierzig Personen empfiengen ebenfalls dieses h. Sakrament, und alle wurden beschenket. Nalangain, nun Joseph genannt, bekam von seinen zwey Pathen Kühe, Schafe und Pferde. Ein reichliches Mahl erhöhte die Freude des Volkes.

Die

Die Spanier, welche ihre Tafel selbst besorgten, und alles Nöthige aus der Stadt gebracht hatten, schickten dem Joseph einige Speisen, die er mit den andern Caziquen genießen sollte. Sie hätten ihnen auch Wein gesendet, wenn ich es nicht gehindert hätte. Doch Cithaalin witterte den Rebensaft, und machte unsern Gästen einen Besuch, die ihm aber, von mir darum ersucht, keinen Tropfen gaben. Ziemlich lange unterhielt er sich mit uns in Gesprächen, dann schützte er einen üblen Magen vor, und begehrte Wein. Wir stellten ihm vor, sein Uebel werde sich verschlimmern; doch vergebens, er behaarte auf der Forderung, und ich sah mich gezwungen, ihm ein halbes Glas zu reichen, das ich geschwind mit Wasser mischte. Sein Gesicht erheiterte sich; nach und nach, um nur das Gute lange zu genießen, schlürfte er ihn aus, sprach kein Wort mehr, beantwortete Fragen nur durch Mienen, und kaum mit seinem Glase fertig, ging er fort. Später erschien Nalangain, Nevedagnak und Aletin, um sich für die erzeugte Ehre zu bedanken, und den folgenden Tag saß alt und jung zu Pferde, um die Städter eine Strecke Weges zu begleiten. Nalangain ritt mit zehn Mann bis in die Stadt.

Nun waren schon vier Caziquen getauft, und die Gemeinen folgten nach und nach alle ihrem Beyspiele. Von Monath zu Monath meldeten sich bald zwanzig bald dreyßig zur Annahme des Christenthumes. Im Ganzen hatte meine Reduktion eine Bevölkerung von neunhundert Menschen, die nicht alle gerne und viel arbeiteten, weil noch die alte Gewohnheit des Müssigganges sie beherrschte. Doch, wenn sie auch jetzt noch nicht sich um ihre Lebensbedürfnisse selbst besorgten, so war ja doch schon unendlich gewonnen, daß sie selbst einsehen lernten, wie häßlich ihre frühern Sitten und Gebräuche waren, und daß sie bey uns, wenn auch

noch

noch als Heiden, wohnten, wodurch es uns möglich ward, durch Wachsamkeit, Handlungen der gräßlichsten Barbarey zu verhindern. Unter den Weibern unserer Reduktion war vielleicht keine, die nicht früher, mehrere ihrer Kinder ermordet hatte. Denn, die Neugebornen in den ersten Lebenstagen erwürgen, war etwas gewöhnliches, wenn sie ihnen durch Geschrey, oder nöthige Sorge auf der Reise, lästig wurden, oder wenn eine ohnehin schon zahlreiche Familie, durch die Geburt eines Zuwachses, in Nahrungsverlegenheit kam, oder wenn eine fehlerhafte Leibesbeschaffenheit ihnen den neuen Sprößling verhaßt machte, oder der Mann zweifelte, daß er Vater zu diesem Kinde sey. Das Weib eines Heiden, der mit ihr schon acht Monathe bey mir sich aufhielt, gebar einen hübschen Knaben, der Mann wollte aber eben mit ihr in die Wildniß zurückkehren, und ohne sich zu besinnen, gab er ihr zu verstehen, sie solle den Kleinen erwürgen. Ich erhielt Nachricht davon, eilte zu ihm, suchte ihn noch bey mir aufzuhalten, bis sein Kind stärker seyn würde. Er gab mir keine andere Antwort, als „ich habe es seiner Mutter schon gesagt" selbst auf die Frage nicht, ob er es tödten lassen wolle. Um es zu retten, kaufte ich es ihm um vier Ellen Leinwand ab, ließ es dann erziehen, und stellte den Knaben nach vierzehn Jahren, da mich dieser unmenschliche Vater wieder besuchte, vor die Augen seines Erzeugers. Er sah ihn ernsthaft an, sprach: vielleicht ist er es, redete augenblicklich über einen andern Gegenstand, und ging dann fort, ohne seinen Sohn auch nur mit einem Blicke zu erfreuen. Ich hatte noch öfter Gelegenheit, einen solchen Fall zu erleben.

Nicht empörend, aber sehr lästig wurde mir das immerwährende Begehren von Geschenken, besonders, da es nicht möglich ist, ihre unersättlichen Wünsche zu befriedigen. Gab ich ihnen nichts, so nannten sie

mich

mich ohne Umstände, einen Knauser, und ärgerten sich, wenn ich darüber lachte. Die Weiber begnügen sich mit geringern Dingen; wenn ein Mann um eine Axt, Thee, Tabak ansucht, so verlangen sie nur eine Nadel, und sehr oft wünschen sie erst dann was, wenn sie sehen, daß eine andere etwas erhielt. Wenn ich von der h. Messe nach Hause ging, fand ich fast immer bis zwanzig Weiber mit ihren Kindern vor meiner Thüre. Einige wollten wirklich etwas, die andern aber nur hören, was die erstern verlangten, und da wollte dann keine mit der Sprache heraus. Fragte ich die erste: was willst du? so antwortete sie: nichts, und so die andern alle. „Nun wenn ihr nichts wollt, so geht zu eurer Arbeit" befahl ich, und wendete mich um, da schrie die Eine, ich will eine Nadel, und Alle wiederhohlten ihre Worte. Ich gab der ersten, und ließ die andern an der Hausschwelle sitzen, bis sie vor langer Weile auch nach Hause schlichen. Geht Eine in das Haus des Missionäres, so lauern die Andern, bis sie zurückkömmt, sehen, was sie erhielt, und laufen dann, um das nähmliche zu begehren. Gab ich einem Weibe für ihr krankes Kind ein Stückchen Zucker, so brachten mir die andern alle ihre Kinder, sie waren gleich auch krank, und wollten Zucker haben.

Erwachseneren Knaben reichte ich selbst gerne Geschenke, um sie für Frömmigkeit und Fleiß zu belohnen, und zutraulich an mich zu ketten. Sie waren mir sehr nützlich, den Unordnungen meiner Gemeinde auf die Spur zu kommen. Durch meine ununterbrochenen Ermahnungen gegen die Trunkenheit, scheuten sich besonders die neuen Christen, öffentlich diesem Laster zu huldigen, sie unterließen die Musik, die früher die Freude ihrer Trinkgelage zu erhöhen pflegte, damit sie mir durch den Lärm ihre ordnungswidrigen Versammlungen nicht verriethen, kochten ihr berauschendes Getränke heimlich,

und

und schlichen in der Nacht zusammen. Trat ich dann mitten unter sie, oder suchte ich die Töpfe, mit dem geliebten Naß gefüllt, in den Winkeln ihrer Hütten, und fand sie schnell, oder stach ich, als geschehe es von ungefähr, mit meinem spitzen Stocke in die irdenen Behältniße ihres nächtlichen Vergnügens, daß es ausrann, so standen sie beschämt und verwundernd vor mir, wie ich ihnen denn doch immer hinter ihre Schliche käme. Lange Zeit verfielen sie nicht darauf, daß ihre Kinder die Verräther seyen, und mir täglich erzählten, was man in allen Hütten für Trank bereite, und wohin man ihn verberge. Endlich merkten sie es doch, und suchten die Schwätzer gegen mich, jedoch vergebens, zu bestechen, denn ich, mit meiner scherzenden Freundlichkeit, und ausgetheilten Messern, war ihnen lieber, als die Väter, die sie, im Rausche, oft mißhandelten. Glücklicher war ich, einen andern Unfug abzustellen. Meine Leute hatten, ich weiß nicht wie, und wann, von den Spaniern das Spielen gelernt, sie schlichen sich zeitlich von der Arbeit weg, um zu Karten und Würfeln und Kegeln zu kommen. Ich verbrannte ihnen die Werkzeuge dieser, die Zeit tödtenden, Unterhaltung, und erlaubte ihnen, nur an gewißen Tagen, nach der Arbeit, das Kugelspiel, das sich aber nach und nach auch verlor, vermuthlich darum, weil es öffentlich und unter Aufsicht geschehen mußte.

Lohn für meine Sorgsamkeit fand ich, nebst dem Bewußtseyn, meine Pflicht gethan zu haben, auch in dem guten Rufe meiner Reduktion, von dem ich einst auf einer Reise nach St. Fe einen überraschenden Beweis erhielt. Die hereinbrechende Nacht, machte es mir, und meinen Begleitern aus der Gemeinde, unmöglich, noch an diesem Tage die Stadt zu erreichen. Wir waren noch zwey Meilen davon entfernt, und lagerten uns neben den schlecht verblankten Garten, eines

von Spaniern bewohnten Hauses. Der Herr dieser Besitzung spähte um uns herum, erblickte mich beym Scheine des Feuers, um welches wir saßen, und grüßte mich und meine Leute mit den Worten: Gott sey Dank, daß ihr es seyd, Bewohner der Reduktion des h. Xaver, nun kann ich, und mein Weib, ruhig und ohne Furcht seyn. Er brachte uns genug Speise, und erzählte mir, auf meine Frage, warum er so gut von unsrer Reduktion denke, daß unlängst auch zwey Familien unserer Gemeinde hier übernachtet hätten. Er kannte sie anfangs nicht, und da sein Weib die Melonen noch im Garten liegen hatte, und die Kinder der Indier um sie herumsprangen, glaubte er nichts anders, als sie würden sich dieselben zueignen, und noch mehr suchen. Er blieb mit seinen Knechten wach, um bey einem versuchten Einbruch zur Gegenwehr bereit zu seyn. Nach einer Weile sah er die Angekommenen um das Feuer herum knien, und hörte sie bethen. Ein Mädchen sang dann in spanischer Sprache vor: Gute Nacht wünsche ich euch Mutter, Tochter des ewigen Vaters, ich erfreue mich und frohlocke, daß ihr Gott zu einem Sohne habt. Als ich dieß vernahm, erkannte ich, daß es eure Leute seyen, und tröstete mein Weib mit der Versicherung, daß wir von diesen nichts zu besorgen hätten. Beym Grauen des Morgen sah mein Weib in den Garten, und fand, daß auch nicht eine Frucht berührt worden sey, und voll Freude darüber, beschenkte sie die erwachten Reisenden. Er endete diese kurze Erzählung, und vergnügt blickte ich dankend gegen Himmel, der mich zum schwachen Werkzeug auserkoren, in die Herzen dieses einst so wilden Volkes Tugend zu verpflanzen. Es ist ein süßes Gefühl, Gutes gewollt und mit höherm Beystand ausgeführt zu haben. Mühe und Nachdenken kostete es genug, um die bösen Eigenschaften meiner Neulinge zu ergründen, um sie auszurotten. Wer hätte

wohl

wohl den Weibern dieses Volkes Verstellungskunst im höchsten Grade zugetraut? Und doch hatten sie diese. Oft wurde ich des Nachts zu einer Sterbenden gerufen. Ohne Athem fand ich sie, und ohne Bewegung, sie schien meine Gegenwart durch keinen Sinn zu bemerken. In Ermanglung eines andern Reitzmittels nahm ich ein Kühehorn, füllte es mit glühenden Kohlen, und legte schmutzige Schafwolle darauf, und hielt es ihr unter die Nase. Sie schöpfte Athem, und ich beeilte mich, ihr die bedingte Absolution zu ertheilen. Da sich aber diese Fälle sehr oft ereigneten, kamen mir diese plötzlichen Todesgedanken verdächtig vor, und ich nahm mir vor, genaue Beobachtungen anzustellen. Zuerst fiel mir auf, daß die Sterbenden die Augen geschlossen hielten, da sich doch sonst bey eintretendem Tode das Gegentheil zeigt, ferner entging mir nicht, daß sie nach langen Pausen Athem hohlten, und dann gleich wieder athemlos da lagen. Es befremdete mich, daß ich nie den Mann einer so schwer Kranken sah, ich fragte um ihn, und man antwortete, daß gerade der Mann an diesem traurigen Schicksale des Weibes schuld sey, weil er sie so stark auf den Kopf und ganzen Leib geschlagen, und ich fand doch nie eine Spur einer Verletzung, und versuchte, ob ich wohl auch den Athem so lange einhalten könne, und ich konnte es. Ich hatte nun Probe genug, daß die Weiber sich nur verstellten, gab ihnen eine Prise Spaniol in die Nase, sie mußten nießen, und — waren geheilt. Ich ließ es an Reden nicht fehlen, aus welchen sie merkten, ich hätte ihre Künste erkannt, und wurde in Zukunft nicht mehr durch solche schnell erfolgte Todeskrankheiten beunruhigt. Aletin und Revedagnak klärten mir die Ursache dieses Betragens auf. Die Weiber wollen dadurch ihre Männer zwingen, ihnen zu folgen, und sich überzeugen, ob ihnen leid seyn würde, wenn sie stürben.

Wie schwer tiefgewurzelter Aberglaube auszurotten sey, erfuhr ich, leider nur zu oft in meiner Reduktion. Der Mensch schüttelt das von Jugend an gewöhnte Joch, nie gerne ab, und die Besuche, die meine neuen Christen von ihren heidnischen Verwandten erhielten, trugen viel bey, daß der Glaube an die mächtigen Wirkungen der Sprüche und Thaten der Hexen und Zauberer, nur nach langer Zeit und unzähliger Belehrung, schwand. Ihren Zauberern trauen sie zu, jede Krankheit zu heilen, und dieß nicht durch den Gebrauch gewißer Kräuter, welche diese ihre geheiligten Ärzte zuweilen anwenden, sondern durch das Saugen. Der Zauberer wirft sich auf den Leib, des, auf der Erde liegenden, Leidenden, setzt seinen Mund an den Ort an, an welchem der Klagende Schmerz empfindet, dann grunzet der verehrte Heilkünstler, brüllet, beißt sich in die Zunge, bis er Blut merkt, spuckt es aus, und gibt vor, er habe es aus dem schmerzhaften Körper gesogen, oder er bringt ein kleines Stückchen Holz, oder ein kleines Beinchen aus dem Munde, mit der Erklärung, er habe es durch sein Saugen dem Kranken entnommen. Ich entlarvte manchmahl solche Betrüger, und befahl ihnen, uns zu verlassen. Ohne sich zu schämen, gingen sie ganz gelassen weiter, und die Betrogenen, vom Betruge deutlich überzeugt — glaubten dennoch an ihre Macht.

Ein sogenannter Zauberer war so keck, daß er sich mir aufdrang, meinen Kopfschmerz zu vertreiben. Ich ließ ihm seine Künste machen, um ihn dann augenscheinlich zu widerlegen. Er bestrich meine Schläfe mit seinem Speichel, wendete meinen Kopf hin und her, murmelte unverständliche Worte, hielt mir dann seine Hand gegen mein Gesicht, blies darüber, und sprach: du bist schon gesund. Ich versicherte ihm das Gegentheil, und er forderte deßen ungeachtet Bezahlung. Ich werde dir

eine

eine geben, sagte ich, wie man in meinem Vaterlande Betrüger zu belohnen pflegt. Und diese ist? fragte er. Nach meiner Erklärung, daß man dort solche Leute einsperre, Hunger leiden lasse und schlage, erwiederte er ganz kalt: ich gehe schon.

Es gibt viele solche Zauberer, die sich gegenseitig oft bis zum Tode verfolgen. Das können sie am leichtesten, wenn Jemand stirbt. Denn da die Indier glauben, man würde nie sterben, wenn man nicht im Kampfe oder durch Zauberer ums Leben käme, so fragen sie auch einen Wunderthäter, welcher seiner Amtsbrüder den Verstorbenen in das Grab gebracht habe. Da sind diese dann boshaft genug, aus Brotneid einen ihnen Verhaßten zu nennen, den die Verwandten des Begrabenen aufsuchen, und ermorden.

Nach langen Eifern brachte ich es endlich dahin, daß die meisten Bewohner unsrer Reduktion solchen Zauberern den Zutritt in ihre Hütten nicht gestatteten. Alle dahin zu bringen, war unmöglich. Aber das größte Hinderniß kam von den Zauberern selbst. Da sie merkten, daß ich ihnen Abbruch gethan, daß das Vertrauen des Volks auf ihre Künste sehr erschüttert sey, drangen sie mit Gewalt in die Wohnungen meiner Leute, und verlangten, was sie wünschten. Nebstbey drohten sie ihnen, eine große Überschwemmung werde die Reduktion vertilgen, die dem Wasser entrinnen würden, werden von den Spaniern gefangen, und zu Leibeigenen gemacht werden. Euer Pater aber, sagten sie, wird nicht mehr Gewalt wider uns, als wir wider ihn haben, wir werden ihn bey seinem Gott Vater verklagen, und der heilige Geist wird nie mehr zu ihm kommen. Diese und ähnliche Reden wurden mir hinterbracht. Ich konnte dabey nicht gelassen bleiben, weil meine armen Pflegekinder, von dieser Stunde an, in bangen Sorgen lebten. Ich berief die Caziquen, und erklärte ihnen, daß

ich

ich kräftige Mittel anwenden würde, diese erbärmlichen Droher in Schrecken zu jagen. Mein Cithaalin äußerte aber so sehr seine Furcht vor ihnen, daß ich lange reden mußte, bis er, weniger aus Überzeugung, als daß ich nur zu reden aufhörte, bekannte, er glaube selbst, daß sie uns keine Überschwemmung werden zuziehen können. Ich befahl ihnen, sie sollten am künftigen Sonntage ihre Untergebenen zur Kirche in die Predigt bringen, und besonders jene, von welchen sie wüßten, daß sie für Zauberer gehalten werden wollten, nöthigen, dabey zu erscheinen.

Sonntags, früher als ich das Zeichen zur gottesdienstlichen Versammlung geben ließ, stellte ich mich vor meine Wohnung, um mein Dorf übersehen zu können. Beym ersten Schalle der Glocken, gingen die Caziquen durch die ihnen untergebenen Hütten, und schickten alle Bewohner, Christen und Heiden zur Kirche. Ich hatte falsch geglaubt die ganze Reduktion zu kennen, denn ich sah nun viele, mir ganz fremde, Gesichter, besonders von alten Männern und Weibern. Damit alle Erwachsenen Platz im Gotteshause fänden, mußten die Kinder dießmahl vor den Thüren stehen bleiben. Nach der Christenlehre hielt ich die Predigt über den Spruch: Hüthet euch vor den falschen Propheten. Ich erklärte die Vermessenheit der Zauberer, welche sich erdreisten, unter dem Volke eine Sprache zu führen, die der Lehre Jesu, der alleinigen Wahrheit, gerade entgegen wäre, und endete mit den Worten: werden diese Menschen mit ihrer Arglist kein Ende machen, so werden diejenigen, die sich als Zauberer und Zauberinnen erklären sollten, und schon Christen wären, nach ihrem Tode nicht in die geweihte Erde gelegt, sondern wie die Thiere, im Felde begraben werden, und würden sie durch dieses nicht gewarnet seyn, so werde ich ihre Nahmen auf ein Papier schreiben, und dieses unter

die

die Füsse des Bildnisses des h. Xaver legen. Warum ich ihnen mit dem letzten drohte, wird die Folge lehren.

Meine Rede hatte die erwünschte Wirkung, daß nach Tische eine Menge alter Männer und Weiber in meinen Hof kam. Sie brachten mir einzeln Entschuldigungen vor, einige sagten, sie würden nur, von ihnen mißgünstigen Leuten für Zauberer ausgeschrieen, andere gestanden, sie hätten sich nur aus Noth für Zauberer ausgegeben, um Geschenke zu erhalten, und sie alle verstünden nicht das Geringste von Zauberey. Sie mußten dieses Geständniß laut vor dem ganzen Volke ablegen, und ich forderte jeden Menschen auf, mir gleich die Anzeige zu machen, wenn sich einer oder der andere in der Folge wieder erfrechen würde, den Wundermann zu spielen. Ich glaubte nun für immer Ruhe von diesen Unholden zu haben, und betrog mich.

Ein blinder Mann schlich sich in meine Gemeinde ein. Er kam auch zu mir mit dem heftigsten Verlangen ein Christ zu werden, ich verschob aber die h. Taufe lange, um seinen Werth zu prüfen, und ihn mit Muße vorzubereiten; endlich gewährte ich seine Bitte, er aber machte mich mit seinem Wunsche bekannt, auch das h. Sakrament der Ehe zu empfangen. Ich erstaunte, erkundigte mich und hörte, daß er schon längere Zeit, durch seinen zärtlichen Hang zu den Mädchen, ein Gegenstand des beißendsten Scherzes sey. Er wurde auch noch krumm, so daß er nur kriechen konnte, aber auch dieß hielt ihn nicht ab, sich ein Weib zu wünschen, und als er sich nach mehreren Monathen, so hergestellet sah, daß er mit einem Stabe aufrecht gehen konnte, setzte er seine Bewerbungen um eine Gefährtinn seines Lebens eifrig fort. Er lebte vom Almosen, das er so reichlich erhielt, daß sich wirklich eine meiner Christinnen entschloß, ihm die Hand zu reichen. Pater! sprach er einst zu mir, gib mir auch ein Almosen. Auf meine

Ant-

Antwort, daß ich ihm ja ohnehin Lebensmittel schicke, erwiederte er: ich verlange ja nicht von dir, was ich ohnehin habe, sondern ich begehre, was mir abgeht, ein Weib, und zugleich nannte er mir seine Braut, mit der ich ihn bald traute. In kurzer Zeit hörte ich Klagen, daß er so grob sey, und Erpressungen von bedeutenderen Dingen, als Nahrungsmitteln, anstelle, und trotz der Klagen doch erhielt. Ich wurde aufmerksam, forschte nach, und vernahm, daß er heimlich Zauberey treibe. Alsogleich befahl ich, im künftig nichts zu reichen, und beobachtete ihn scharf. Er erlaubte sich Drohungen, erzählte, er habe mich bey Gott dem Vater verklagt, der sehr über mich erzürnet sey, und forderte die Gemeinde auf mir nicht zu gehorchen. Der Blinde wußte nicht, daß ich Zeuge seiner Schmähung sey, und wurde durch mein strafendes Wort so weit gebracht, daß er um Verzeihung bath, und Besserung gelobte. Unter der Asche glimmte der Aberglaube immer fort, ich dankte Gott, daß er nicht in Flammen ausbrach.

Ungeachtet dieser ermüdenden Aufmerksamkeit auf das Betragen meiner Leute, war ich doch so gerne bey ihnen, daß ich eine Gelegenheit, in Buenos Ayres bleiben zu können, freudig ausschlug. Ich hatte nähmlich von meinem Ordens-Provinziale, der in Buenos Ayres wohnte, den Befehl erhalten, mich mit meinen zwanzig Musikern, in diese Stadt zu verfügen, denn der Ruf ihrer ausgezeichneten Geschicklichkeit war bis dorthin gedrungen, und der hohe Adel war neugierig, mokobische Tonkünstler zu hören. Drey Monathe vor dem Feste des h. Ignaz sollte ich dort erscheinen. Die weite Reise von hundert Meilen machte mir weniger Sorge, als der Gedanke, ob auch die Aeltern meiner Musiker, ihre Kinder so lange, und zu den Spaniern entlassen würden. Sie nahmen aber keinen Anstand, und gaben mir dadurch den sprechendsten Beweis eines schönen Ver-

trauens. In den letzten Tagen des Aprill reisete ich aus meiner Reduktion ab, und gelangte nach dreyzehn Tagen an den Ort meiner Bestimmung. Im Kollegio gab man mir ein Zimmer, meinen geforderten Begleitern einen Saal zur Wohnung, da sie aber von mir auf keine Art zu trennen waren, mußte ich mich auch zu ihnen ziehen. Ihre Anhänglichkeit an meine Person gefiel allgemein. Ging ich aus, so waren sie alle hinter mir her, machte ich in einem Hause einen Besuch, so erwarteten sie mich bey der Hausthüre, von meiner Erlaubniß allein durch die Strassen gehen zu dürfen, machten sie nie Gebrauch. Unsere Aeltern, sagten sie, haben uns verbothen von dir wegzugehen, weil sie fürchten, du möchtest uns verlassen, und bey den Spaniern bleiben.

Bey unsern Proben waren schon viele Menschen gegenwärtig, bey der Vesper am Vorabende des Festes des h. Ignaz war aber die Menge in der Kirche so groß, daß wir das Chor schließen mußten. Nebst der Andacht mag doch auch Viele, Liebe zur Musik, und Neugierde, sie von Indiern, die noch vor einigen Jahren Heiden waren, aufgeführt, zu hören, in das Gotteshaus getrieben haben. Der Bischof, der die Vesper, und am folgenden Tage das Hochamt hielt, der versammelte Adel, kurz alle Anwesenden, waren über die Geschicklichkeit meiner Zöglinge erstaunt, die reichlich mit Geld beschenkt wurden. Einige Tage darauf, ersuchte mich der Bischof, ich möchte ihm durch meine Pflegesöhne Tafelmusik machen lassen. Ich befahl ihnen mit ihren Instrumenten und Musikalien hin zu gehen, sie wollten aber nicht, und bequemten sich erst dann dazu, als sie sahen, daß auch ich in einem Wagen zum Bischofe gehohlt wurde. Sie machten auch hier ihre Sache vortrefflich. Die Bedienten brachten ihnen Speise und Wein, die erstern genoßen sie, Wein aber getrauten sie sich

nicht zu nehmen, weil sie bemerkten, daß mein Auge sie bewache.

Nun kam die Reihe an mich, eine harte Probe zu bestehen. Der Provinzial Alonso Fernandez wollte mich in Buenos Ayres behalten. Einige Geistliche hatten den Auftrag mich auszuforschen, ob ich auch gerne bliebe. Ich erschrak über ihre Anrede, und stellte ihnen vor, daß ich ja in meinem Vaterlande hätte bleiben können, wenn ich gewunschen hätte in der Ruhe eines Kollegiums zu leben, daß ich ja bloß darum nach Amerika gereiset sey, um Heiden in die Kirche Jesu zu führen. Allein sie erwiederten, daß es mir unter jedem Himmelsstrich gezieme, den Obern unsers Ordens auch gegen meine Neigung Gehorsam zu leisten, und ich — konnte dagegen nichts einwenden, sondern sagte ihnen nur, sie möchten sich von mir entfernen. Ein anderer Jesuit, FranzPauer, ein Schwabe, der dreyzehn Jahre Missionär gewesen, und nun im hiesigen Kollegium lebte, sollte versuchen, was meine Knaben dazu sprechen würden, wenn ein anderer Priester sie in die Reduktion zurückbringen würde. Er war längere Zeit in St. Fe gewesen, kannte mehrere meiner Zöglinge, und wußte, daß einige spanisch verständen. Er kam zu mir, und fragte mich in Gegenwart meiner Mokobier in spanischer Sprache, wann sie mit dem neuen Missionär abreisen würden, und wann ich meine, mir für immer bestimmte, Wohnung beziehen würde? Sie hörten dieß, ließen die Köpfe sinken, und entfernten sich mit kummervollen Thränen. Der Abgesandte wurde sehr gerührt, und eilte, dem Provinzial Bericht von dem ergreiffenden Schmerz meiner kleinen Freunde zu erstatten. Dieser verständigte ihn, daß er bereits von der Idee abgegangen wäre, mich in Buenos Ayres zu behalten. Mein Mitmissionär hatte nähmlich die Anzeige gemacht, daß unsere ganze Reduktion sehr unruhig sey, weil die Spa-

nier

nier von St. Fe die Nachricht ausgestreuet, ich würde nicht mehr in unsere Kolonie rückkehren. Der Provinzial las mir selbst diesen Brief vor, und gab mir unverzüglich die Erlaubniß, den Rückweg anzutreten. Somit wurde die Absicht des hiesigen Adels vereitelt, der ein Musik-Seminar errichten wollte, dem ich als Direktor vorstehen sollte.

Auf der Rückreise belustigten sich meine Zöglinge mit der Jagd der wilden Hunde in der Gegend des Flusses Conchas. Zwey und zwanzig Meilen von Buenos Ayres kamen wir zu dem Flusse Arecko, an dem das Jesuiten Kollegium von Buenos Ayres, eine Estanze, das ist, ein kleines Gütchen hat, dem ein Priester und zwey Laienbrüder vorstehen. Ersterer besorgt die Seelenleitung von vierzig Negerfamilien, die, Sclaven des Gutes, den Feldbau, einen Ziegelofen, zwölftausend Stück Hornvieh, und einige tausend Pferde besorgen, und Maulthier-Zucht treiben. Wir rasteten einige Tage, und zogen im Vorgefühle der Freude, die Gemeinde des h. Xaver wieder zu sehen, der Heimath zu, die wir auch glücklich erreichten.

Wir trieben dann wieder unsere gewohnten Beschäftigungen, und ich sah vorzüglich darauf, nützliche Handwerker zu bilden. Die Gelehrigkeit der Indier kam mir dabey wohl zu statten, und so träg sie sich zur Feldarbeit anschickten, so thätig waren sie im Gegentheile, wenn man sie verwendete, sich die übrigen Bedürfnisse selbst zu verfertigen. Mein Aufenthalt mit meinen Musikern in Buenos Ayres war in dieser Hinsicht sehr wohlthätig, denn ich hatte die Zeit wohl genützt, mich und die meinen in einigen nothwendigen Künsten und Handwerken zu unterrichten, oder zu vervollkommnen. Ich brachte es in der Folge so weit, daß ich fünf und zwanzig Indier hatte, die auch ohne meiner leitenden Gegenwart, recht taugliche Wagen machten. Vier Knaben

ben lieferten nette durchbrochene Bildhauerarbeit, sie verfertigten den untern Theil eines Altares, einen Tabernakel, zwey Altarverzierungen mit eingelegten Spiegeln. Sechs andere Knaben vergoldeten sie. Ich hatte Kammacher, Tischler und Drechsler, obschon uns Werkzeuge fehlten, welche unsre Mühe sehr erleichtert hätten. Die Theuerung der Schmiedearbeiten bewog mich, in St. Fe einen Ambos, Hammer, Feilen und dergleichen zu kaufen, drey Jünglinge öfter mit mir nach St. Fe zu nehmen, wo sie sich dann in der Schmiede des Kollegiums aufzuhalten hatten, um dem Meister manches abzulernen, was ihnen auch gelang, und unsrer Kolonie viel Vortheil gewährte.

Der Müssigang der Weiber, die außer der Jagd, wenig Beschäftigung hatten, war mir lange ein Dorn im Auge, ich berathschlagte mich mit dem Caziquen, ihnen die Weberey und das Färben lernen zu lassen. Die Männer billigten meinen Vorschlag, viele Weiber waren auch damit zufrieden, nur einige faule äußerten darüber ihre Galle, die man aber nicht beachtete. Von der Wolle, die mir unsre siebzehnhundert Schafe gaben, theilte ich jeder meiner angeworbenen Weberinnen so viel mit, als sie zu einer Decke nöthig hatten, und sie waren so eifrig, daß ich in drey Monathen drey und siebzig gut gearbeitete Decken bekam, die ich verkaufte, und dafür acht und vierzig Zentner Thee, fünfzehn Zentner Tobak, und Zucker erhielt. Diese eingehandelten Waren theilte ich meinem Volke aus, nur die faulen Weiber wurden nicht bedacht, und so zu dem Entschluße gebracht, im künftigen Jahre auch zu weben. Die kleinen Mädchen gewöhnte ich nach und nach auch zur Arbeit. So wie die Knaben unter der Aufsicht eines alten vertrauten Indiers standen, so hatte ich auch den Mädchen, eine alte verwitwete Caziquin zum Oberhaupt gegeben. Bisher hatten die Mädchen nichts zu thun,

als täglich der h. Messe, der Christenlehre und dem Rosenkranze beyzuwohnen, und bey der Ernte sich zu den leichteren Verrichtungen gebrauchen zu lassen. Dieser Oberinn befahl ich einst, nach der h. Messe mit vier Mädchen in meine Wohnung zu kommen, um die bessere Wolle von der schlechteren zu sondern. Es geschah, bald sammelten sich Zuseherinnen, die sich dann auch dazu setzten, und halfen. Den folgenden Tag kamen von selbst schon zwanzig, mit der würdigen Vorsteherinn, die mir die Wünsche der Mädchen bekannt machte, spinnen, weben und färben lernen zu dürfen. Gleich veranstaltete ich den Bau eines Arbeitshauses, und eine Indierinn, die lange Jahre als Gefangene bey den Spaniern mancherley schöne Arbeiten gelernt hatte, mußte die Lehrerinn machen. Die Freude, in einem Jahre so ganz in der Stille, und ohne Zwang, eine Deckenfabrike errichtet zu haben, die mir dreyhundert Decken ablieferte, war mein süßer Lohn. Der Wohlstand meiner Reduktion nahm dabey sichtlich zu. Die besten Decken wurden mir um fünf und zwanzig, die mittleren um zwölf, die schlechteren um sechs Thaler bezahlt, wodurch ich in den Stand gesetzt wurde, für die Bedürfnisse meiner Leute reichlicher zu sorgen. Die Männer trieben die Schafszucht mit mehr Eifer, um ihren Weibern Wolle zu verschaffen, damit sie sich nun nicht mehr bloß mit Fellen der Tieger und Fischotter, sondern mit bunten Teppichen bekleiden konnten.

Diese Früchte der Arbeit öffneten meiner Reduktion gänzlich die Augen, sie dankten Gott für die heilige Religion, die während sie sich bloß mit dem Himmel zu beschäftigen scheint, auch das irdische Glück des Menschen befördert. Meine Indier vertauschten die Teppiche, die ihre Weiber verfertigten, unter meiner Aufsicht, damit sie nicht von listigen Spaniern betrogen würden, gegen veredelte Schafe, und fingen ordentlichen Handel

an.

an. Ihre nette, selbst verfertigte Kleidung, ihr, gegen ihre früheren Jahre, reichliches Besitzthum, lockte immer mehrere Heiden an uns, die ich dann für das Reich Jesu, und für Arbeitsamkeit und gute Sitten gewann.

Mein Ordensbruder P. Joseph Brigniel, ein östreichischer Unterthan aus Klagenfurt, lebte längere Zeit in meiner Reduktion. Er war früher durch dreyßig Jahre Missionär bey den Quaraniern gewesen, wurde dann Rektor in dem Kollegium de las Corrientes, und kam darauf zu mir. Von da mußte er als Rektor nach St. Fe, blieb aber dort nicht durch die drey Jahre, die ein Rektor in seinem Amte zubringen soll, sondern kehrte noch ehe in meine Kolonie zurück. Dieser viel erfahrene Mann konnte sich nicht genug darüber verwundern, daß es mir gelungen, meine Wilden in gesellige fromme Ackersleute und Handwerker umzustalten. Er sprach mir Lob, das nicht mir, dem schwachen Werkzeuge, sondern dem Höchsten gebührte. Nur zwey Stücke, sprach er einst scherzend, gehen ihnen noch ab, daß sie auch die erwachsenen ausschweifenden Jünglinge in Ordnung bringen, und noch — ein Schuster werden. Zu dem ersten, antwortete ich, muß Rath werden, ich habe bereits die Einleitungen getroffen, und das zweyte soll in einigen Tagen bewerkstelliget seyn. Ich hielt Wort, lernte durch Zertrennen alter Schuhe, neue machen, und stellte mich dem freundlichen Spötter mit meinen neuen Kunstprodukten dar. Sehr ernstlich betrieb ich nun auch die Besserung der Jünglinge, die jede andere Beschäftigung scheuten, als die Jagd, und das Suchen des Honigs in den Wäldern. Ich machte meinen drey Caziquen Vorstellungen darüber, wie traurig es für die Gegenwart sey, wenn das schwache Alter für die jugendliche Kraft arbeiten solle, und wie besorgt es mich um die Zukunft mache, wenn diese Jünglinge den Müssiggang nie ablegen, und dessen Gefolge,

La-

Laster jeder Art, sich angewöhnen würden. Ich befahl diese Muthwilligen den folgenden Tag nach der h. Messe zu mir zu bringen. Aletin stürmte aber noch diesen Tag unter seinen Leuten herum, und brachte mir noch diesen Abend viele solche Taugenichtse. Ich bemerkte, daß sie sehr erschrocken waren, sprach darum sehr freundlich mit ihnen, daß sie sich am Morgen wieder, ohne etwas Arges zu vermuthen, bey mir einfinden möchten, und beschenkte sie mit Tobak. Schnell verbreitete sich das Gerücht, ich werde alle Jünglinge mit Tobak bedienen. Die Caziquen brachten mir achtzig kräftige Jagdliebhaber, welchen ich sagte, wie sehr ich mich schämen müsse, so wacker aussehende junge Männer im Müssiggange untergehen zu sehen, die den Raubvögeln glichen, die das verzehren, was andere arbeitsame Menschen nur genießen sollten; wie niederschlagend es sey, daß sie in der Blüthezeit ihres Lebens in Wäldern wild umherschwärmen, während die Kinder sich ihr Brot selbst verdienen. Ohne ihnen Zeit zu einer Entschuldigung zu lassen, fragte ich sie, zu welcher nützlichen Beschäftigung sie Lust hätten, und da fünfzig die Erlernung eines Handwerkes wählten, sendete ich sie gleich in die Werkstätte, den andern wies ich meinen Garten zum Gegenstand ihrer Arbeit an. Einige Zeit darauf führte ich den P. Joseph in die Werkstätte, und zeigte ihm die ehemaligen Lüftlinge, er lächelte zufrieden, und mag sich der Worte erinnert haben, die er bey einer andern Gelegenheit zu mir sprach: Sie sind ein Preuße (ich bin ein Niederschlesier) und machen das Unmögliche möglich, wie ihr König.

Die Fortschritte meiner Indier in den Handwerken machten mich kühn zu Versuchen, die über meine Erwartung gelangen. Ich ließ für unsere Kirche zwey Teppiche mit Figuren und Blumen, auf die Art verfertigen, wie man in Europa, Zeuge von geschnittenen

Sammt

Sammt macht. Ich baute sogar eine Orgel mit fünf Registern, die man mir in St. Je um achthundert Thaler abkaufen wollte, und allgemein bewundert wurde, besonders da man hörte, daß ich niemand dabey gebrauchte, als meine durch mich erst unterrichteten Indier, die sich im Besitze solcher Kenntnisse, und der durch Ackerbau gesicherten Nahrung unendlich glücklich fühlten. Dieses Glück hatten wir Missionäre durch Gottes heiligen Segen, diesen Völkern verschaffet, die sonst nichts als den Wald, und die Raubthiere desselben kannten, und wie diese nach Mord und Beute lechzten. Warum sollten wir uns nicht gestehen, daß wir uns um diese Menschen Verdienste erworben hatten? Verdienste, die den Neid gegen uns, und unsre Werke aufregten, der sich mit Verläumdung waffnete, um den Nahmen: Jesuit, zu brandmarken, und die Fürsten der Erde über uns zürnen zu machen.

Man redete von den Schätzen unserer Reduktionen, und wir litten anfangs Noth und Elend, und unser Glück bestand auch in der Folge nur in der Genügsamkeit, die wir unsere Zöglinge lehrten, und oft mit Mühe, dazu anhielten.

Man warf uns vor, wir hätten mit unsern Reduktionen die spanischen Städte gefahrdrohend umzingelt, und wir — durften doch nur an jenen Plätzen unsere Kolonien anlegen, die von den spanischen Obrigkeiten untersucht, und zur Ansiedlung tauglich erklärt wurden. Ja die Spanier haben sogar immer darauf gedrungen, daß die Neubekehrten nahe bey den Städten wohnen möchten, weil sie diese, für die beste Schutzmauer, gegen den Andrang der Wilden ansahen.

Wir sollen Magazine zu verbrecherischen Zwecken angelegt haben, diese waren — nichts anders als Häuser, in welchen jeder Indier seine eigenen Früchte aufheben mußte, und die Ernte der Gemeinde von den

Aeckern

Aeckern, die zum Unterhalt der Kranken und Alten bestimmet war. Wochentlich nahm Jeder so viel aus diesem Hause, als er für seine Familie bedurfte. Diese Anstalt wurde darum eingeführt, weil der unmässige Indier gerne gleich vergeudet, was ihm in der Zukunft nöthig ist, und weil er, hätten wir für seine kommenden Tage nicht gesorgt, dann aus Mangel der Nahrung in seine Wälder zurück geeilet wäre.

Wir sollen Waffenhäuser errichtet haben, um einst mit unsern kriegerischen Zöglingen die Spanier zu vernichten. — Wir hatten Kammern für die Waffen, ich selbst hatte eine, in der fünfzig Lanzen und Pfeilbögen standen, die ich darum anschaffte, um im Falle eines Angriffes der Wilden, jenen aus meinen Leuten Waffen geben zu können, die keine hatten. Ferner bewahrte ich in dieser Kammer, noch fünfzig eiserne Lanzenspitze und zwölf Säbel, die mir der Commendant von St. Fe, selbst mit dem Befehle geschickt hatte, damit meine Leute zu versehen, um sich gegen ihre eigenen und die Feinde der Stadt St. Fe vertheidigen zu können.

Ich will hier nicht von den unläugbaren Verdiensten sprechen, welche die alten Missionen um König und Vaterland haben, die mir aber nur aus glaubwürdigen Erzählungen bekannt sind, sondern ich will hier nur das in ungeschmückter Sprache vortragen, was meine Reduktion zum Wohle, zur Ruhe und Sicherheit der Spanier gethan hat. Durch die achtzehn Jahre, daß ich hier Missionär war, sind meine Leute fünf und dreyßig Mahl theils allein, theils mit den Spaniern vereinigt, ausgerückt, um die wilden Indier zu bekämpfen, und zu verfolgen. Ich selbst bin, wenn ich einen Gehülfen in der Reduktion hatte, zehn Mahl mit ihnen ausgezogen. Durchsuchten die Spanier allein die Wildniß, so — bekamen sie nie einen Feind zu sehen, waren

aber meine Mokobier dabey, so fehlte es nicht an abgeschnittenen Köpfen der Wilden.

Einst hatten die Abiponer der Stadt St. Fe, Pferde und Hornvieh weggetrieben, und wen sie immer auf dem Felde antrafen, ermordet. Der Commendant suchte bey mir Hülfe, ich mußte zu der spanischen Vorwache, die zehn Meilen vor der Stadt, an der Gränze der Wildniß stand, dreyßig Mann stossen lassen. Er versprach goldene Berge, eine Unterstützung für die Kolonie zu geben, und die Wachhabenden mit Nahrung zu versehen. Wir versahen diesen Posten durch ein ganzes Jahr. Ich hatte ein Gerücht vernommen, daß Heiden wider die Stadt zögen. Ich machte mich mit vierzig Mokobiern auf, um den möglichen Marsch zu beobachten. Erst am zweyten Tage sah ich im Walde frische Asche, einige Häute von geschlachteten Füllen, und hin und her zerstreute Geräthschaften, die sie hier, bis zu ihrer Rückkehr von St. Fe, verbargen. Gleich schickte ich einen reitenden Bothen nach St. Fe, (der diesen Weg von vierzig Meilen in achtzehn Stunden zurück legte), um den Commendanten zur Vorsicht, und Ausrücken seiner Soldaten aufzufordern, dem spanischen Wachposten und meiner Reduktion ließ ich auch meine gemachte Entdeckung melden, und zur Wachsamkeit aufmuntern.

Ungeachtet meine Nachricht zeitlich genug nach St. Fe gekommen war, blieb der Commendant unbesorgt, bis ihn die Nachricht, seine eigene Meierey sey ausgeplündert, die Knechte erschlagen, drey hundert Pferde geraubt, aus seiner Saumseligkeit rüttelte. Ich bewachte mit meinen Kriegern den Platz, an welchen die Feinde ihre Sachen aufgehoben hatten, in der sichern Erwartung, sie würden sie abhohlen. Im Grunde irrte ich auch nicht, nur hatten sie einen andern Weg über den Fluß eingeschlagen, uns bemerkt, und darum die

Flucht

Flucht ergriffen, wie ich später erfuhr. Am andern Tage rückten die Spanier gegen uns, überzeugten sich, daß wir die zu spät verfolgten Räuber nicht seyen. Sie wollten die ganze Gegend durchsuchen, wozu sie sich zwanzig Mann von mir ausbathen, die mir dann berichteten, daß die Spanier ihren Vorsatz aufgegeben, und nach Hause gezogen wären.

Die Wilden wurden stündlich kecker, drangen aus ihren Wäldern in die Umgegend von St. Fe's, und machten die Wege so unsicher, daß kein Kaufmann es mehr wagen konnte, ohne militärischer Bedeckung zu reisen. Der reiche Handelsherr Joseph de Andino suchte zwanzig Lastwägen sicher nach Peru zu bringen, bey jeden Wagen waren, nach Landessitte, zehn Ochsen, und die Treiber. Vierzehn spanische Soldaten begleiteten diese Karavane, die vierzig Meilen von St. Fe. entfernt, von den Wilden angefallen wurde. Nur ein Soldat rettete sich durch die Flucht, die ganze übrige Mannschaft unterlag den Lanzen der Feinde, die das Vieh, und was ihnen von den Waaren zu Gesichte stand, mit sich nahmen, und die Wägen verbrannten.

Diesem Jammer der Spanier sollte ich in Zukunft abhelfen, und mit meinen Mokobiern gegen Bezahlung, die Reisenden beschützen. Auf Anhalten des Stadtcommendanten ließ ich zwanzig Mann, als Sicherheits-Wache abgehen. Sie waren mit den Kaufleuten kaum an dem Orte der erst erzählten Mordes-Scene angelangt, als die Wilden sie zu erneuern, aus dem Gebüsche herausbrachen. Meine Mokobier ritten gleich auf die andere Seite, um von den hohen Wägen bedeckt zu werden. Wie aber die Feinde schon an die Wägen prallten, stürzten die Meinen mit gleicher Schnelligkeit in die Beutelustigen, stießen zwey von den Pferden, eilten den flüchtigen nach, und tödteten noch drey. In St. Fe war des Jubels kein Ende über die Heldenthat der

Gemeindeglieder von St. Xaver, und jeder erhielt sieben Thaler, und vier, die Tapfersten aus ihnen, noch überdieß neue Hüte, und gefärbte Leinwand.

Nach einigen Monathen kündeten mir Einige, die Holz aus dem Walde nach Hause brachten, an, daß sie am Saume des Waldes bald dort, bald da, heidnische Indier reiten gesehen hätten. Die Stunde der Rache war gekommen, es waren jene Indier, welche meine Leute von den Kaufmannsgütern mit blutigen Köpfen heimgeschickt hatten. Schnelle Gegenwehr war nöthig, zwanzig Mann schickte ich gegen Nord, eben so viele gegen West, um die Lage des Feindes zu beobachten. Zweyhundert mußten sich bereit halten, jeden Augenblick die Pferde besteigen zu können. Bey dem Einbruche der Nacht stellten sich meine Kampflustigen auf dem Felde auf. Alle waren mit einem Küraß von Ochsenhaut gewapnet, ihre Gesichter geschwärzt. Der Lärm ihrer mißtönenden Hörner, ihrer gellenden Pfeifen, ihr eigenes fürchterliches Geschrey war schauerlich. So standen sie bis den kommenden Tag um neun Uhr, und da sich kein Gegner sehen ließ, rückten sie ruhig wieder nach Hause. Vermuthlich zogen sie fort, weil sie sahen, daß sie unsere Wachsamkeit nicht täuschen konnten.

Während meine Mokobier der Schlacht entgegen sahen, war ich in meiner Wohnung, von ihren jammernden Weibern und schreienden Kindern belagert. Ging ich zu meinen Kämpfern auf das Feld, so rannte mir ein Schwarm Weiber und Kinder nach, die bey mir ganz sicher zu seyn glaubten, und die alten Weiber fingen hinter den Rücken der Schlachtordnung, Tänze und Gesänge an, die noch aus ihrem Heidenthume herstammten, und den Sieg an ihr Volk fesseln sollten. Gesang und Tanz waren gleich gräßlich. Bald zischten sie wie die Schlangen, bald streckten sie drohend dem noch unsichtbaren Feinde die Hände entgegen, bald

schrien

schrien sie ihre Söhne und Enkel an, die unter den Waffen standen. Ich war herzlich froh, als dieß Geheul ein Ende nahm.

Nach acht Tagen kamen sechs Abiponer von der Reduktion des h. Hieronymus, mit einem Briefe ihrer Missionäre, des P. Joseph Nabalon, eines Spaniers und P. Joseph Lohmann aus der östreichischen Provinz, des Inhalts. „Die wilden Abiponer, mit andern wilden Völkern stehen vierhundert Mann stark bey St. Hieronymus, schon haben sie alle Pferde und viertausend Stück Hornvieh genommen, und schicken sich schon an, den Raub in Sicherheit zu bringen, wir bitten, kommt mit euern Mokobiern, um ihnen die Beute abzujagen." Mein lieber Domingo war nicht zu Hause, Cithaalin war träg, das Feuer seiner jungen Jahre war verloschen, Aletin aber war gleich bereit mit vierzig Mann zu Felde zu ziehen. In zwey Stunden traten sie den Marsch an, beeilten sich nach Möglichkeit, und fanden die Kolonie St. Hieronymus entmuthigt auf dem Platze ihres Dorfes stehen, die Feinde aber im Thale ruhig und ungestört ihr Mittagsmahl genießen. Aletin, auf seinem abgematteten Pferde, rief den erschrockenen Beraubten zu: Fort mit gesammter Macht gegen den Feind, obwohl ich Freunde darunter habe, darf ich sie nicht verschonen, besteiget eure Pferde, und folget mir. Die Abiponer wollten den eilenden Helden bereden, sich und die Seinen erst mit frischen Pferden zu versorgen. „Nein! donnerte ihnen Aletin entgegen, keine Zeit ist zu versäumen, ich merke wohl, einige aus euch haben wenig Lust zum Streite, weil sie Verwandte unter den Gegnern haben. Ich habe deren auch, doch dieß thut nichts, nur vorwärts, sonst erkundschaften sie noch die angekommene Hülfe." Und, so war es auch, die Räuber hatten die Ankunft der Mokobier erfahren, ließen ihr Mahl unvollendet, das erbeutete Vieh im Stiche,

und

und entflohen so schnell, daß Aletin kein eigentliches Treffen liefern konnte. Meine Mokobier erlegten zwey Feinde im Nachsetzen der Flüchtigen. Der Ruf ihrer Tapferkeit breitete sich immer weiter aus.

Der heidnische Cazique Alaiquin rächte, diese Hülfe, der Kolonie des h. Hieronymus geleistet, und seine erlittene Niederlage erst nach einem Jahre an uns. Er lagerte sich dreyßig Meilen von St. Fe, und zehn von uns, in einem sehr dichten Walde, und machte daraus Ausfälle auf die Spanier und meine Mokobier. Ich hielt diese Streiferey anfangs für unbedeutend, als mir aber bekannt wurde, daß diese feindseligen Ankömmlinge, in St. Fe gemordet und geplündert hatten, schickte ich hundert Mann, diese wilden Gäste aufzusuchen. Sie hatten unsere Gegend wieder ganz verlassen, und lebten, wie wir nach emsigen Forschen erfragten, bey St. Hieronymus. Die dortige Mission wagte es nicht, sie allein zu vertreiben, daher wurden wir, und der Commendant von St. Fe ersucht, diesem Unwesen ein Ende zu machen. Der Commendant entschuldigte sich durch wichtige Hindernisse, und meinte, meine Mokobier wären hinlänglich, diesen Zug glücklich zu bestehen.

Meine Leute nahmen die Aufforderung zum Beystande mit Freude auf, nur verlangten sie, ich solle sie auf dem Feldzuge begleiten, was ich ihnen auch nicht abschlug. Mit zweyhundert siebzig Mann zog ich aus. Zwanzig Meilen von der Reduktion des h. Hieronymus, in einem Theile der Wüste, der „Storchennest" heißt, bemerkten wir Indier, die Strauße jagten, sie waren aus der Gemeinde des h. Ferdinand, und von grober Sitte. Da wir und sie unsere Nachtlager nicht weit auseinander entfernet hatten, besuchten sie mich mit Küraßen bekleidet, und Lanzen in der Hand. Da man nur so in den Streit geht, so erzürnten sich meine Mokobier über ihre Unart, und nur mit Mühe konnte ich sie besänf-

fänftigen. Als wir morgens vor ihnen vorüberzogen, stellten sie sich auf, als wollten sie uns angreifen, und der Zorn meiner Begleiter loderte hoch auf, es gelang mir, sie auch heute zu beruhigen. Ohne ein weiteres Abentheuer kamen wir zu St. Hieronymus an. Die heimlichen Freunde der wilden Abiponer berichteten dem Caziquen Alaiquin gleich, daß Hülfstruppen angekommen, wodurch er sich bewogen fand, so schnell zu entfliehen, daß wir ihn gar nicht zu Gesichte bekamen. Wir setzten ihm zwar mit fünfzig Mann der Kolonie St. Hieronymus nach, fanden Spuren, daß er hier gelagert gewesen, verloren sie bald wieder, gingen noch mehrere Tage immer gegen Norden, fanden einen Küraß von Ochsenhaut, der uns neue Hoffnung gab, die Verfolgten endlich doch noch zu erreichen, und mußten dann unverrichteter Dinge umkehren, weil wir durch Sümpfe und Wasser gänzlich gehemmt wurden. Sehr ermattet, ohne einen andern Nutzen, als daß unser bloßes Erscheinen schon den Feind vertrieben, kamen wir nach Hause.

Viele Monathe floßen wieder ruhig in den Strom der Zeit, bis mich Sorgfalt für meine Leute in große Gefahr brachte. Sie hatten nähmlich die üble Gewohnheit, Tabak mit Salz gemischet zu kauen, darum wurde ihnen auch wochentlich drey Mahl Salz ausgetheilt, was mit bedeutenden Unkosten verbunden war. Um diese zu ersparen, oder doch zu verringern, wünschte ich irgendwo selbst Salz zu finden. Einige Indier erzählten mir von einem See, der jährlich austrockne, und den ganzen Boden mit Salz überdecke. Ich suchte ihn auf, von einigen des Weges Kundigen geführet. Auf der Reise war ich so glücklich einen Tieger zu erschießen, aber so unglücklich von einem unleidentlichen Durst gequält zu werden, weil sich in der gänzlich ausgedörrten Gegend keine Quelle zeigte, die süßes Wasser gab. Unsere

Pfer-

Pferde tranken Salzwasser, meine Indier verachteten es auch nicht, aber mir verursachte es große Beschwerden. Endlich kam ich an den Ort meiner Bestimmung, ich sah einen Fluß, oder wahrer zu sprechen, den Umriß eines Flußes, denn er war ganz ausgetrocknet, und hatte nur eine weiße Kruste hinterlassen. Ich scharrte sie auf, gab sie meinen Begleitern zu kosten, und sie waren mit diesem Salze zufrieden. Daher ließ ich mehr zusammen schichten, um es bey schicklicher Gelegenheit nach Hause bringen zu können. Als wir auf dem Heimwege in einem dichten Walde Mittag machten, wurden wir durch ein Geräusch aufgeschreckt, und sahen uns plötzlich von einem Pfeilregen begrüßt. Meine Leute schrien die unwillkommnen Gäste an, die, da sie aus der Sprache kannten, daß wir Mokobier wären, mit ihrem Geschoße inne hielten, und uns schweigend betrachteten. Es waren unbekehrte Stammesgenoßen, die uns für Feinde ansahen, und nun ihre Voreiligkeit, für mich, zu spät bereuten. Denn ich war schon in der rechten Hand verwundet, und blutete sehr stark, die Geschwulst nahm jeden Augenblick zu, und der Schmerz wurde unerträglich, weil ein kleines scharf und spitz gemachtes Bein, das die Wilden an die Spitze des Pfeiles gesteckt hatten, in meiner Wunde eingedrungen haftete. Wäre dieses Bein in einen edleren Theil meines Leibes gekommen, so würde ich dem Tode nicht entronnen seyn, so aber wurde ich nach Verlauf eines Monathes, durch einen Ordensbruder, den mir der P. Rektor sandte, und der ein Wundarzt war, geheilt. Meine Gemeinde war über meine Verletzung so entrüstet, daß es mir nur sehr schwer gelang, sie von einem Rachezug zurück zu halten. Ich machte Anstalt, das Salz zu hohlen, noch ehe es ein zu befürchtender Regen auflösen könnte, und verfügte mich mit fünf Wägen und fünfzig Mann zu der bemerkten Stelle. Wir waren noch nicht fünf

Meilen vom Hause entfernt, als uns Bothen ereilten und die Nachricht brachten, daß die Abiponer von St. Hieronymus bereits auf dem Wege wären, um sich mit meiner Reduktion zu einem Kampf gegen jene zu vereinigen, die mich verwundet hätten. Denn diese wären mit andern Stämmen verbunden, gesonnen die ganze Umgegend auszumorden, und dann St. Fe anzugreifen, ihr Lager hätten sie gerade dort aufgeschlagen, wo ich das Salz gefunden. Ich kehrte alsogleich in meine Mission, fertigte einen Bothen in die Stadt ab, um den Commendanten von diesem Ereigniße in Kenntniß zu setzen, und zu melden, daß meine Leute mit den Abiponern, zweyhundert fünfzig Mann stark, gegen die Wilden gezogen seyen.

Den folgenden Tag kamen unsere Leute den Feinden schon sehr nahe, sie schickten Spione aus, um ihre Stellung und den besten Platz zum Angriffe zu erlauschen. Sie waren auch so glücklich, sie beym Abendmahle zu erblicken, und ihre Feuer zählen zu können, nur fiel es ihnen auf, sie ganz gerüstet anzutreffen. Wie wir später erfuhren, waren sie darum immer in Waffen geblieben, weil ihre auf den Bäumen spähenden Wachposten am Tage aus einer Staubwolke auf unsre Ankunft geschlossen hatten. Mit anbrechenden Morgen begann die Schlacht, mit allen gräßlichen Scenen barbarischer Rohheit. Domingo, Cithaalin und der Cazique, der mit uns vereinten Abiponer, Nereguini, drangen mit neun Indiern mit großer Hitze vor, ein Hagel von Pfeilen verdichtete sich um ihr kleines Häufchen, und Nereguini sank von einem Pfeile, der durch das Auge in den Kopf fuhr, leblos zu Boden. Indeß waren die Gefährten herangesprengt, von den Pferden gestiegen, und so nahe an die Feinde gerückt, daß sie ihre Pfeile nicht mehr abschießen konnten, und mit den Lanzen stürmten. In einer Stunde war das Gefecht geendet,

vom

vom Feinde blieben zwey und siebzig todt, auf unserer Seite nur einer, neun, unter welchen Cithaalin, waren verwundet. Meine Mokobier kehrten mit vier abgeschnittenen Köpfen der Wilden in die Reduktion zurück, die den vorzüglichern der feindlichen Caziquen einst gehörten. Von den abgeschnittenen Nasen und Ohren der Erlegten hatten sie den Pferden Halsgehänge gemacht, und eine Menge Lanzen, Pfeile, Tieger- und Otterfelle erbeutet. Ich wendete mein Auge von diesem eckelhaften Einzuge weg auf die sechs und vierzig gefangenen Kinder beyderley Geschlechts, die ich mit Liebe aufnahm und mit väterlicher Sorgfalt pflegte. Domingo erzählte mir, daß sein Untergebener Ohari, als er seine Schwester und ihren Mann unter den Feinden getödtet sah, voll Wuth auf die Leichname hinschrie: Recht ist euch geschehen, warum wart ihr nicht besser! Daß ein alter Mann, ein sonst andächtiger und guter Christ zur alten Gewohnheit sich zurück verlor, gebratenes Menschenfleisch zu essen, erfüllte mich mit Abscheu.

Von dieser Stunde an hatte sich der Ruf der Tapferkeit meiner Mokobier so weit verbreitet, und fest gegründet, daß kein Feind es wagte, unsere Reduktion zu beunruhigen. Traf es sich, daß wir auf unseren Reisen Wilden begegneten, und sie uns erkannten, so ergriffen sie so eilig die Flucht, daß sie nicht selten Pferde zurück ließen. Mich nannten sie nur den Pater, der den Leuten die Köpfe abzuschneiden befahl. Die Stadt St. Fe fürchteten sie aber so wenig, daß sie ungescheut ihre Ochsen, Kühe und Pferde raubten. Die Spanier streiften zwar einige Mahle in die Wildniß, um die Thäter aufzufinden, aber immer ohne Erfolg, bis sie fünfzig meiner Indier zu Hülfe nahmen, die sie die Feinde in den Waldungen aufstöbern, und schlagen lehrten.

Die

Die Spanier, mit meinen Leuten vereinigt, trafen einst dreyßig Familien unter der Anführung eines jungen Caziquen, der nach dem Ruhme eines wackern Kriegers dürstete, und sich in Schlachtordnung jenseits eines Flusses stellte. Meine Mokobier waren hinter der Fronte der Spanier verborgen, als sie aber am Ufer durch eine Oeffnung der Spanier hervordrangen und den Fluß übersetzten, schrien die Feinde: die Mokobier, und suchten flüchtig den Wald zu erreichen, waren aber nicht so glücklich, den Nacheilenden ganz zu entkommen. Vier wurden getödtet, die Spanier und meine Helden zogen unbeschädigt, letztere mit anerkennenden Lobsprüchen überhäuft, nach Hause.

Jeder kann aus dem Gesagten beurtheilen, ob es wahr sey, was man in Spanien erzählte, daß die Kolonien der Jesuiten den spanischen Städten gefährlich gewesen seyen. Ich wende mich vom Schlachtfelde, in den stillen Tempel des Herrn, und will den religiösen Zustand meiner Gemeinde beschreiben.

Dadurch, daß ich die Kirche, wie ich schon früher erzählte, verschönerte, und den Indiern noch nie Gesehenes vor Augen stellte, brachte ich es bald dahin, daß sie fleißiger, als sonst geschehen war, den Ort besuchten, von dem aus, ihre Seelen mit dem Worte und Brote des Lebens, vertraut gemacht werden sollten. In der Folge baute ich eine neue Kirche aus gestampfter Erde, und schmückte sie mit einem Altare aus Bildhauerarbeit, den ich von der guaranischen Mission zum Geschenke bekam, und der Besuch der Kirche mehrte sich. Als die Kinder in der heiligen Messe sangen und Instrumentalmusik machten, füllte sich das Gotteshaus ganz, und ich erreichte dadurch meinen Wunsch, einer zahlreichen Versammlung predigen zu können. Ja, die Kirche wurde bald zu klein, und ohne darauf durch mich aufmerksam gemacht worden zu seyn, blieben die Weiber

ber mit den kleinen Kindern vor der Thüre, um mich nicht zu stören, wie sie, zu meiner Ueberraschung, sagten.

Ich machte in dem Hause des Herrn eine Aenderung, richtete zwey Altäre auf. Den hohen Altar zierte die Statue des Schutzpatrones meiner Reduktion, des heiligen Xaver. Sie war in Lebensgröße, ganz in Damast gekleidet, Gesicht und Hände waren aus Wachs, eine Gabe des P. Prokurators Peter Machoni, eines Sardiniers. Der Seitenaltar prangte mit der schön bekleideten Statue der Mutter Gottes, die mir der P. Provinzial sammt einer Glocke, zugeschickt hatte. Diejenigen, die noch nicht getauft waren, fürchteten sich vor der Statue des h. Xaver, und wurden nur nach und nach herzhafter, als sie sahen, daß Niemand ein Leid zugefügt werde. Die Liebe zur Kirche erzeugte bey vielen Neubekehrten den Wunsch, in ihr auch die letzte Ruhestätte zu finden. Eine junge, sehr andächtige Witwe, die jede Mittwoche fastete, und täglich in die Christenlehre kam, rief mich an ihr Sterbebette, und bath dringend, ich wolle sie in der Kirche begraben, denn, obwohl sie wiße, daß auch der Leichenhof geweihet sey, möchte sie doch ihren Leib dort gerne liegen haben, wo dieser so oft, lebend, dem Unterrichte beygewohnt. Ich erfüllte ihren Wunsch. Auch andere ersuchten mich um diese Gnade, die ich jenen zu ertheilten erklärte, die sich durch einen besonders frommen Lebenswandel auszeichnen würden. Es gelang mir dadurch, viele sehr eifrige Christen zu erwecken. Auch die minder frommen Bewohner unserer Kolonie zeigten thätige Zuneigung zu ihrer Kirche, denn keiner starb, ohne dieser einige Pferde zu schenken, nachdem sie in St. Fe zufällig gehört hatten, daß es bey den Spaniern Sitte sey, bey herannahendem Tode, der Kirche Güter zu vermachen.

So-

Sogar die Kinder machten zur Zierde der Kirche Geschenke. Einst zog ich der Statue der Mutter des Herrn, an dem Vorabende eines, der Erinnerung an sie, gewidmeten Festes, ein neues Kleid an. Der Knabe Sebastian half mir dabey; ohne etwas zu beabsichtigen, sagte ich zu ihm, das Kleid ist schon hübsch, aber die papierne Krone steht nicht gut dazu „Pater, antwortete er, dem wäre leicht abzuhelfen, sieh unsre Mädchen an, die in die Christenlehre kommen, fast jede hat große und kleine Silberplatten am Halse hängen, welche ihre Väter einst, da sie noch Wilde waren, den Spaniern abgenommen. Sage ihnen nur einmahl, daß sich dieser Schmuck für die heilige Jungfrau besser, als für sie schicke." Ich that dieß, und alsogleich zogen sie das Silber von ihrem Halse ab, und reichten mir es lächelnd dar. Die mit dieser Zierde nicht umgeben waren, liefen nach Hause, und hohlten sie. Ein Mädchen hatte kein Silber, erinnerte sich aber, daß die Tochter eines Heiden solches besitze, und eilte hin, um es ihr abzukaufen, indem sie ganz geschwätzig erzählte, zu was sie es brauche. Die kleine Heidinn, als sie hörte, daß ihr Silber zum Putze der Mutter Gottes gehören sollte, weigerte sich, es zu verhandeln, ich kann ihr es selber schenken, sprach sie. Die andere Kleine, darüber böse, sagte ihr geradezu, von ihr werde die seligste Jungfrau nichts nehmen, weil sie nicht getaufet sey. Die erste wehrte sich tapfer, erwiedernd: wenn ich auch noch keine Christin bin, so will ich doch eine werden, und eben darum will ich ihr was schenken, damit sie mich bald eine werden läßt.

Ich nahm das geopferte Silber, und hing es an die Kleider der Statue. Jedes Mädchen suchte das von ihr dargereichte Silber zu erkennen, und freute sich herzlich, daß die h. Maria so schön glänze. Durch mehrere Wochen ließ ich ihnen ihr Vergnügen, täglich ihre

Ga-

Gaben zu bewundern, dann sagte ich ihnen meinen Wunsch, das Silber einschmelzen und eine Krone daraus verfertigen zu lassen. Der Vorschlag ergetzte sie neuerdings, und frohen Muthes willigten alle ein. Ich bekam eine Kaiserkrone für die Frauen-Statue, und einen silbernen Schein für den h. Xaver, und lauter Jubel erschallte, als die Mädchen ihr Silber so kunstreich umgestaltet erblickten.

Vor dem Feste Maria Geburt gründete ich eine neuntägige Andacht. Ich zierte den Altar auf das feyerlichste, beleuchtete ihn herrlich mit Wachs, hielt täglich eine Predigt, dann wurde das Hochwürdigste ausgesetzt, der Rosenkranz gebethet, eine musikalische Litaney abgehalten, und der h. Segen ertheilt. In der Oktave geißelten sich die Männer, nach der Entfernung der Weiber, drey Mahl in der Kirche. Die Weiber wollten das nähmliche auf dem Platze bey dem heiligen Kreuze thun, jedoch erlaubte ich es nicht. Nach vollendeter Andacht kamen die Caziquen mitsammen zu mir, um für diese Begehung des Festes zu danken, und mich zu bitten, noch mehrere gleiche zu veranstalten. Damit sie aber nicht zur Gewohnheit wurden, wenn ich sie vervielfältigte, und die Hochachtung gegen sie, sich nicht mindere, versprach ich ihnen nur, diese Andacht jährlich zu wiederhohlen. Während dieser festlich begangenen Zeit, waren alle Erwachsenen zur h. Beichte und Kommunion gegangen.

Ihre Beichten verrichten sie mit größter Genauigkeit und Aufrichtigkeit, ich mußte sie oft zurückhalten, daß sie ihre Sünden nicht laut in einer ganzen Versammlung hersagten. Weib und Mann erzählten sich ihre Vergehen gewöhnlich, und es ereignete sich, daß ein Weib zu mir kam, und mir sagte: Pater, mein Mann läßt euch sagen, er hat heute diese oder jene Sünde zu beichten vergessen. Anfangs mußte ich dulden,

daß

daß die Männer Riemen mit in den Beichtstuhl brachten, auf welchen sie die Zahl ihrer Übertretungen der Gebothe, eingekerbt hatten, die Weiber nahmen für jede Gattung Sünde einen anders gefärbten Faden, und um die Zahl zu bemerken, machten sie jederzeit einen Knopf in den Faden. Ich schaffte diesen Gebrauch nach und nach ab, und lehrte sie ihr Gewissen, auch ohne diese Behelfe, erforschen. Ich hielt sie oft zur Beichte an, weil ich mich überzeugte, daß ihr Eifer sehr erkaltete, wenn sie dieses h. Sakrament durch längere Zeit zu genießen verabsäumten.

Der Tag, an welchem die Kinder zum ersten Genuße des heiligen Abendmahls gelassen wurden, war auch ein Fest für ihre Ältern. Diese kamen mit ihren Kleinen vor dem Gottesdienste, in die Kirche, ich wiederhohlte nochmahl kurz, den Unterricht von dem heiligsten Sakramente, das sie empfangen sollten. Während dem Gebethe knieten sie alle in Ordnung vor dem Altare, auf ihren Köpfchen hatten sie Blumenkränze, in der Hand Wachskerzen mit Sträußchen geziert, und mit den Ältern gemeinschaftlich empfiengen sie das heilige Mahl.

In der Fastenzeit hatte ich eingeführt, daß durch diese, der Betrachtung des Leidens unseres Herrn, gewidmeten Tage, keiner auf das Feld, oder in den Wald gehen durfte. An der Mittwoche und dem Freytage mußten sie der Predigt und noch einem besonderen Unterrichte über die Beicht beywohnen. Jede einzelne Woche mußte ein Cazique mit seinen Untergebenen erscheinen, die Weiber nach der h. Messe, die Männer um fünf Uhr nach dem Mittage, da wiederhohlte ich ihnen die ganze christliche Lehre. Am Donnerstage wurden sie in der Kirche, nach dem Geschlechte abgetheilt, geprüft, sie antworteten kniend mit aufgehobenen Händen. Freytag und Samstag beichteten sie, Sonntags

gin-

gingen sie zum Tische des Herrn. So machte ich es alle Wochen mit einer Abtheilung, bis meine Gläubigen alle das Geboth der Kirche erfüllt hatten. Am Charfreytage wurde ein feyerlicher Umgang gehalten, bey dem einige besonders Andächtige, Kreuze schleppten, andere sich mit fünf zusammgerollten Riemen geißelten, und der Rosenkranz gebethet wurde. Darauf hielt ich die an diesem Tage gebräuchlichen Ceremonien, errichtete ein heiliges Grab auf dem Hochaltare, nach römischer und spanischer Art, mit großer Beleuchtung. Bey allen diesen gottesdienstlichen Handlungen wurde ich durch die ungeheuchelte Frömmigkeit meiner lieben Pfarrkinder jederzeit auferbaut.

Wie ich am Charfreytage den Umgang veranstaltete, um meinen Indiern ehrerbiethige Unterthänigkeit gegen den Herrn des Himmels und der Erde einzuflößen, so bestimmte ich einen andern Umgang, um ihnen jährlich auf feyerliche Art ihre schuldige Unterwürfigkeit gegen den König von Spanien ins Gedächtniß zu rufen. Ich ahmte darin die Sitte der spanischen Städte nach, die auf diese Weise den Indiern, als spanischen Unterthanen, eine Gattung wiederhohlter Huldigung leisten lassen. Man pflegt diesen Umgang am Festtage des Stadtpatrones zu halten. Die Bewohner der Stadt und ihre Obrigkeiten, erscheinen in Abtheilungen, jede von einem Vorsteher geführt, einer der Vornehmsten wird gewählt, die Person des Königs vorzustellen, und der königliche Fähnrich genannt. Einen solchen Umgang ließ ich auch am Feste des h. Xaver, des Schutzpatrones unserer Kolonie jährlich halten. Einer aus den Caziquen wurde zum königlichen Fähnrich erhoben, sechzehn berittene Abtheilungen, einen Führer an der Spitze, jede fünf und zwanzig Mann stark, eröffneten den Zug, die Pferde waren alle gleichfärbig, nur der Führer ritt eines von unterschiedener Farbe. Die Kleidung der Berit-

rittenen war ganz gleich. Nach dem Führer ritten zwey Trommelschläger, dann zwey Fahnenträger, jeder in einer besonders dazu gemachten Kleidung. Nach diesen sechzehn Abtheilungen, ritt eine andere auf Maulthieren, und eine zweyte auf Eseln. Eine hatte zur Kopfbedeckung Hüte mit Federbuschen, einige Kronen von schönen Papagey-Federn, einige rothe, andere blaue Soldatenmützen. Die Schilde waren aus weissen Ochsenhäuten gemacht, hin und wieder durchbrochen, mit gefärbten Glasstäubchen besprengt. Alle diese warteten auf dem Felde, bis auch unser Dorf in die gehörige Verfassung gebracht wurde, den Stellvertreter des Königs mit Würde zu empfangen. Bey der Kirche waren die Kinder, auf einer Seite die Knaben, auf der andern die Mädchen. Die Weiber standen auf dem Platze mit Kürbissen in der Hand, die ausgehöhlt, und mit Körnern gefüllt waren, um ein Beyfallsgeräusch hervorbringen zu können, und mit einigen Köpfen erlegter Feinde in der Hand oder auf Stangen. Wie der Zug vom Felde sich dem Dorfe näherte, wurden Siegeslieder angestimmt. Der königliche Fähnrich in deutscher Kleidung mit Stiefel und Sporn hatte zwey Begleiter zur Seite, welche die Quasten des roth damastenen, mit Silber und Seide verbrämten Fahnes trugen. Vor ihm ritten zwey Richter, mit dem Zeichen ihres Amtes, einem dünnen schwarzen Stäbchen in der Hand. Man stieg bey der Kirche ab, der Alferez Real, das ist, der königliche Fähnrich, trat mit aufgesetztem Hute, die Fahne in der Hand, zu dem Altar, setzte sich dann auf einen verzierten Stuhl, der auf der Evangelienseite bereitet worden war, wohnte dem feyerlichen Gottesdienste bey, und entblößte sein Haupt nur bey der Wandlung. Nach dem Hochamte ging der Zug auf den Platz zur Ehrenpforte, dort wurde die Fahne aufgestellt, und

zwey Ehrenwachen hin beordert. Alle übrigen eilten zum vorbereiteten Mahle.

Ehe sich die Freudetrunkenen dem Genuße ihrer Tafel hingaben, schickten sie ein mit einem Teppiche gedecktes und mit Speisen besetztes Tischchen zu mir, über welches ich einen Segen sprach, und ihnen zurücksandte. Nach Tische um zwey Uhr ertönte der Lärm der Hörner, und Pfeifen, eine Gesandtschaft lud uns Missionäre ein, bey dem Sitze unter der königlichen Fahne, Platz zu nehmen, und ihren Spielen zuzusehen.

Zuerst gaben sie ein Gefecht zu Pferde. Fürchterlich häßlich waren sie bemahlt, wie sie dieß in jedem Kriege zu thun pflegen. Sie verfolgten sich bald, bald schoßen sie Pfeile ab, die durch baumwollene Knöpfe an den Spitzen unschädlich gemacht worden waren, bald rannten sie mit stumpfen Lanzen aneinander, bald sprangen einige von den Pferden, und zogen andere davon herab, um sich mit unglaublicher Schnelligkeit auf andere Pferde schwingen zu können. Nach einer Weile stiegen alle von den Pferden ab, welche sie den alten Weibern zu halten übergaben, und es begann ein Kampf zu Fuß. Sie theilten sich in zwey Haufen, die gegen einander zogen. Knaben sammelten indeß in der Mitte, die im Treffen zu Pferde, zur Erde gefallenen Waffen, und reichten sie den Heranziehenden. Diese, sobald sie sich einander genaht, machten allerley Stellungen und Sprünge, legten sich ganz auf den Boden, liefen unter gellendem Geschrey kauernd, sich entgegen. Ringen, Pfeile schleudern, Lanzen brechen dauerte eine Viertelstunde, dann setzten sie sich nieder, um ein wenig auszuruhen, bis Trompeten sie wieder in den Scherzkampf riefen. Ich ließ ihnen sagen, sie hätten uns genug Beweise ihrer Geschicklichkeit gegeben, und sollten zu mir kommen, um wohlverdiente Belohnung zu empfangen. Ich beschenkte sie dann alle mit Hüten, Mützen, Pferdezäu-

zäumen, Hacken, Leinwand, Flanell, Messern, Nähnadeln, Schellen, Tabak, Korallen, Rosenkränzen und andern Kleinigkeiten, die ihre Freude in brausenden Jubel verwandelte.

Dieses Fest war meinen Leuten der froheste Tag im Jahre, die Kunde von ihm verbreitete sich nicht nur folgenreich nach St. Fe, sondern auch in die Wildnisse der Indier. Der Commendant der Stadt schrieb mir, daß er gesonnen sey, im künftigen Jahre selbst dieser Feyerlichkeit beyzuwohnen, und von den heidnischen Mokobiern kamen viele, auch sehr weit, dazu, von welchen ich manche für meine Kolonie, und dann für den Glauben an Jesu gewann.

Acht Tage vor dem Feste des h. Xaver schickte ich zwey Caziquen und zwölf Mann nach St. Fe, um den Commendanten und mehrere Adelige feyerlich dazu einzuladen. Diese Aufmerksamkeit wurde mit Wohlgefallen aufgenommen. Obwohl ich wußte, daß die Spanier mit militärischer Bedeckung zu mir reisen würden, um sich gegen mögliche Anfälle der Wilden zu sichern, so sandte ich ihnen meinen lieben Caziquen Domingo mit fünf und zwanzig Indiern auf den halben Weg entgegen. Ich selbst ritt am Vorabende des Festes eine ziemliche Strecke weit, um den erhabenen Besuch zu empfangen. Ich hatte zweyhundert Mann eine Meile von unserm Dorfe im Dickicht des Waldes als einen Hinterhalt aufgestellt, und war nur von wenigen begleitet, als ich den Commendanten traf. Nach gewechselten Begrüßungen mußte ich neben ihm reiten, die andern folgten reihenweise. Im Gespräche vertieft kamen wir zu meinem Hinterhalt, ich gab das verabredete Zeichen, meine Indier brachen mit ihren Lanzen hervor, und hatten uns schnell umrungen. Anfangs erschrack mein Begleiter, da er aber meine Leute erkannte, lachte er, und lobte sie, daß sie ihn so ge-

schickt gefangen hätten. Durch sie verstärkt, rückten wir in der Reduktion ein, die andern Gäste fuhren uns auf Wagen nach, und machten unseres Zuges Schluß. Bey der Kirche empfieng uns die Jugend, der Commendant ging in das Gotteshaus, vor dessen Thüre ich ihm das Weihwasser reichte. Nach geendeten Gebethe verfügte er sich in meine Wohnung, in der sein Nachtlager bereitet war. Die andern Mitgekommenen schliefen in den Betten ihrer Wagen. Nahrungsmittel in Fülle wurden ausgepackt, es fehlte nicht an Zuckerwerk und edlen Weinen, ich hatte für nichts, als um Rindfleisch zu sorgen, das mir nach einigen Wochen ebenfalls sehr reichlich erstattet wurde.

Am Festtage selbst beichteten, zur ungemeinen Erbauung meiner Zöglinge, alle Angekommenen, und gingen dann mit ihnen gemeinschaftlich zum h. Abendmahle. Darauf begann der feyerliche Einzug, zu dem sich alle auf dem Felde gesammelt hatten. Der Commendant ritt unmittelbar vor dem erwählten königlichen Fähnrich, und seine Soldaten zu den beyden Seiten. Sonst war die Ordnung, wie im vergangenen Jahre. Der Alfarez Real nahm überall den ersten Platz ein, den zweyten erst der Commendant. Nach dem Gottesdienste, bey dessen Haupttheilen die Spanier aus ihren Feuerröhren Salve gaben, gingen wir zur Ehrenpforte, und die aufgestellte Fahne wurde ebenfalls mit einer Salve begrüßt. Hierauf eilten die Soldaten mit meinen Indiern zum Schmause. Ich führte die vornehmen Gäste zu den Tischen der lustigen Menge, und dann zu unsern eigenen. Eine gut eingelernte Musik meiner Knaben, und Tänze, auch von ihnen aufgeführt, und ein Lied, das sie zur Ehre des Königs und des Commendanten in ihrer Sprache, die ich den Gästen übersetzte, sangen, vergnügte so sehr, daß der Commendant ausrief: ich wünschte, daß unser gnädigster König heute bey seiner

ner Tafel eine solche Unterhaltung hätte. Etwas später kamen auf meine Anordnung die Caziquen, um ihre Aufwartung zu machen. Es wurde ihnen und meinen Tonkünstlern und Tänzern Speise und Wein gereicht. Ich verbath den letzteren, damit unser Vergnügen keine Schlappe bekäme. Aber der Commendant sagte, zur Speise gehört auch ein Trunk, sie sollten den spanischen Wein kosten. Ich dachte mir, ein spanischer Wein macht eine indische Furie, und beeilte mich, ihn selbst auszutheilen. Ich trug zwey Flaschen in mein Nebenzimmer, goß sie in ein Geschirr, und drey Theile Wasser dazu, und brachte diese Mischung meinen Leuten. Die Spanier lachten über diesen entgeisterten Rebensaft, und die Caziquen beantworteten meine Frage, wie er ihnen schmecke, mit dem Ausrufe: o, wie süß ist er. Nach aufgehobener Tafel führte ich meine Gäste zur Ehrenpforte, unter welcher der Alfarez Real zu Pferde saß, von den Quastenträgern der königlichen Fahne umgeben, um die Huldigung auf folgende Weise zu empfangen. Von den auf den beyden Seiten aufgestellten Abtheilungen, ritt von jeder Seite zugleich ein Mann aus, die sich schnell vereinigten, und mitsammen gegen den Alfarez im Galopp anritten. Acht Schritte vor ihm zogen sie die Zügel stark an, daß das Pferd sich auf die Hinterbeine setzte, sie selbst senkten die Lanze, und kehrten in ihre Reihe zurück.

Nach so geleisteter Huldigung, wurden die Kämpfe zu Fuß und zu Pferde, wie im vergangenen Jahre gehalten, und dann von dem Commendanten die Geschenke ausgetheilt, die mich wenig kosteten, weil die Spanier die meisten mitgebracht hatten.

Als uns der sehr vergnügte Commendant auch am folgenden Tage seine Gegenwart schenkte, überraschte ich ihn durch eine neue Probe der Geschicklichkeit meiner Männer. Ich ließ auf dem Platze sechs Säulen aufrich-

richten, und Kürbisse darauf setzen. Diese mußten meine Leute im schnellsten Ritte mit Pfeilen herabschießen und mit den Lanzen herabstechen. Endlich hielten sie ein Wettrennen zu Pferde. In diesen beyden Uebungen zeigten sie große Fertigkeit, und errangen sich dadurch neue Geschenke. Am folgenden Morgen nach angehörter h. Messe kehrten meine werthen Gäste in die Stadt zurück, wir alle begleiteten sie fünf spanische Meilen weit, und fünf und zwanzig Mann bis St. Fe, wo man sie mit Geschenken an Kühen und Schafen beehrte.

Man wird mir diese Erzählung der Feste vergeben, da sie zum Theile auch beweiset, wie sie Gelegenheit zu religiösen Gefühlsäußerungen gewesen sind. Selbst rauschendes Vergnügen war vom Gebethe begleitet, und so sehr meine Pfarrkinder dabey auf die Lustbarkeit gedacht haben mögen, so genoßen sie diese doch erst, nachdem sie am Morgen, oder am Vortage, ihr Gewissen durch das h. Sakrament der Buße gereiniget hatten. Es fehlte unter meinem Volke nicht an Proben verschiedener Tugenden, die sie der Würde werth machten, Christen zu seyn. Eine Heidinn lebte mit einer Neubekehrten in Zwietracht, die endlich auf sehr rohe Art ausbrach. Die Christinn bath mich, sie zu lehren, wie sie sich dabey zu verhalten habe. Meine Ermahnung zur Nachgiebigkeit wurde von ihr mit solcher Verläugnung ihrer selbst beobachtet, daß sie sich jederzeit entfernte, so oft die Heidinn im Zorn aufflammte, und daß sie einst, als sie die andere zu Boden warf, um sie zum raufen zu bringen, geduldig aufstand, und gelassen mich besuchte, und bey mir blieb, damit die Widersacherinn sie nicht in Zorn bringen könne. Von Liebschaften, die mit Verführung endeten, hörte man in meiner Gemeinde nichts, wohl aber von Begebenheiten, die von der Behuthsamkeit lautes Zeugniß geben, mit der man über sich und andere wachte, um Reitze zur

Ue-

Uebertretung des sechsten Gebothes zu unterdrücken. Ein tapferer angesehener Indier ritt in einen Wald, ein Mädchen zu Pferde begegnete ihn und lachte auf ihn. Er hielt dieß für eine Einladung zum Genuß verbothener Liebe, sagte ihr, wenn sie etwas von ihm haben wolle, solle sie absteigen, und da sie dieses that, nahm er seine Wurfschlinge doppelt, und geißelte sie mit den Worten: warte, ich will dir die Sünde austreiben. Ein junges Weib, die Gattinn eines Viehhüthers war allein in ihrer Hütte, ein junger Spanier, der verlaufenes Vieh suchte, kam zu ihr, und begehrte etwas zu essen. Sie gab ihm einen Braten, und sprach mit ihm, ohne Arges zu denken. Plötzlich wollte er sie umarmen, sie erschrak und wich zurück, da aber seine Liebkosungen damit nicht beendet waren, nahm sie einen Feuerbrand, und vertrieb den Begierlichen. Ihre Sorgfalt, beym täglichen Baden nicht von Personen des andern Geschlechtes gesehen zu werden, war sehr groß, und wehe dem Fremden, der gesucht hätte, diese zu überlisten. Der Gedanke an den Tod, äußerte seine Kraft, als bewährtes Tugendmittel, fast bey Allen. Dieser trieb sie auch an, sich bey jeder möglichen Lebensgefahr, mit Gott zu versöhnen. Jedes Weib beichtete, wenn die Zeit der Entbindung herannahte. Zogen meine Leute gegen einen Feind, so kamen sie, wenn es die Zeit nur ein wenig zuließ, zu mir, um durch Bekenntniß der Sünden ihr Gewissen zu reinigen.

Wenn sie gebeichtet hatten, sagten sie mir oft, wie unendlich ihnen nun wohl sey, und wie sie den Tod gar nicht fürchten. Ich muß bekennen, daß diese Sprache keine vorübergehende Erhebung der Seele ausdrückte, sondern daß sie von einem überirdischen Gefühle wahrhaft und ganz durchdrungen waren, denn, wenn ich ihnen in ihren letzten Stunden beystand, überzeugte ich mich, daß sie nicht nur ohne Furcht, sondern

mit Begierde starben, um zu ihren himmlischen Vater zu kommen. Ich erlaubte mir manchmahl zu fragen, ob sie nichts beunruhige, ob sie der Gedanke nicht quäle, ihre Kinder zurücklassen zu müssen. Die Antwort war verneinend. Du mein Vater, sprachen sie, hast immer für meine Kinder gesorgt, wirst es auch ferners thun. Daß ich hier zu leben aufhöre, betrübt mich nicht, du hast uns ja gelehrt, daß wir zu Gott kommen, das glaube und hoffe ich auch. So verschieden sie mit großer Ruhe, zum Troste meines Herzens. Diese Ergebenheit in Gottes Willen hatte ich am meisten da zu bewundern Gelegenheit, als die Blattern in meinem Dorfe herrschten.

Die Blattern verwüsten das Land, wie die Pest. Wird von den Indiern, die noch in der Wildniß leben, bemerkt, daß einer aus ihrer Mitte mit diesem Uebel behaftet sey, so fliehen alle, und überlassen ihn seinem traurigen Schicksale, nur stellen sie ihm vor sein Lager einen Krug mit Wasser und einen Braten auf einer Ochsenhaut hin, und einige Früchte des Waldes. Trifft es sich, daß mehrere zugleich blattern, so kann der minder schwache Kranke, den schwächeren pflegen, die Gesunden sehen sich nicht mehr um sie um. So verlassen erwarten die Unglücklichen den Tod, oder suchen, wenn ihre starke Natur das Gift besiegt, die entflohenen Verwandten, gar oft vergebens. Die meisten damit Behafteten sterben, nicht sowohl wegen der Bösartigkeit der Krankheit selbst, als wegen der Art mit der sie sich dabey benehmen. Fühlt der Indier beym Ausbruche des Uebels Hitze, so badet er sich im Fluße, und hohlt sich den Tod.

Im Jahre 1760 drang die Blatternseuche in mein unglückliches Dorf. Ein Jüngling von achtzehn Jahren wurde damit auf einem Schiffe zu St. Fe angesteckt, das er, umsonst gewarnt, in der Absicht betrat, um

Thee

Thee zu kaufen. Am siebenten September brach bey ihm die Krankheit aus. Meine Angst wurde über alle Beschreibung groß, als ich mich überzeugte, daß achthundert meiner lieben Bekehrten, sie noch nicht gehabt, und nun in so großer Gefahr wären. In wenig Tagen lagen schon achtzig darnieder. Tag und Nacht, so viel es meine angegriffenen Kräfte zu ließen, war ich Priester und Arzt. Mit einigen Knaben, die mir Geschirre mit Gersten und Linsenwasser nachtragen mußten, lief ich Hütte auf, Hütte ab, reichte einen aus verschiedenen Samenkörnern bereiteten Trank, der einer Milch glich, hörte die Erwachsenen Beichte, und ertheilte die Firmung. Denn durch päpstliche Erlaubniß war uns Missionären die Ausspendnng dieses heiligen Sakramentes gestattet, wenn die Gefahr des Todes da war. Mein Mitpriester in der Mission, P. Peter Polo, ein Engländer, war erst kurze Zeit bey mir, und der Sprache meiner Leute noch gar nicht kundig. Er konnte also, bey seinen umfassendsten Willen nichts anders thun, als die h. Wegzehrung geben, und die Verstorbenen beerdigen. Manchen Tag hatten wir vierzehn Leichen, besonders in den zwey letzten Monathen dieses Jahres. Meine Gesundheit wurde durch diese immerwährende Anstrengung so übel mitgenommen, daß ich kaum mehr im Stande war, meiner Pflicht Genüge leisten zu können. Ich bath daher den P. Rektor zu St. Fe, mir den Pater Manuel Canelas, der schon vor mehreren Jahren in meiner Reduktion gelebt hatte, zu schicken, und wenn möglich zur Pflege der gefährlichsten Kranken, eine spanische Wärterinn zu besorgen. Canelas, der bald mit zwey verwitweten Spanierinnen, aus dem dritten Orden, zu mir kam, erschrack über mein Aussehen, und trug sich gleich an, in dieser Nacht noch meine Geschäfte zu übernehmen, damit ich, nach so langer Zeit, doch auch einmahl eine ganze Nacht, und

ent-

entkleidet, ruhen könnte. Der erquickende Schlaf, dem ich mich ungestört überlassen durfte, gab mir meine Kräfte bald wieder, und da sich auch die Zahl der Kranken minderte, konnte Canelas in die Stadt zurückreisen. Mit Ende des Jänners hatten die Blattern ausgewüthet, die mir zweyhundert ein und zwanzig Menschen als Opfer ihres Giftes raubten.

Unter den Dahingerafften waren meine besten Musiker und Handwerker, ihren Verlust fühlte unsere Gemeinde noch lange schmerzlich. Zu meinem einzigen Troste in jenen Tagen des Leidens war mir, daß meine Caziquen in der Wildniß schon die Blattern überstanden hatten, und nicht gehindert waren, mir in der Krankenpflege hülfreich an die Hand zu gehen. Der edle Domingo gab Proben der christlichen Seelengröße, die nur von seinem sterbenden Sohne übertroffen wurden. Diego, so hieß er, gab mir einst seine Verwunderung darüber zu erkennen, daß die Blattern ihn so lange schonten. Ich sagte ihm, daß viele Menschen ganz davon befreyt blieben, er solle sich nur nicht fürchten. Ich fürchte mich ohnehin nicht, erwiederte er, obwohl ich weiß, daß ich sie bekommen und sterben werde. Er hatte, leider, wahr gesprochen. In einigen Tagen erkrankte er, sein Vater mit der Miene des herbsten Kummers wich nicht von seiner Seite. Einst fand ich den Knaben von Vater und Mutter umstanden, die ihn, mit Thränen im Auge, und brechenden Herzen trösteten. Plötzlich wendete er sich um und gab Töne des Schmerzes von sich. Der Vater in Angst, Ungeduld bemeistere sich des Geliebten, fragte ihn, was ist dir mein Sohn, bist du ungeduldig. Nein Vater, schluchzte der Leidende, mir ist nur so hart, weil mir scheint, mein Gedächtniß verlasse mich, weil ich nicht mehr so, wie vorhin, an Gott denken kann. In wenigen Augenblicken darauf war er — nicht mehr. Er hatte, von seinem

Va-

Vater geschenktes Eigenthum, von dem er die Kühe seinem jüngern Bruder, zwey Pferde und acht Schafe den Armen, und vier Pferde der Kirche widmete. Domingo, der mit rührender Standhaftigkeit den Verlust dieses Sohnes ertrug, gab die Kleider des Verewigten, und am Tage der Beerdigung, vier Strich Weitzen den Armen.

Auch Cithaalin, von rauher Gemüthsart und aufbrausend, ertrug eines Sohnes Tod mit Gelassenheit. Sein Anton fühlte das heranschleichende Ende des Lebens. Heute ist Freytag, sagte er, es wäre wohl gut, wenn ich heute sterben könnte, denn an einem Freytage starb auch unser Heiland, aber ich sterbe erst morgen am Samstage, am Tage unsrer lieben Frau, die wird mich rufen. Nach Mitternacht wünschte er zu wissen, ob der Hahn schon gekrähet habe. Da er gehört: noch nicht, verlangte er, man solle ihm ja sagen, wenn es geschähe. Man that es, und er sprach freudig, der Tag bricht also schon an, ich werde sterben und zu meiner himmlischen Mutter fahren. Bald darauf wurde er eine Leiche.

Mein bester Violinist kam auch auf das Sterbelager, und fühlte die kommende Auflösung. Nachdem ich ihm die heil. Sakramente gereicht, ersuchte er mich, seine Aeltern zu hohlen, die er so anredete: Mein lieber Vater und Mutter, obwohl ich noch länger bey euch verharren möchte, um euch zu helfen, weil ihr schon alt seyd, habe ich doch Gott noch lieber, als euch; darum will ich euch verlassen und zu ihm gehen, aber euch bey ihm nicht vergessen. Euch Vater, schenke ich meine Pferde, die drey besten ausgenommen, die ich der Kirche verehre. Zwey Kühe soll meine Mutter nehmen, die andern und die Schafe mein Weib behalten, was ich sonst noch habe, gehört für meine Brüder. Lebet alle wohl, und trachtet, daß wir bey Gott zusammen

men kommen. Darauf bethete er mit mir, bis sich sein Mund auf ewig schloß.

Wer kann mir die Freude nachfühlen, die ich empfand, wenn ich an den Sterbebetten sah, wie der barmherzige Gott meine Bemühungen segnete, gute, fromme Christen zu bilden. Ich hatte oft Gelegenheit, die Fügungen der Fürsehung zu bewundern, und will einige auffallende Beyspiele anführen.

Zwey Mütterchen, jede über hundert Jahre alt, kamen aus der Wildniß in unsere Reduktion, um einige ihrer Enkel, die hier als Christen lebten, zu sehen. Sie waren von ihren Kindern und Kindskindern begleitet, die sie auf ihren Pferden hielten. Angekommen, mußten sie in der Hütte liegen bleiben, weil ihre Schwäche ihnen, zu stehen, nicht erlaubte. Ich besuchte sie oft, brachte ihnen das Nöthigste aus dem Christenthume, und zum Empfang der heil. Taufe erzählungsweise bey, und zeigte Theilnahme an ihren Befinden. Nach einigen Monathen fing ich an, sie zu fragen, ob sie sich meine Erzählungen wohl gemerkt, und Lust hätten, sich taufen zu lassen, sie zeigten sich willig, ich taufte sie, und in acht Tagen waren sie begraben.

Die Großmutter Cithaalins, der selbst schon sechzig Jahre zählte, kam zu uns, und wurde von diesem Caziquen mit einer Sorgfalt behandelt, die sich auch um das Wohl ihrer Seele bekümmerte. Er selbst redete ihr vom Christenthume vor, und drang in sie, die Taufe zu verlangen. Ueberdieß bestürmte er auch mich, ich sollte eilen, sie ihr auszuspenden. Ich konnte nicht, weil ich bey ihr immer den heftigsten Widerspruch, den christlichen Glauben anzunehmen, fand. Sie hatte gegen unsere heil. Religion nichts, nur wollte sie beym Glauben ihrer Väter bleiben. Auf meine Vorstellung, daß diese nicht bey Gott, sondern im Hause des Feuers, so nennen die Indier die Hölle, wären, antwortete sie:

kön-

können es meine Großältern dort ausstehen, so werde ich es auch ertragen, bisher ist noch keiner zurück gekommen, und hat sich beschwert, ich freue mich schon, zu ihnen zu kommen. Dem Cithaalin trug ich auf, sie zu fragen, ob sie den in der andern Welt nicht mit ihren Enkeln die getauft sind, leben möchte, und sie erwiederte, ihr seyd nicht viele, die vor mir gestorben, sind mehrere, und ich will bey mehreren seyn. So hatte sie immer Ausflüchte. Cithaalin gerieth darüber in die heftigste Unruhe. Eines Tages wollte ich eben zu Pferde steigen, als er zu mir kam, und dringend flehte, ich möchte gleich zur Großmutter gehen und sorgen, daß sie sich taufen ließe. Da er mir meine Frage, ob sie vielleicht krank sey, mit nein, beantwortete, versprach ich, ihm, wenn ich von meinem Geschäfte aus der Meierey zurück gekommen seyn würde, einen Besuch zu machen. Ich besann mich aber anders, ich fühlte mich gezwungen, gleich zu ihr zu gehen, ließ mein Pferd stehen, und eilte hin. Sie war freundlich und scherzhaft. Gedenkest du noch auf das, was ich immer vom Glauben an Jesus mit dir zu sprechen pflegte? fragte ich, hat es dir gefallen? Es ist schon gut was du sagtest, antwortete sie. Wenn nun der Glaube, in dem ich dich unterrichtete, gut ist, warum willst du ihn nicht annehmen, und dir dadurch den Himmel nach deinem Tode versichern? Schon längst hätte ich dich getauft, wenn du eingewilligt hättest, und wann wirst du wollen? Jetzt, erwiederte sie. Diese unerwartete Erklärung setzte mich so in Erstaunen, daß ich wähnte, nicht recht gehört zu haben, und nochmahl ihre Aeußerung zu vernehmen wünschte, und sie begehrte, gleich getauft zu werden. Ich schickte um das Taufwasser, um ihren Enkel Cithaalin und dessen Frau, um Pathen zu seyn, erweckte mit ihr Reue und Leid, Glaube, Hoffnung und Liebe, und nahm, als sie ihr Haupt gegen mich neigte, ihre

Sün-

Sünden weg, durch das Bad der heil. Taufe. Ihr Dank war rührend, und ohne Aufhören pries sie den glücklichen Zustand, in dem sie sich nun befand. Der sonst barsche Cazique hatte Thränen der Freude im Auge, alle Umstehenden waren vergnügt. Ich bestieg mein Pferd, und war kaum um die Ecke des Platzes gekommen, als mir die Glocke einen Sterbfall kündete. Ich erschrack, denn ich hatte von keinem Erkrankten gehört, eilte zurück, und vernahm, daß die erst gewordene Christinn verblichen sey.— Wunderbar ist die Gnade Gottes, die den Menschen rettet zur rechten Zeit, dachte ich mir in gläubiger Demuth, und genoß den süßesten Trost des Priesters, Werkzeug zur Rettung einer Seele gewesen zu seyn.

Es ereignete sich nicht selten, daß Tugend auf eine affallende Art belohnt, und das Laster eben so bestraft wurde. Ein sehr frommer Knabe reiste mit mir nach St. Fe, er stürzte von einer Höhe von sechs Klaftern herab, als er dort im Thurme ein Bret verfehlte, ohne sich im mindesten zu beschädigen. Jedermann schrieb dieß der besondern Gnade des Herrn zu, der den Frommen beschützte. Ein muthwilliger Jüngling verließ an einem Sonntage die christliche Lehre, um auf die Jagd zu reiten. Seine Mutter warnte ihn, und fragte, ob er sich denn nicht fürchte, wegen dieser Sünde, auf dem Felde von Gott gestraft zu werden? Im kecken Uebermuthe antwortete er: was liegt mir daran, wenn ich auch auf dem Felde sterbe. Nachmittag brachte man seine Leiche in die Reduktion, von der Mutter begleitet, die laut schrie: du ungehorsamer Sohn, nun hast du den Lohn deiner Sünde.

Im allgemeinen fürchteten meine neuen Christen die Sünde sehr, nur begriffen sie den Unterschied zwischen den göttlichen und menschlichen Gebothen etwas schwer, und vermengten beyde so, daß, wenn sie sahen, daß

ich

ich einen oder den andern, von der Haltung meiner Gebothe, welche die Hausordnung betrafen, loszählte, sie dann auch von mir verlangten, ich sollte ihnen andere Gebothe, die göttlichen Ursprung hatten, auch hintanzusetzen erlauben. So kam Cithaalin, wie ich schon erzählte, mit dem Gesuche sich berauschen zu dürfen, zu mir. Ein anderer bath mich, ich möchte ihm erlauben, eine Haut zu nehmen, ich gestattete es. Mir fiel aber auf, wie er an diesem Tage, an welchem nicht geschlachtet wurde, dieses Begehren stellen konnte. Ich rief ihn zurück und hörte zu meinem Erstaunen, daß er keine Thierhaut, sondern ein Mädchen wolle, denn beydes drücken sie durch das Wort: Lochiguemga, aus, doch mit einem Zusatze, den er ausließ, wie dieß gewöhnlich geschah, wenn kein Mißverständniß zu befürchten war. So sagt man statt Vacca lochiguemga, eine Kühehaut, meist lochiguemga allein, und mein begierlicher Indier machte es sich auch bequem, und sagte statt aalo lochiguemga, was Mädchen, Haut eines Mädchens bedeutet, auch nur das letzte Wort, das mich anfangs verleitete, in sein Verlangen zu willigen, ohne ein so arges Mißverständniß zu ahnden. Nach seiner gegebenen Aufklärung, sprach ich freylich anders, und belehrte ihn, daß dieses wider das sechste Geboth sey, welches Gott gesetzet, und von dessen genauer Haltung ich ihn nicht lossprechen könne, weil ich es nicht gegeben habe. Ich glaubte nur, erwiederte er, du könnest es erlauben, nun weiß ich es besser, und werde dich nicht weiter plagen.

Auf einer Reise nach St. Fe, war ich gezwungen, in einem Walde zu übernachten. Meine Begleiter bemerkten, daß der Wind unter einem Baume Feuerfunken aufwehe, woraus wir schloßen, daß hier kürzlich Jemand gewesen seyn müße. Wir sahen umher, und erblickten auf einem Baume einen Indier, dem wir zuriefen, herab zu steigen. Als er nicht wollte, schrie ihm

mein

mein Diener Balthasar zu, er werde, wenn er nicht Folge leisten würde, ihn ermorden, und da stieg er dann herab, küßte mir demüthig die Hand, und sprach mir unverständliche Worte, fing aber, da er dieses merkte, an, etwas spanisch zu reden, wodurch ich erfuhr, daß er ein Quaranier, und einer Barke darum entlaufen sey, weil ihn der Schiffer geprügelt habe. Nun war er gesonnen, eine indische Völkerschaft aufzusuchen. Meine Leute sahen ihn sehr mitleidig an, und Balthasar überraschte mich mit der Bitte, daß er ihn — erschlagen dürfe. Das ist ja wider das fünfte Geboth, rief ich erstaunt. Ganz recht erwiederte mein Diener, aber du predigest ja, daß man mit dem Nächsten Mitleid haben müsse, und es scheint mir besser, daß ich ihn tödte, als daß er in der Wildniß herumirre, und vielleicht vor Hunger oder durch einen Tieger sterbe. Ich erklärte meinen auf so mörderische Art Mitleidigen, daß ich den Entlaufenen mit nach der Stadt nehmen werde. Dort lieferte ich ihn auf seine Barke, man wollte ihm die Eisen anlegen, aber ich gestattete es nicht, und gab ihm einen Brief an seinen Missionär mit.

Mein Pater Provinzial hatte mich schon öfter beauftragt, andere Reduktionen zu errichten, da aber meine Leute drohten, mit mir zu ziehen; wenn ich wo immer hin gehen würde, und auch die Spanier meine Abreise nicht zuließen, weil meine Kolonie die Vormauer ihrer Stadt war, mußte ich achtzehn Jahre hier bleiben. Da ich aber unendlichen Drang fühlte, tiefer in das Thal Chako einzudringen, so beschloß ich, die Mokobier, die drey bis vierhundert Meilen weiter in diesem Thale lebten, zu dem christlichen Glauben zu bringen, wurde aber auch daran durch die Liebe meiner Gemeinde gehindert. Um mir die Erreichung meines Wunsches, gänzliche Christianisirung der Mokobier, etwas möglich zu machen, erbothen sich meine drey Caziquen,

einige Ansehnliche aus unserer Mitte zu ihren zahlreichen Verwandten in die Wildniß zu schicken, um der Lehre Jesu neue Anhänger zu gewinnen. Ihre dringenden Abmahnungen, ihr Flehen, ich selbst sollte mich doch den Beschwerden eines so weiten Herumziehens nicht aussetzen, und sie nicht der Gefahr preisgeben, meinen Verlust betrauern zu müssen, erfüllten mein Herz mit der Freude eines Vaters, dem die zärtlichst sorgsame Liebe seiner Kinder die Treue mühevoller Erziehung vergilt. Ich willigte in ihren Antrag, wählte zehn ansehnliche und fromme Indier, die sich mit Vergnügen dem Geschäfte der Werbung unterzogen, versah sie mit hinlänglichen Pferden, und an der Sonne gedörrtem Fleische, und einem Passe, den sie im Falle, sie kämen mit Spaniern zusammen, aufweisen sollten. Damit sie von streifenden Städtern, oder Bewohnern anderer christlichen Missionen, nicht im ersten Augenblicke für Wilde gehalten werden könnten, ließ ich ihnen ein kleines, weißes Fähnchen, auf einer Seite mit dem Bildniße der schmerzhaften Mutter des Herrn, auf der andern mit dem des heil. Xaver, machen. Auch Geschenke mußten sie mitnehmen, um sie in meinen Nahmen ihren Landsleuten, und besonders den Caziquen, die sie treffen würden, auszutheilen.

Am Tage ihrer Abreise beichteten sie, dann zogen sie ganz gerüstet zur Kirche, entstiegen den Pferden, und kamen mit ihren Lanzen in die heil. Messe, lehnten sie aber an die Mauer, als sie nach der Communion des Priesters sich auch dem heil. Abendmahle näherten. Bey dem Segen vor dem letzten Evangelium, ergriffen sie ihre Waffen, und empfingen meinen heiligsten Wunsch. Nach dem Gottesdienste saßen sie zu Pferde, hielten aber bey dem Kreuze, um mich zu erwarten. Meine Caziquen gaben ihnen indeß gute Ermahnungen, an welchen ich es auch nicht fehlen ließ, und so zogen sie dann fort.

Nach vier Monathen und einigen Tagen kamen sie, Einen ausgenommen, der Verräther an seiner Pflicht geworden war, wieder zu uns, von drey fremden Caziquen begleitet, unter welchem der vornehmste Elebogdin hieß. Nach einiger Zeit führte ich die neu angekommenen Mokobier nach St. Fe, wo man sich, besonders der Commendant, durch Freundlichkeit und Geschenke sehr bemühte, sie zum Entschluße, sich anzusiedeln, zu bringen. Sie ließen sich in keine bestimmte Erklärung ein, sondern antworteten nur, daß sie mit mir, weil ich sie berufen hätte, über diesen Punkt abhandeln würden. Wir besprachen uns auch, und ich stellte ihnen frey, ob sie sich meiner Gemeinde zugesellen, oder eine eigene Reduktion gründen wollten. Sie wünschten das letztere, was auch den Spaniern angenehmer war, die dadurch auch gegen West eine Vormauer zu bekommen hofften. Nach zwey Monathen schied Elebogdin von uns mit dem Versprechen, nach einem Vierteljahre mit seinem Volke bey uns zu erscheinen.

Die Zeit seiner Abwesenheit wollte ich nützen, um Vorbereitungen zur Errichtung einer neuen Reduktion zu machen. Die Bürger von St. Fe zeigten sich sehr bereitwillig, durch Geschenke an Vieh, Kirchengeräthe, und andern Bedürfnissen, die künftige Gemeinde gründen zu helfen. Nicht so aber der Commendant, der sich dadurch beleidigt glaubte, daß ich dem Pater Provinzial über das Vorgefallene Bericht erstattet, und dieser den Statthalter zu Buenos Ayres darüber in Kenntniß gesetzt hatte. Denn er wollte sich das Verdienst der Civilisirung wilder Horden, allein zuschreiben, und sich dadurch die Gnade des Königs erwerben, keineswegs aber diesen Ruhm den Jesuiten gönnen.

Ohne mir etwas wissen zu lassen, suchte der Commendant einen Platz, westlich von der Stadt, für die zu errichtende Reduktion aus. Da es Sitte war, bey

einer

einer solchen Ortsbestimmung auch den Missionär zu Rathe zu ziehen, und ich von ihm auf die Seite gesetzt ward, so schrieb ich ihm hierüber einen Brief, und machte ihn besonders darauf aufmerksam, daß, nach dem ausdrücklichen Befehle des Königs, den Indiern die Wahl ihres künftigen Aufenthaltes frey zu lassen sey, damit sie nicht mißvergnügt in ihre Wildniß zurückfliehen möchten. Die Antwort des etwas aufgeregten Herrn war, die Gegend sey gut gewählt, ich könne sie selbst betrachten, wäre sie den Indiern nicht anständig, so können sie sich meiner Mission des h. Xaver einverleiben. Ich reiste an den bezeichneten Ort, und fand ihn ganz unzweckmässig. Es war zwar ein See mit süßem Wasser da, aber er zog sich bey anhaltender Hitze siebzig Schritte zurück, und versumpfte das verlassene Land, und erfüllte die Gegend mit ungesunder Luft. Die umgebenden Waldungen hätten zum Theil erst ausgehauen werden müssen, um erfrischenden Zug der Luft und Feld zum Ackerbau zu gewinnen, und überdieß würden Menschen und Thiere durch die Menge der Tieger sehr gefährdet, und durch die Unzahl der Mücken sehr gequält worden seyn. Meiner Meinung waren auch alle Spanier, die den Commendanten an diesen, ihm allein so gefälligen Platz begleitet hatten, aber wir alle wurden ihm durch unsere Vorstellungen beschwerlich, woraus ich mir wenig machte, sondern mein Gutachten an den Statthalter nach Buenos Ayres schikte, der es mit seinem gütigen Beyfalle beehrte.

Nach drey Monathen kam Elebogdin mit vierhundert Mann zu mir. Alle Männer meiner Gemeinde ritten den Ankömmlingen entgegen, und feyerlich, unter dem Geläute der Glocken, führten wir sie in unser Dorf. Ich wies ihnen dann, fünfhundert Schritte von uns entfernt, unter einer Allee hoher schattenreicher Bäume, ihr Lager an, und versah sie wochentlich mit

zehn Ochsen. Elebogdin besichtigte mit mir und den Caziquen den vom Commendanten ausgesuchten Grund, und verwarf ihn als gänzlich unbrauchbar. Ich machte dem Commendanten die Aufwartung, der mich mit kalter Höflichkeit empfieng, und Elebogdinen, nachdem ich verabschiedet war, vor sich kommen ließ. Er gab sich Mühe, seine Wahl des Platzes zu rechtfertigen, vergebens, der Cazique sagte ihm geradezu, daß er dorthin nie ziehen werde, und als der Commendant ihm die Hoffnung benahm, einen andern Ort zu bekommen, verließ er ihn ganz aufgebracht, und zeigte mir seinen Entschluß an, uns zu verlassen. Es gelang mir aber doch, ihn zu bereden, so lange bey mir zu verweilen, bis Nachricht von Buenos Ayres kommen würde, denn dorthin berichtete ich durch den P. Provinzial die Lage der Dinge augenblicklich, und meinen Antrag, die Angekommenen aus den Mitteln meiner Reduktion indeß zu verpflegen. Die Weisung des Statthalters blieb nicht lange aus, die mir den Auftrag gab, mit den Indiern einen schicklichen Ort zu suchen, an den der Commendant dann hundert fünfzig Mann schicken müsse, um zur Herstellung der Kirche, und der Wohnungen des Missionärs und der Indier behülflich zu seyn. Bis in das vierte Monath streiften wir herum, da fanden wir ein Feld, auf dem ein Mayerhof angelegt werden konnte, und acht Meilen weiter eine waldige Anhöhe, umlagert mit großen Teichen, die ein für das Vieh trinkbares Wasser gaben, und am Fuße mit einem Bache belebt, der tief und fischreich war, auf dem jenseitigen Ufer zeigte sich herrlicher Boden zum Feldbau. Rund herum zerstreute Waldungen ergetzten das Auge, der große, mehrere hundert Meilen sich erstreckend, war von hier sechs Meilen entlegen. Elebogdin war über diese Gegend entzückt, und also der Platz zur Niederlassung glücklich gefunden. Rasch ging es ans Werk, in einem Monathe

wa-

waren viertausend Baumstämme gefället, und die Schranken für den Mayerhof, und eine Hütte für die Hirten, und eine andere für den Missionär aufgerichtet, damit auch dieser einen Unterstand hätte, wenn er kommen würde, das Vieh zu besichtigen und zu zeichnen.

Nun meldete ich dem Commendanten, daß wir, ohne weitern Anstand, die neue Reduktion gründen können, und ersuchte ihn, die bestimmten Gehülfen zu senden. Er entschuldigte sich mit Hindernissen, ich aber, damit der Eifer der Heiden nicht erkalte, räumte den Wald von der Anhöhe ab, machte eine Einfaßung von mehreren tausend Pallisaden, eine Scheuer, die indeß zur Kirche diente, und eine Wohnung für mich, die, weil sie überall offen stand, einer Kaufmannsbude glich, und den Sturmwinden, Gewittern und Regen freyen Eintritt gewährte. Gerne duldete ich diese beschwerlichen Ungemächlichkeiten, denn ich dachte an das lohnende Bewußtseyn, sie wegen dem Wohle meiner Mitmenschen zu ertragen.

Ich ersuchte den Commendanten nochmahls mir die angeordnete Hülfe zukommen zu lassen, mußte aber wieder eine abschlägige Antwort, unter dem Vorwande vernehmen, er brauche seine Leute gerade jetzt zu königlichen Diensten. So geht es, wenn, während ein Missionär das Heil der Seelen zu verbreiten sucht, Weltmenschen, die davon nichts verstehen, die Anordnungen dazu geben sollen, und kein anderes Absehen dabey haben, als sich selbst dadurch groß zu machen, und fremde Waare für eigene zu verkaufen! — Ich mußte harren, bis er selbst über seinen Widerwillen verdrüßlich werden würde, und ließ indeß noch tausend Palmbäume schlagen. Da die verlangte Hülfe noch nicht erschien, schrieb ich ihm gelassen, aber nachdrücklich, und machte ihn aufmerksam, wie er es werde verantworten können, daß er den Befehlen des Königs, jede zu errichtende

Reduktion zu unterstützen, so wenig, so gar nicht, Folge leiste. Statt der Antwort, kamen fünfzig Mann, mir die liebste. In vierzehn Tagen hatten wir sechzehntausend Ziegel gemacht, unendlich viel Holz behauen, und wollten schon eine Kirche zu bauen anfangen, als der Commendant selbst mit sechzig Mann erschien. Ich ritt ihm mit meinen Indiern entgegen, und näherte mich ihm freundlich, er aber war sehr gespannt und trotzig, bekrittelte unsere Arbeit und fragte höhnisch, ob sie einen großen Tempel aufrichten sollten. Ich blieb ruhig, als er aber auch seine eigenen Leute, die seit vierzehn Tagen mit mir gearbeitet hatten, und besonders ihren wackeren Anführer anschnob, machte ich ihm bald meine Verbeugung, und ritt mit meinen Indiern unsrer Wohnung zu. Am andern Morgen, nach angehörter h. Messe, beorderte er seine Abgeschickten zu verschiedenen Arbeiten, machte aber von den durch mich herbeygeschaften Materialien keinen Gebrauch. Ich und die Meinen regten uns nicht, denn die königliche Ordre lautete, die Commendanten mit ihren Soldaten sollten für die zur Annahme des Christenthumes Geneigten, die nöthigen Bauten aufführen. Er verlangte, ich möchte ihm den Plan des werdenden Dorfes senden, ich that es, von der Bitte begleitet, ganz nach Belieben zu verfahren, ich hätte dabey gar nichts zu thun, und würde die von mir bereiteten Materialien zu meinen anderweitigen Absichten verwenden, meiner einzigen Pflicht, Religionsunterricht zu ertheilen, würde ich auf das genaueste, nachkommen.

Er sah ein, daß er mit seiner Mannschaft allein, länger als vier Monathe Arbeit haben würde, seine Officiere machten ihm dringende Vorstellungen, über seine schroffe Handlungsweise gegen mich, und er wurde sehr nachdenkend. Den folgenden Tag wohnte er wieder der h. Messe und der Christenlehre bey, besuchte mich

in meiner Hütte, und machte mir den Vorschlag, ihm beym Baue mit meinen Indiern zu helfen. Ich willigte natürlich ein, und gab meine Vorarbeitungen dazu her. Die Spanier jubelten, weil sie nun Hoffnung hatten, bald wieder nach St. Fe zu kommen, und meine vierzig Indier von St. Xaver beeiferten sich, ihre bereits erworbenen Kenntnisse in verschiedenen Handwerken, an den Tag zu legen. Am meisten freute mich, daß mich der Commendant ersuchte, den ganzen Bau nach meinen Ansichten zu führen. Er hatte selbst nun seine Freude daran, das schnelle Fortschreiten der Arbeit zu bewundern, lud mich fast täglich zu seiner Tafel, und sagte mir viel Verbindliches, als in drey Wochen die Kirche und die Wohnungen des Missionärs und der Gemeinde vollendet waren. Am Tage seiner Abreise geschah die feyerliche Uebergabe der neuen Reduktion auf folgende Art. Alle Spanier und Indier kamen beritten auf den Platz, und stellten sich zu beyden Seiten der Kirche auf. Der Commendant stand bey dem Gotteshause, ich an seiner Rechten, Elebogdin zur Linken, er nahm uns beyde bey der Hand, ging mit uns vorwärts, und sprach: Ich Franz Anton de Vera y de Murika als Bevollmächtigter, übergebe dir Florian Pauke und gegenwärtigen Elebogdin im Nahmen Ihro königlichen Majestät diesen Grund und Boden als eigenthümlich, und dieses sey im Nahmen der allerheiligsten Dreyfaltigkeit. Während dem Gehen raufte der Commendant dreymahl Gras aus dem Boden, gab es mir in die Hand, und ich mußt es in die Luft werfen. Mit diesen Gebräuchen war die ganze Sache abgethan, und uns gehörte ein Bezirk von zwey Meilen gegen Süd und vier Meilen gegen Nord, und gegen Ost und West so viel wir brauchten, so, daß kein Fremder sich inner diesen Gränzen, ohne unsern Willen, ansiedeln durfte.

So

So wurde durch mich die Reduktion des h. Petrus gegründet im Jahre des Herrn 1763.

Aus dem Eifer, mit dem ich in dieser neuen Mission arbeitete, schloß meine Gemeinde zu St. Xaver, ich würde nicht mehr zu ihr rückkehren, daher besuchten mich abwechselnd vierzig bis fünfzig Mann, und blieben durch Monathe bey mir, um Zeuge zu seyn, wie ich meine neue Reduktion gerade nach dem Muster der ältern einrichtete. Elebogdins Untergebene waren so fleißig in der Kirche, und bey der Erklärung des Wortes Gottes, daß ich nach vorgenommenen strengen Prüfungen, doch schon im ersten Jahre hundert und eilf Personen taufen konnte. Bis jetzt allein in diesem Weinberge Gottes, besorgte ich, daß mir für die Zukunft zwey Gehülfen geschickt wurden. Sie kamen von Cordova, den Pater Anton von Bustillos behielt ich in St. Peter, den Pater Raymund Witermayer, Sohn eines katholisch gewordenen Holländers in Cadix, sandte ich nach St. Xaver. Einige Monathe verweilte ich noch bey meinen neuen Schülern in der Gesellschaft meines Mitbruders, 1765 ging ich wieder zur geliebten Reduktion St. Xaver. Friedlich und ruhig lebten wir hier, und hörten nur, wie Portugisen und Spaniet die alten Missionen verfolgten. Häufiger kamen uns von allen Seiten Erzählungen zu, wir Jesuiten hätten ein Reich in Paraquay, und einen eigenen König Nikolaus. Es wurden goldene Münzen gezeigt, welche dieser Jesuiten-König in Paraquay hätte prägen lassen. Der Ruf dieser erdichteten Begebenheiten war so verbreitet, daß man ihm sogar in einigen Städten Paraquays Glauben schenkte. Wir lachten über diese Fabeln, deren Ungrund uns vor Augen lag, und konnten uns auch nicht überreden, daß unser Sturz beschlossen sey. Wir erfüllten unsere Pflichten immer eifrig fort, und bekehrten Heiden. 1766 kam wieder ein Cazique zu mir, und

ver-

verlangte, daß ich ihm eine Reduktion errichten solle, in fünf Monathen würde er mit seinem Volke kommen.

Indessen nahte sich der uns verderbliche Sturm, die Jesuiten waren schon aus Frankreich und Portugall verwiesen, wir in Paraquay hatten aber noch das feste Vertrauen, daß der König von Spanien nicht zulassen würde, daß man über uns das Gleiche verfüge.

Den sechzehnten July 1766 um vier Uhr des Morgens, wurde das Jesuiten-Kollegium in St. Fe mit Soldaten umrungen. Abgesandte Beamte kamen zur Pforte, verlangten, der Pater Rektor solle eilend zu einen Kranken gehen, und als er kam, nahmen sie ihn und den öffnenden Pförtner gefangen, drangen in das Haus, in jedes Zimmer, trafen einige bethend, andere mit dem Ankleiden beschäftigt, jagten alle in den Speise-Saal, und versperrten sie so lange, bis alle Zimmer ausgeräumt waren. Nachmittag mußten die Väter ihr Ordenshaus verlassen, das Bild des Gekreuzigten am Halse hängend, das Brevier unter dem Arm mußten sie die Stadt verlassen, ohne ihren Freunden ein letztes Lebewohl sagen zu dürfen. Jeder durfte einen Koffer mit Wäsche, der aber öffentlich auf dem Platze durchsucht wurde, auf die Wagen mitnehmen, die sie nach Buenos Ayres führten.

Die ganze Stadt war in Aufruhr, als dieses unerwartete und harte Verfahren bekannt wurde. Die Thränen der Bewohner sagten es, wie sehr diese Priester geliebt, und nun bedauert wurden. Diese aber mußten in ihrem Wagen auf dem Felde übernachten, und Schildwachen verhinderten, daß kein theilnehmender Mensch mit ihnen reden konnte. Die Sclaven des Kollegiums durchrannten, wie unsinnig, die Stadt und schrien: ach! unsere Väter, wo gehen wir nun hin. Viele verliefen sich auch.

Den ein und zwanzigsten July saß ich und mein Mitbruder eben beym Mittagmahle, als ein spanischer Knabe kam, und uns vom Schicksale unserer Brüder in der Stadt, die erste Kunde brachte. Mir fiel das Messer aus der Hand, und ohne mir einen beruhigenden Grund angeben zu können, schüttelte ich ungläubig das Haupt, bis mein Freund, der Officier Don Franz de Andino mit vier Soldaten und einem Briefe des Commendanten in mein Zimmer trat. Seine Miene, seine Zähren, die die Wangen herabliefen, sprachen laut genug unser Unglück aus. Das Schreiben des Commendanten berichtete, daß auf hohen Befehl die Jesuiten des Kollegiums nach Buenos Ayres abgeführt worden seyen, daß aber rücksichtlich der Missionäre noch gar nichts bestimmt sey. Er beauftragte mich, mein Amt wie vorhin zu verrichten, und den Indiern von dem Vorgefallenen ja nichts zu sagen. Der Officier entfernte sich nach einer Viertelstunde schon, er war kaum aus dem Dorfe, als das Jammern meiner Indier in meine Stube drang. Gleich darauf hörte ich, daß sie sich mit Weib und Kindern rüsten, um in die Wildniß zu ziehen. Ich lief zu ihnen, den Einen tröstete ich, den Andern mußte ich mit Gewalt vom Pferde reißen, Alle lärmten, Keiner beantwortete mir meine Fragen. Der spanische Knabe hatte seine traurige Nachricht der Gemeinde mitgetheilt. Die Caziquen waren im höchsten Grade bestürzet, ich ließ sie rufen und bitten, die Ruhe herzustellen. Cithaalin wollte sich gar nicht sehen lassen, er konnte vor Schluchzen kein Wort mit mir reden. Ich stellte ihnen vor, sie möchten nur noch einige Geduld haben, denn es sey ja noch nichts entschieden, aber sie hatten selbst einige Männer nach St. Fe geschickt, um die Wahrheit zu erforschen, und die brachten die Gewißheit zurück, daß in der Stadt kein Pater mehr zu finden sey. Nun packten sie neuerdings zusammen, ich

trat

trat unter sie, und sprach: „Meine Kinder, sollte es auch so kommen, daß ich euch verlassen müßte, was noch gar nicht ausgemacht ist, so werdet ihr ja doch nicht vor der Zeit von mir gehen? Wartet noch, und müßte ich auch scheiden, so versichere ich euch, ihr werdet einen andern Pater erhalten, der für euch sorget, bleibet noch bey mir, und lasset mir den Abschied nicht so bitter werden."

Meine lieben, getreuen Kinder folgten mir, bis auf Cithaalin, der mir erklärte, er würde, wenn ich auch, wie die Väter in der Stadt abgeführt werden sollte, sich entweder an den Spaniern mit seinen Untergebenen vergreiffen, oder sterben müssen, um beyden auszuweichen, wolle er indessen in die Reduktion des h. Hieronymus ziehen. Er ging auch wirklich mit vierhundert von seinem Stamme, fort.

Tags darauf bekam ich von der sechzehn Meilen von mir entlegenen Reduktion des heil. Peters den Bericht, daß die zwey Priester allein noch dort, die ganze Mannschaft aber in die Wildniß abgegangen sey. Ich setzte mit Domingo und fünf Indiern von St. Xaver den Flüchtigen nach, ritt die ganze Nacht, und hörte in der Frühe von ihren Missionären, daß sie gegen Norden gezogen. Ich las nur eine heil. Messe, und setzte den Entflohenen mit so gutem Glücke nach, daß ich sie am Abende in einem Walde antraf. Mein Flehen, von Domingos Zureden unterstützet, bewog sie, wieder in ihr Dorf zurück zu kehren. Ohne mich länger bey ihnen zu verweilen, beeilte ich mich, nach St. Xaver zu kommen, um auch hier möglichen Unordnungen vorzubeugen. Ich veränderte in der Hausordnung nichts, und hielt den Gottesdienst wie vorher. Den Commendanten gab ich von diesen Ereignissen Kunde, er und die ganze Stadt erschracken über Cithaalins Entweichung, denn sie fürchteten ihn sehr. Indessen hatte ein unbesonnener Spa-

nier

nier in St. Peter gesagt, man würde nun bald kommen, „die Patres zu heben" und die ganze Gemeinde zog zum zweyten Mahle weg. Ich fand sie wieder, und brachte sie nochmahl zurück.

In der folgenden Woche schickte mir der Commendant die Anzeige, daß auch wir Missionäre fort müßten, und ersuchte mich, ihm an einem bestimmten Tage gut bewaffnete und treue Indier in die Stadt zu senden, welche königliche Commissäre in meine Neduktion geleiten sollten. Ich ließ ihm, durch den Ueberbringer des Briefes melden, er möchte sorgen, daß diese Commissäre ja ohne Soldaten zu mir reisen möchten, denn sonst wäre zu befürchten, daß sie auf dem Wege von den Indiern, die in ihrer Erbitterung gegen die Spanier keine Gränze mehr kannten, ermordet würden.

Die Gemeinde von St. Peter entwich abermahls, ich brachte sie jedoch wieder in ihr Dorf. Während meiner Abwesenheit hatte man aber in St. Xaver den Plan entworfen, sich in die tieferen Waldungen zu begeben, und uns Missionäre mitzunehmen. Wie ich sie wieder sah, hatten sie schon unsere Herden weiter getrieben. Mein Mitmissionär, ein junger Mann, war diesem Unternehmen so wenig abgeneigt, daß auch er schon seine Bücher und Geräthschaften eingepackt hatte. Ich sollte nun die Kirchen Erfordernisse zusammenrichten, und dann gleich mit ihnen aufbrechen. Ich widersetzte mich diesem Ansinnen. Kinder, rief ich ihnen zu, ihr werdet durch solches Beginnen die Verfolgung der Spanier auf euch laden! Wir fürchten sie nicht, entgegneten sie, sie reden nur immer muthig, stehen gegen die Wilden, wenn wir bey ihnen sind, sind sie aber allein, so zittern sie und laufen davon. Schießen sie auf uns, so springen wir seitwärts, fallen auf die Erde, so werden sie wenig treffen, und haben sie ausgeschossen, gehen wir mit unsern Wurfspießen auf sie, lassen sie nicht mehr laden,

und streiten mit unsern Lanzen, die sie schon von alter Zeit her, kennen. Würden sie uns dann doch noch weiter verfolgen wollen, so haben wir Winkel genug in unserm Lande, die sie nicht finden werden, wenn sie auch, wie du zuweilen, mit langen Augen, (so nannten sie mein Fernrohr) sehen würden.

Ueberleget wohl, was ihr verlanget, fuhr ich fort, würde ich mit euch ziehen, so würde ich mir, und allen meinen Mitbrüdern einen üblen Nahmen machen; man würde in allen Ländern sagen, die Jesuiten seyen wirklich Rebellen gegen ihren König gewesen, und haben dieses Land für sich behalten wollen. Was würdet ihr auch mit mir gewinnen, ich werde alt, die vielen neuen Mühseligkeiten werden mich krank machen, ich werde sterben. Wer wird dann eure Kinder taufen, euch predigen, euren Kindern Unterricht ertheilen? Von den Spaniern, die ihr so sehr beleidiget, dürft ihr nicht hoffen, daß sie euch einen andern Priester zukommen lassen werden, dann würdet ihr wieder in eure alten bösen Gewohnheiten zurückfallen und Heiden werden. Bleibet also lieber ruhig hier, und erwartet andere Geistliche, die auch eure Liebe durch ihren Eifer und ihre Sorgfalt für euch, verdienen werden.

Diese Rede wirkte. Sie machten mir nur noch diese Einwendung, daß sie bey andern Priestern nicht sicher seyn würden. Du wirst es ja auch gehört haben, sagten sie, wie man mit unsern Vorfahren an einem Ort bey der Stadt St. Jago umgegangen ist. Täglich gingen zwey Priester aus der Stadt zu ihnen, aber unvermuthet umringten sie die Spanier, nahmen sie gefangen und vertheilten sie als Sclaven. Doch, wenn du uns versicherst, daß wir einen neuen Priester, der dein Freund ist, und es mit uns aufrichtig und väterlich meinen wird, bekommen werden, so wollen wir ein Jahr ruhig hier bleiben, nach dem wir hoffen, daß wir

dich

dich wieder sehen werden. Erscheinst du nicht, so wissen wir jetzt nicht, was wir dann thun werden.

Gott hatte meine Worte gesegnet, die Ruhe war hergestellt und für die nächste Zukunft gesichert. Ich ließ nun meinen Domingo mit fünf und zwanzig gut bewaffneten Indiern nach St. Fe reiten, um die Commissäre und den neuen Missionär abzuhohlen, welche nach einigen Tagen anlangten. Der Oberkommissär war der vormahlige Stadtrichter von St. Fe, Don Pedro de Miura, der Missionär Don Michael de Zibureu, ein Weltpriester, Doktor der Theologie, ein sittsamer, gelehrter, wackerer Mann, Sohn eines verstorbenen Commendanten zu St. Fe, und sehr vermöglich. Einige Spanier waren als Zeugen mitgekommen. Zum Unglücke hatten sie lose Bursche zu Bedienten, die meine Vorrathskammer ausraubten und meinen Garten plünderten. Die Gemeinde wurde sehr unwillig, und ihre Unzufriedenheit äußerte sich so laut, daß ich Gewaltthätigkeiten befürchten mußte. Denn, weil sie sahen, wie die Bedienten über meine Habe herfielen, so glaubten sie, die Reihe werde auch bald an die ihrige kommen. Ich stellte den Commissären, die ohnehin den widrigen Eindruck, den ihre Gegenwart auf meine Indier machte, bemerkt hatten, und sich gewaltig fürchteten, nachdrücklich vor, daß es hohe Zeit sey, den Unfug ihrer Dienerschaft zu enden, wenn sie selbst nicht Hunger leiden oder Mordthaten veranlassen wollten. Sie erschracken sehr, und bathen, ich sollte den Dorfbewohnern melden, sie dürften jeden Angekommenen, der sich ein Unrecht erlaube, nach ihrem Gutdünken strafen. Ich verlangte, sie sollten dieses den Indiern selbst sagen, um einen Beweis der Achtung für ihre Sicherheit zu geben, und da sie folgten, verzog sich dieses Ungewitter.

Das

Das erste Geschäft war die Aufnahme meiner kleinen Besitzungen. Sogar der mindeste Hausrath wurde aufgeschrieben, wie lang, wie breit die Tische, von welchem Holze, ob die Füße gedrechselt oder glatt seyen. Ich hatte ein Tischchen mit kreuzweise verschränkten Füßen, wie man sie in Deutschland häufig antrifft. Don Pedro, der seine Beschreibung genau machen mußte, fragte mich, wie er diese Füße in spanischer Sprache nennen solle, ich antwortete, preußische, und er schrieb es hin. Nachdem alle Kisten und Kästen schon durchsucht waren, fragte man um das Geld. Ich erklärte ihnen, daß die Reduktion gar keines habe, weil wir alle unsere Bedürfnisse nur eingetauscht hatten, und zeigte ihm meine Barschaft, nach deutscher Münze drey Gulden und einige Kreuzer. Ich sollte einen Eid darüben ablegen, daß ich nicht mehr besitze. Ich betheuerte die Wahrheit meiner Aussage auf meine priesterliche Ehre, da wurde den Spaniern das Herz weich, und Don Pedro rief mit Thränen im Auge aus: Sind das die großen Reichthümer, die man bey den armen Missionären sucht? Behalten sie dieses Geld für sich, sie dürften es vielleicht brauchen, um sich auf ihrer Reise Brot zu kaufen, wir haben nur Befehl, das Geld der Reduktionen abzufordern, nicht aber das, was ihnen eigen ist. Wollte Gott, sie hätten es mit meinem andern Eigenthume auch so gemacht! Ich hatte viele Bücher, die ich theils aus Europa mitgebracht, theils hier eingehandelt, oder von guten Freunden zum Geschenke bekommen hatte, ferner drey schöne Feuerröhre, musikalische Instrumente, und verschiedene Werkzeuge und mathematische Instrumente. Alle diese Sachen nahmen die Herren vor meinen Augen für sich, mir ließen sie nichts als das Bild des Gekreuzigten, ein altes Brevier und zwey kleine geistliche Bücher.

Aus meiner Wohnung ging man, die Kirchensachen aufzuschreiben, und das Vieh, so viel möglich, zu zählen. Ich übergab vier und zwanzig tausend Stück Hornvieh, zwölf hundert Stuten zur Zucht der Maulthiere, vierhundert junge Maulthiere, fünfzehn hundert Pferde, siebzehn hundert Schafe, und fünf hundert Zugochsen. Meine Indier sahen betrübt zu, damit sie aber nicht zaghaft würden, machte ich eine fröhliche Miene, so sauer sie mich auch ankam.

Herzlichen Trost hatte ich, gepaart mit unendlicher Wehmuth, als meine Pfarrkinder mich bathen, sie noch einmahl mit Gott zu versöhnen, und Beichte zu hören. Ich brachte die ganze Zeit in der Kirche zu, während die Commissäre noch überall Nachsuchungen anstellten, und mich nur rufen ließen, wenn sie einen Anstand fanden. Von hier reiste die Commission an die Kolonie nach St. Peter, ich gab ihnen fünf und zwanzig Mann als schützende Begleitung mit, sie drangen aber in mich auch mit zu gehen, und da ich merkte, daß sie sich nur unter meinem Schutze sicher hielten, überließ ich meine Leute indeß dem neuen Pfarrer und meinen betrübten Mitbruder Raymund Wittermayer, der immer weinte. Den für St. Peter bestimmten Weltpriester Don Franz de Reyes nahmen wir gleich mit. Hier dauerte die Aufzeichnung des Besitzstandes vier Tage, dann ging die Reise nach St. Hieronymus, wohin ich sie, ungeachtet ihrer Bitte, nicht begleitete, sondern ihnen, wie sie dann verlangten, vierzig Mann Bedeckung mitgab.

Nach dort vollendeten Geschäften, nahmen sie die zwey Missionäre mit zurück nach St. Peter, gesellten sich auch hier den Missionär zu, und trafen dann bey mir ein, um auch mich und meinen Gefährten weg zu führen. Sie wollten dieß gleich ohne Aufschub thun, aber weil man die Vorspann-Ochsen nicht finden konnte, mußten sie übernachten. Ich brachte in Erfahrung, daß

meine

meine Leute die Vorspann weggetrieben und versteckt hatten, zeigte ihnen, daß dieß zu nichts diene, und beredete sie, sie zu suchen und herzubringen. Mein Herz wollte mir zerspringen, da die Trennung nun unvermeidlich war, und um den Schmerz des immer fortgesetzten Abschiednehmens zu verringern, gab ich meinen Wunsch zu erkennen, Niemand solle mir das Geleite geben, und besonders möchte mein theuerer Domingo zurück bleiben um den neuen Pfarrer zu schützen, und mit Rath und That an die Hand zu gehen. Aber vergebens, wie wir aufbrachen, saß Domingo mit fünf und zwanzig Indiern zu Pferde, und ritt mit uns, das ganze Dorf rang die Hände und weinte, so, daß selbst die Commissäre tief erschüttert wurden. Von allen Zungen erschallte der Ruf: Gehet und reiset Väter, aber kehret in kurzer Zeit zurück.

Auf der Reise nach St. Fe. kamen wir bey der Wohnung meines Freundes, jenes Officieres, der zu St. Peter bey mir war, und mir den Brief unserer Vernichtung nach St. Xaver gebracht hatte, vorbey. Er und seine ganze Familie badeten sich in Thränen, wir durften nicht stille halten, und als er nachritt, und um Erlaubniß bath, mit mir sprechen zu dürfen, wurde sie ihm abgeschlagen, und bedeutet, dieß wäre wider den ausdrücklichen Befehl des Königs. Seine Frau sandte uns Lebensmittel nach, die man uns anzunehmen gestattete. Vor der Stadt mußten wir Halt machen. Sechs Soldaten kamen um uns sechs Missionäre zu bewachen, und zu verhindern, daß wir uns Niemand mittheilen konnten. Da die Commissäre dem Commendanten berichteten, daß Indier mit uns gekommen, ließ er dem Domingo befehlen, abzuziehen. Dieser aber seines Zornes nicht Meister, redete so, daß ich erstaunte, und mir dachte, ich würde wohl in Ketten nach Spanien gebracht worden seyn, wenn ich mir seine Ausdrücke erlaubt

laubt hätte. „Es kann nicht wahr seyn, donnerte er in sie, daß euer König befohlen, uns unsere Väter zu rauben, noch viel weniger, daß wir mit ihnen gar nicht reden sollen. Ihr habt dieß vielleicht unter euch ausgesonnen, eure Schalkhaftigkeit, die ihr uns und unsern Vätern schon bewiesen, ist die Ursache, daß uns dieses Uebel getroffen hat. Meint ihr, daß ihr durch die Vertilgung unserer Väter glücklicher seyn werdet? Ihr habt keinen Grund, dieses zu glauben. Ihr wisset gar wohl, wie wir mit euch verfahren sind, ehe wir mit diesen Vätern lebten, was werdet ihr jetzt von uns Gutes zu hoffen haben, da ihr unsere Väter wegführt, die uns zum sittlichen Leben, und zum Gehorsam gegen unsern König angeleitet haben? Seyd ihr Afterchristen, sind eure Wunden schon geheilt, die wir euch einst geschlagen? Gebet acht, wir können sie erneuern! Ich weiß alle die Freundschaftsstücke, die ihr uns erwiesen, nachdem wir uns dem Kreuze unterworfen, ihr habt uns nicht mit euren Schwertern dem Könige unterwürfig gemacht, unsere Väter haben uns mit der Lehre Jesu bezwungen, wir sind dadurch nicht eure Sclaven geworden. Es kann nicht seyn, daß euch unser König solche Befehle gegeben hat, denn unsere Väter haben uns seine christliche Milde immer gerühmt. Wäret ihr gute und getreue Christen, wie wir, so würdet ihr, gleich uns, diese Abreise unserer Väter empfinden. Saget eurem Commendanten, daß er den Stab, den er traget, erst unlängst erhalten habe, ich trage den meinen schon länger, der Statthalter hat ihn mir aus freyen Willen überreichen lassen. Er soll uns einen Beweis seiner Herzhaftigkeit geben, und nicht in der Stadt sitzen bleiben. Will er uns bekriegen, so darf er nicht glauben, daß wir davon laufen werden. Er soll in seiner Stadt, aber nicht uns befehlen, ich werde nicht ehe zurück reisen, bis es mir selbst gefällig seyn wird, und wenn er will, so

so

so soll er ausrücken und uns mit Gewalt von hier wegtreiben, auf seinen Befehl weiche nicht, und werde unsere Väter so weit begleiten, als es die Kräfte unserer Pferde zulassen."

Diese Post hatte den Commendanten nicht wenig erschüttert, er schickte gleich die Antwort, Domingo könne uns das Geleite ganz nach seinem Belieben geben, es sey nie sein Befehl gewesen, ihn weg zu schaffen. Ein Soldat müsse diese Lüge ersonnen haben, den er abstrafen lassen werde, sobald er ihm angezeigt werden würde.

Obwohl die Wache zugegen war, schickten uns die Spanier Zuckerwerk, eingelegte Früchte, und andere Lebensmittel. Der Obercommissär sandte mir baumwollene Strümpfe und Schnupftücher. Den folgenden Tag mußten wir über zwey Flüße, die nahe bey der Stadt sind, setzen, und uns dort lagern, und bis den sechsten September bleiben. Der Commendant ließ uns fragen, ob wir Wäsche und andere Kleidungsstücke nöthig hätten. Wir mußten ihm unsere Wünsche schriftlich anzeigen, und schon den folgenden Tag erhielt ich sechs neue Hemde, fünf weiße Schnupftücher, ein Paar schwarze Strümpfe, ein Hauskleid, Schuhe, und ein großes Brevier, weil das meinige mir ins Wasser gefallen, und als ich es an der Sonne trocknen lassen wollte, von einem Hunde zerrißen wurde. Auch hier besuchten uns die Spanier, trotz dem Verbothe, und der Commendant that, als wüßte er es nicht, denn Domingos Rede that noch immer Wirkung. Sie brachten uns Eßwaaren und Weine, und speisten mit uns. Den letzten Tag kamen auch einige Frauen, küßten uns die Hände und gaben uns Geld, das sie uns in ein Papier gewickelt, in die Hände drückten. Mein Freund Don Narciß de Echague, der die meiste Zeit bey mir verweilte, gab mir drey Goldmünzen, und sprach: ehe ein Märtyrer als Bekenner, und meinte damit, wenn

ich durchsucht werden sollte, möchte ich mich ehe martern lassen, als den Wohlthäter verrathen.

Wir Jesuiten bekamen jeder einen Wagen, ferner wurden zwey Wagen herbeygeschafft, um das Küchen- und Tischgeschirr zu führen, das man uns bis nach Buenos Ayres lieh. Es war das Geschirr, das noch vor kurzer Zeit unserm Kollegio gehörte. Den sechsten September mußten wir die Reise nach dem über hundert Meilen entfernten Buenos Ayres antreten, von einem Officier mit sechs Soldaten bewacht. In der Nacht des siebenten dieses Monathes kamen wir in ein spanisches Dörfchen, das eine Kapelle hatte. Wir glaubten den achten, als am Feste Mariä Geburt, hier eine h. Messe hören zu dürfen, die Soldaten und die Fuhrleute gingen in die Kirche, wir — durften unsere Wagen nicht verlassen. Da sie wieder zu uns kamen, bathen wir, daß einer aus uns eine h. Messe lesen, und die andern das h. Abendmahl genießen dürften, es wurde uns abgeschlagen, worüber sich Domingo sehr ärgerte. Den zehnten gelangten wir zu der einst uns gehörigen Meierey St. Michael, die Sclaven kamen, um sich von uns zu beurlauben, sie wurden aber von den Soldaten zurückgewiesen. Sie weinten bitterlich, und schickten uns durch die Soldaten ein Lamm, Hühner und vier grosse Käse. Obwohl wir langsam reisten, konnten wir das Stossen unsrer Wagen nicht mehr ertragen, sondern bestiegen Reitpferde.

Den vierzehnten waren wir in dem kleinen Marktflecken Kapilla del Rosario, drey und vierzig Meilen von St. Fe. Den folgenden Tag beredete ich meinen treuen Domingo, nach Hause rückzukehren, der gerne nach Buenos Ayres gezogen wäre, um den Statthalter zu bewegen, mich wieder der Reduktion zu geben. Ich zeigte ihm, daß dieß die Macht des Statthalters übersteige, und nun erst bestieg er mit seinen Leuten die

Pferde

Pferde. Sie ritten zu meinem Wagen, stiegen ab, küßten mir unzählige Mahle die Hände und weinten. Nur Domingos Auge näßte sich nicht, ohne Sprache stand er vor mir, plötzlich wurde er leichenblaß, Hände und Füße zitterten ihm. Die Spanier eilten herbey, weil sie glaubten, der Schlag hätte ihn berührt. Nach langer Weile kam er zu sich. Sieh Vater, sprach er, alle deine Söhne weinen um dich, ich allein weine nicht, und kann auch nicht weinen. Es ist nicht darum, daß ich kein Leid in meinem Innersten empfinde, sondern es geschieht wegen der Heftigkeit des Schmerzes, weil du von uns scheidest, es ist mir, als könnte ich nicht genug athmen. Vater! Gott vergelte dir, was du uns gelehrt, was du bey uns ausgestanden hast, und lasse dir nie entfallen, daß wir dich als Vater geliebt haben. Du hast es ja verdient von uns geliebt zu werden. Ich habe noch immer Hoffnung, daß wir dich wieder sehen werden, denn ich glaube nicht, daß dich der König uns für beständig rauben wird. Mußt du auch nach Spanien reisen, so wollen wir doch ein Jahr warten, kommst du wieder nach Buenos Ayres, so gib uns Nachricht, ich werde nicht säumen, dich abzuhohlen. Ich gab ihnen meinen Segen und sie ritten davon.

Wir reisten bald weiter über den Fluß Montiel und sahen einige Häuser. Ein Spanier erzählte hier, daß die Indier vom Stamme der Pampas schon in ein Dorf eingebrochen wären, und Feuer gelegt hätten, durch das drey und vierzig Spanier das Leben eingebüßt hätten. Wir mußten noch oft über Flüße, und auf freyem Felde unser Nachtlager halten. Den neun und zwanzigsten September blieben wir am Fluße Arecco, an dem das Jesuiten Kollegium von Buenos Ayres seine größte Meierey hatte. Wir durften nicht hinein gehen. Den vierten Oktober sahen wir Buenos Ayres, und fuhren nach neun Uhr in die Stadt, zu dem Kollegium

Bethlehem. Zwey Compagnien Grenadiere erwarteten uns mit aufgepflanztem Gewehre. Der Zulauf der Städter war so groß, als wenn die Hinrichtung vieler Missethäter anzusehen gewesen wäre. Wir Missionäre wurden in das Haus, neben dem Kollegium, in welchem sonst die geistlichen Uebungen gehalten wurden, gebracht. Bey der Pforte standen acht und vierzig Grenadiere mit ihren Officieren. Unsere Koffer und Lebensmittel wurden von den Wagen genommen und die Schlüssel abgefordert. Nach drey Tagen erhielten wir die durchsuchten Koffer wieder, aus welchen man alles, was nicht Wäsche oder Kleidung war, herausgenommen hatte. Die Lebensmittel, Wein und dergleichen, beliebten der Herr Major, und die andern Officiere unsrer Wache, für sich zu behalten.

Der Major und die Officiere besuchten uns alsogleich, und nahmen uns alle Papiere, die wir in der Tasche hatten, Federn und Tinte, und sogar die Bilderchen, die wir in Breviere liegen hatten, weg, wenn etwas darauf geschrieben war. Zwey Missionäre wurden besonders eingeschlossen, vor der Zimmerthüre eines jeden dieser beyden stand eine Schildwache, ihre Bedürfnisse wurden ihnen in diese Zimmer gebracht, und nicht einmahl zu dem mit einem Gitter verwahrten Fenster, das in den Garten ging, durften sie gehen, damit sie mit keinem Menschen sprechen konnten. Es läßt sich keine andere Ursache dieses Verfahrens denken, als die Stadt glauben zu machen, diese zwey seyen besondere Verbrecher. Sie drangen darauf, man möchte ihnen doch die Gründe bekannt machen, warum man sie so hart halte, und sie untersuchen. Aber erst nach zwey Monathen verhörte sie der Stadthalter, und stellte keine andern Fragen an sie, als: aus welchen Lande sie gebürtig, wann sie in den Orden eingetreten seyen, und ob sie bey ihrem Abzuge aus dem Kollegium kein Geld mit-

genommen hätten. Sie wurden aber doch nicht ihrer engen Haft entlassen.

Ich war so glücklich, nach einigen Wochen, die Freundschaft des Majors, der uns bewachte, zu erlangen. Er und seine Officiere besuchten mich, und meine fünf Zimmergenossen. Er führte mich auch manchmahl in seine Wohnung in das Kollegium, welches durch einen bewachten Gang mit unserem Wohngebäude verbunden war, und den keiner aus uns sonst betreten durfte. Auch in unsern Garten durften wir nicht gehen. Der Pater Anton Guttierez, Rektor in der Stadt Assumtion ersuchte mich, die Gefälligkeiten des Majors gegen mich, dazu zu benützen, um die Erlaubniß zu erhalten, unsere Brüder im Kollegium besuchen zu dürfen. Ich trug ihm diese Bitte vor, die er lächelnd anhörte und mit der Bemerkung begleitete: In der That, ihre Mitbrüder haben einen guten Fürsprecher gewählt. Ich habe sie mein Freund, schon lange zu mir in das Kollegium übersetzen wollen, dachte aber, sie würden sich nicht gerne von ihren Schicksalsgefährten trennen wollen. Doch wissen sie was, schreiben sie mir fünfzehn ihrer Mitmissionäre auf, ich werde sehen, was sich machen läßt. Nach einigen Tagen kam ein Unterofficier mit zwanzig Grenadieren, und hohlten mich, und die fünfzehn von mir bezeichneten Jesuiten ab. Wir fanden im Kollegium, wohin man uns brachte, große Zimmer, mir wurde frey gelassen mir einen Mitbruder auszuwählen, der mit mir ein Zimmer bewohnen sollte. Etwas später erlangte ich auch die Gunst, daß wir alle in den Garten lustwandeln durften. Wie wohl war uns nicht, wenn wir vom Balcon des Gartenhauses die herrlichste Aussicht auf den Silberfluß genoßen! — Erblickten wir in weiter Ferne ein Schiff, so schmeichelten wir uns mit der Hoffnung, es bringe den Widerruf unserer Vernichtung.

Wir

Wir bathen, man möchte uns doch gestatten die heil. Messe lesen zu dürfen. Der Statthalter schickte uns die rohe Antwort zu: was wäre dieß? daß die Jesuiten noch mehrere Entheiligungen begingen, man kann auch ohne Messelesen leben. Der Bischof erlaubte uns, daß anfangs täglich Einer, später aber Alle das unblutige Opfer des neuen Bundes begehen durften, aber nur — bey geschlossenen Thüren.

Zwey Missionäre starben, kein Glockengeleite durfte ertönen, wir mußten unsre Brüder ganz in der Stille dem Grabe übergeben. Unsere schmale Kost wurde uns elend bereitet gereicht, obwohl der König dem Gastgeber gut dafür bezahlte, der keine Scheu hatte, uns Gedrückte zu kränken. Unsere Freunde, sie mochten seyn, wer sie wollten, wurden in unser trauriges Geschick verwickelt, mehrere wurden ihrem Hause entnommen, und nach Monte Video, oder benachbarten Inseln verwiesen. Ilson, gewesener Statthalter von Paraquay, schickte unseren Pater Anton Miranda, seinem alten Freunde, eine goldene Dose, mit Goldmünzen gefüllt, um dessen Elend zu erleichtern, und wurde in der Nacht verhaftet, auf ein Schiff gebracht, und auf eine achtzig Meilen von Buenos Ayres entfernte Insel gesandt.

Täglich wurde die Wache gewechselt, und nach einem gegebenen Zeichen die Musterung über uns vorgenommen. Wie Soldaten mußten wir uns aufstellen, um gezählt zu werden, und fehlte einer, so wurden alle Winkel durchstöbert, bis man ihn gefunden hatte. Von außen so gequält, mehrten sich unsere Leiden durch inneren Verrath. Die Jesuiten, die im Hause der geistlichen Uebungen wohnten, waren meistens Amerikaner, die den Gedanken, ihr Vaterland verlassen zu sollen, nicht ertragen konnten. Es fehlte daher nicht an Aeußerungen ihres Unwillens, die den Statthalter, wenn sie ihm bekannt würden, aufbringen mußten. Zwey Prie-

ster

ſter, unſerm Orden noch nicht durch die Gelübde verbunden, verlangten vom Statthalter, aus unſerer Geſellſchaft entlaſſen zu werden, und in ihrem Vaterlande als Weltprieſter leben zu dürfen. Um ihn ihren Wünſchen geneigt zu machen, wußten ſie Mittel zu finden, an ihn zu ſchreiben, und über alles, was ſie ſahen und hörten, Bericht zu erſtatten. Ich entdeckte dieſe unedle Handlung durch einen ihrer Briefe, den ich in der Wohnung eines Officieres fand, und es gelang mir auch, ſie, durch den Major, der mich liebte, und uns ſehr geneigt geworden war, aus dem Hauſe, in eine andere Verwahrung, nähmlich zu den Behlemiten, zu bringen.

Durch dieſen Major erfuhren wir auch, wie es, nach unſrer Abreiſe aus den Miſſionen, bey unſern vormahligen Gemeinden zugehe. Die Quelle ſeiner Erzählung war der Statthalter ſelbſt. Acht Tage nach unſerer Entfernung, kehrten die Bewohner der Kolonie St. Peters in ihre Wildniß zurück. Meine Mokobier zu St. Xaver verhielten ſich aber ruhig, und gehorchten ihrem Pfarrer. Die Wilden ſpuckten wieder überall, ſie krochen aus ihren Waldungen, und verlegten die Wege nach Peru. Die Pampas fielen in das Dorf Magdalena, etwa eine ſpaniſche Meile von Buenos Ayres weg, ein, raubten die Kinder und mordeten die Erwachſenen. Sie wurden von der Reiterey verfolgt, und, als ſie ſich ſchon ſicher glaubten, überfallen. Zwölf Indier wurden getödtet, ſechs gefangen, die übrigen fanden ihr Heil in der Flucht. Die Spanier, durch dieſen Sieg beherzt, drangen noch tiefer in die Waldungen, ſahen ſich aber am dritten Tage umrungen, mit Wuth angegriffen, und fielen unter den Streichen der Indier. Vergebens erwartete man die Rückkunft der Ausgeſchickten. Keiner kam. Der Statthalter ſchickte Dragoner fort, um Nachricht zu erhalten. Nach vier Wochen rückten ſie wieder mit der Kunde ein, das Schlachtfeld ge-

fun-

funden, und die von den Tiegern abgenagten Knochen ihrer Waffenbrüder gesehen zu haben. Durch Gefangene erfuhren sie die nähern Umstände dieser Niederlage. Nun wurden zwey tausend Mann mit dem Befehle, so tief als möglich in die Wildniß einzudringen, und die Erschlagenen zu rächen, abgesandt. Ob, und wie es ihnen gelungen, erfuhren wir nicht, denn unsere Zeit, Buenos Ayres zu verlassen, kam früher, als der Bericht über diese kriegerische Unternehmung.

Während unserm Aufenthalte in Buenos Ayros erschütterte uns das herzzerreißende Schicksal junger Ordensbrüder. Sie hatten sich in Europa mit dem heiligen Eifer eingeschifft, in unseren Missionen im Weinberge des Herrn zu arbeiten. Der Gedanke, daß sie bey ihrer Ankunft den Wirkungskreis ihrer sehnlichsten Wünsche verschlossen sehen würden, kam ihnen nicht in den Sinn. Durch zehn Monathe trieben sie Stürme auf dem Meere herum, während die Orkane, durch unsere Feinde erzeugt, unsern Orden in den Abgrund senkten. Ohne Ahnung ihrer bösen Zukunft, freuten sie sich beym Anblicke Monte Videos, nun einmahl wieder Land betreten zu können, sie warfen die Anker, lebensfroh eilten sie das Schiff verlassen, da — kam der minderschmetternde Befehl, kein Jesuit darf das Bord verlassen, das Schiff müsse wieder nach Spanien zurück, denn der Orden sey vernichtet. —

Mehrere Jesuiten lagen auf dem Schiffe gefährlich krank, man bath, doch wenigstens diese an das Land bringen zu dürfen, und erhielt die höhnende, unmenschliche Antwort, es sey einerley, ob sie zu Wasser, oder zu Lande stürben, auf dem Schiffe würden sie nicht einmahl einen Todtengräber brauchen, um für sie Erde aufzuwühlen. Als aber der Schiffskapitän die Vorstellung machte, die kranken Jesuiten könnten ihm seine ganze Mannschaft anstecken, wurden neun Jesuiten in eine

Barke

Barke gelegt, die sie zu den Behlemiten in Buenos Ayres, die die Kranken pflegen, bringen sollte. In der ersten Nacht ihrer Fahrt schleuderte sie der Sturm an die Felsen, und die Fluthen nahmen die gastlich auf, welchen man auf Erden keinen Ruheplatz gegönnt hatte. Der Leichnam eines Novizen wurde an der Küste von St. Sakrament gefunden, und dort auf Befehl des portugisischen Statthalters prächtig begraben. Der spanische in Buenos Ayres ließ einige an das Gestade geworfene Leichen der Jesuiten ohne Sang und Klang einscharren, wodurch alle Bewohner der Stadt mit Abschen erfüllet wurden. Ihr Gefühl wurde noch mehr empört, als man die Kirche des großen Jesuiten-Kollegiums vermauerte, und die Kirchengeräthe von Gold und Silber in die Wohnung des Statthalters brachte. Der Unwille gegen sein Betragen äußerte sich laut, und er schrieb ihn unsern Aufregungen im Volke zu. Daher verdoppelte er unsere Wachen, und ließ uns melden, daß er uns, wenn wir mit den Bewohnern der Stadt in die mindeste Verbindung, auf was immer für eine Art treten würden, auf den öffentlichen Platze aufhenken lassen würde. Wir erschracken hierüber, als über eine übertriebene Drohung, nicht, sondern ließen ihm durch unsern Major antworten, daß wir in seinen Händen seyen, und uns die Strafe gefallen lassen müßten, wenn uns bewiesen würde, daß wir sie verdient hätten, und es der Befehl des Königs wäre. Verbindungen mit den Spaniern hätten wir, seit unsrer Gefannennehmung nicht gepflogen, und würden sie aus Gehorsam gegen seinen Willen nicht pflegen, das Zeugniß der uns bewachenden Officiere werde uns hierüber rechtfertigen.

Am Ende des Märzes hörten wir, daß zu Monte Video eine Kriegsfregatte des Königs von Spanien gelandet sey. Wir vermutheten, daß dadurch der Zeitpunkt unserer Abführung nach Spanien gekommen sey, und

hat-

hatten uns nicht geirret. Wir wurden aufgefordert, unsere Befürfnisse schriftlich anzuzeigen, und erhielten nach einigen Tagen ganze Küsten voll Kleidungen und Wäsche, Hüte, Schuhe und jeder ein Pfund spanischen Taback. Es wurde uns angedeutet, uns reisefertig zu machen, und die Officiere der Fregatte kamen nach Buenos Ayres, um uns kennen zu lernen. Ich hatte das Glück, ihnen von unserm Major gut empfohlen zu werden. In Buenos Ayres wurde die Verpflegung des Schiffes besorgt, und in Barken nach Monte Video geliefert. Wein, gesalzenes Fleisch, Schinken, geräucherte Zungen, Zwiebak, Zucker, und Früchte aller Art und von der besten Gattung wurden für die Fregatte angeschafft, die viele Tausende kosteten, denn der König hatte befohlen, für unsere Nahrung und Kleidung überflüssig zu sorgen. Hätten wir auch alles das wirklich bekommen, was des Königs Güte uns widmete, so hätten wir in der Folge nie Ursache gehabt, über Abgang und Mühseligkeit zu klagen.

Den ersten Aprill 1767 verließen wir Buenos Ayres, wie Verbrecher. Des Morgens zog doppelte Wache vor unser Haus, nach dem Mittagmahle wurden wir abgezählt. Wir bathen, daß ein sehr schwer kranker Missionär, und ein Jesuit aus dem Kollegium zu Korduba, den unsere Lage um den Verstand gebracht, bey den Behlemiten unterbracht würden. Der erste kam dahin, der zweyte mußte mit uns. Bey der Pforte stand eine Compagnie Grenadiere, die uns in die Mitte nahm, und abführte. Die Soldaten hatten die Gewehre scharf geladen, und den Befehl, auf jeden, der zu entfliehen suchen würde, Feuer zu geben. Obwohl man uns zu der Zeit der gewöhnlichen Mittags-Ruhe aus der Stadt brachte, so waren doch sehr viele Menschen auf den Straßen, welche uns herzlich beweinten. Wir wanderten über eine halbe Stunde weit bis an den Ort,

an

an dem die Barken zu landen pflegen, und fanden ein großes Zelt aufgeschlagen, in dem wir auf durchnäßter Erde, denn es regnete, und der Regen drang in das Zelt, ohne Betten schlafen sollten. Wir waren froh, als man uns am andern Tage geboth, in zwey Schiffen zur Fregatte zu fahren. Ein heftiger Sturm machte diese Reise gefährlich, und die endliche Ankunft bey der Fregatte Esmeralda, erwünscht. Der Capitän Don Pedro Villano, ein kurzer, dicker, rascher Mann, empfieng uns ziemlich frostig, versorgte uns hinlänglich mit Speise, Alle gleich, mit welcher unsere siebzig- und achtzigjährigen Greise natürlich nicht zufrieden seyn konnten, weil der Genuß harter Speisen, die für sie unverdaulich waren, ihre Gesundheit untergrub. Sie klagten unter einander darüber, wurden aber beym Capitän verrathen, der uns dann insgesammt drohte, er werde die Unzufriedenen in Eisen schlagen lassen.

Gute Freunde von Buenos Ayres fanden Mittel, uns von einer Mission Nachricht zu geben, die ihr Statthalter veranstaltet hatte, um zu beweisen, daß wir ganz überflüssig und leicht zu ersetzen wären. Er schickte zwey Dominikaner in das Vorgebirg von Hornos, um die dortigen Indier zu bekehren. In der Stadt machte man Pasquille auf sie und den Statthalter, und weissagte, sie würden unverrichteter Dinge zurück kommen. Es geschah auch so. Die zwey Priester landeten und fanden unfern des Gestades den Zweck ihrer Reise, und verkündeten den Indiern durch einen Dolmetsch, daß sie ihnen den Weg des Heiles predigen würden. Die Indier fragten, woher kömmt es denn, daß ihr weiße Kleider traget? wir haben gehört, daß die wahren Väter unserer Landsleute schwarze hatten. Der König hat sie in ein anders Land gerufen, sagten die Spanier. Auf die Frage, warum? antworteten die neuen Prediger unüberlegt, sie sind darum fortgeschickt worden,

weil

weil sie dem Könige untreu wurden, und weil ihre Lehre nicht die rechte gewesen sey. Die Indier stutzten, und meinten, ob man denn dieses nicht früher gewußt hätte? sie hätten überdieß immer gehört, daß die schwarzen Väter gute Männer gewesen wären, und wenn der König mit guten Leuten so umginge, wie würde er erst mit ihnen verfahren, die noch keine Christen und nicht gut seyen. Die Dominikaner suchten ihnen ihre Zweifel zu lösen, und beschenkten sie reichlich, gaben auch ihren Kindern Speise, und luden sie ein, den kommenden Tag auf dem nähmlichen Platze zu erscheinen. Sie kamen aber nicht, die Priester gingen zu den Hütten der Saumseligen, und fanden sie leer, und die ausgetheilten Geschenke aufgehangen. Sie verweilten noch acht Tage hier, es ließ sich kein Mensch blicken, und sie mußten ihre Geschenke einpacken, und nach Hause schiffen.

Am fünfzehnten May wurden Ochsen, Schafe, Hühner und grünes Gemüse auf unsre Fregatte gebracht, und den folgenden Tag lichtete sie die Anker zur Reise nach Spanien. Ein Sturm hätte uns bald die weitere Reise erspart, die Klugheit unseres Capitäns rettete uns. Wir im untern Raume des Schiffes, hatten täglich mit Ungemach zu kämpfen. Weil wir hier, hundert ein und siebzig Jesuiten beysammen liegen mußten, unsere Betten viel zu kurz und zu schmal waren, fanden wir keine Nacht Ruhe, Ungeziefer jeder Art quälte uns, und unsere gefährlich Kranken erfüllten uns mit banger Sorge, weil wir ihnen nicht helfen konnten, und von ihnen angesteckt zu werden befürchten mußten. Dem letzten Übel half aber der Capitän bald mit Menschenfreundlichkeit ab, indem er die Kranken von uns absonderte, und ich für meine Person muß es ihm dankbar nachrühmen, daß er mich, als ich selbst erkrankte, väterlich pflegen ließ. Ich hatte dieses auszeichnende Betragen der Empfehlung meines guten Majors in Buenos

Ayres

Ayres zu danken. Zwey Jesuiten starben auf unsrer Fregatte, man versenkte ihre Leichen in das Meer. Die Nahrung, die man uns reichte, war karg, und wenn ich allein aus besonderer Vorliebe des Capitäns bessere Speise erhielt, so blutete mein Herz, wenn ich sah, wie meine Brüder am Hungertuche nagten. Das Mittagmahl machte ein kleines Stückchen gesalzenes oder frisches sehr mageres Rindfleisch, und ein Löffel voll Linsen und Bohnen untereinander gekocht, aus, zu dem man ein Gläschen Wein gab. Am Abende brachte man uns Schinken in kleine Stückchen geschnitten, einen Löffel gesalzene Suppe und ein Gläschen Wein. Den ganzen Tag hindurch erhielt jeder zwey Gläser Wasser.

Wir waren so glücklich, nach einer Fahrt von vier Monathen in Cadix einzulaufen. Commissäre erschienen, besichtigten unsere Koffer, und befragten uns, ob und wie viel wir Geld bey uns hätten. Man machte uns die Vorstellung, daß die Beantwortung dieser Frage nur darum verlangt werde, um aufmerken zu können, wie viel jeder Geld bringe, keineswegs aber darum, um es uns abzunehmen. Unsern Tabak, den wir in bleyernen Büchsen mit uns führten, mußten wir gegen die Vertröstung, ihn wieder zu bekommen, abliefern.

Die Fregatte durften wir nur verlassen, um in eine Barke zu steigen, die uns nach Puerto de St. Maria brachte. Dort ward uns vergönnet, das feste Land wieder zu betreten, und unter Begleitung mehrerer tausend Menschen, in das Haus der Missionäre zu wanken. Unsere ausgemergelten Gestalten erregten das Mitleid aller Spanier, obwohl sie uns dem ausgestreuten Gerüchte zu Folge, für Rebellen und arge Ketzer hielten. Die Fenster unserer Wohnung waren groß, wie Thüren, jedes hatte einen mit Gitterwerk eingefangenen Balcon, so, daß wir außer den Fenstern stehen oder sitzen konnten. Die Armen waren den ganzen Tag unter denselben

und

und nahmen die kleinen Gaben, die wir ihnen hinabwarfen, wir hörten sie oft ausrufen: Schade, daß diese mitleidigen Priester Ketzer sind. So hatte man den gemeinen Mann bethört!

Die spanischen Jesuiten waren schon nach Italien abgeführt. Nur wir amerikanische warteten hier noch auf einige Abgängige, die durch Stürme, oder andere Ursachen verhindert wurden, so zeitlich, als wir, in Europa zu landen. Die Aufsicht über unsere Verpflegung hatte der König dem Marquis Terri, einem Irländer, einem freundlichen, mitleidigen Herrn, anvertraut, der uns oft besuchte, und sich erkundigte, ob wir an irgend etwas Mangel hätten, denn, sagte er, es ist der ernstliche Wille unsers Königs, euch anständig zu behandeln. Er verlangte von uns zu hören, wie wir auf der Fregatte gehalten worden wären, und schon wollten Einige die unwürdige Begegnung des Capitäns schildern, als ich noch zum Glück für ihn dazwischen redete, denn ich wußte aus dem Munde des Marquis, daß eine gegründete Klage von uns, ihn um seine Stelle bringen würde. Die Zeit wurde uns nicht lange, wir erhielten tröstliche Besuche, weil Jedermann, der vom Marquis einen Erlaubnißschein hatte, mit uns ungehindert sprechen durfte. Nur eine einzige Schildwache stand vor dem Eingange unseres Hauses.

Unser edler Pflegevater suchte auch anderseits Wohnungen für uns auf, weil unser Missionshaus voll angepfropfet war, und aus diesem Grunde keine Bequemlichkeit gestattete. Die Marquisinn Borgia nahm zwey und siebzig Jesuiten sammt den Novizen in ihren Pallast, und pflegte einige Kranke aus ihnen, mit Mutterliebe. Der Quardian der Franziskaner hielt um die Jesuiten an, die aus Deutschland gebürtig wären, und neun und zwanzig zogen mit mir zu den würdigen Söhnen des h. Franz, die ihr Kloster am Ende der

Stadt

Stadt auf einem hohen Berge hatten. Wir wohnten hier in einem geräumigen Saale, der ein Eck des Gebäudes bildete. Von einer Seite überblickten wir Cadix und jedes Schiff im Hafen, von der andern sahen wir gegen Xerez de la Frontera, und die herrlichsten Oliven-Wälder. Die meisten aus uns waren musikalisch, wir durften uns in Concerten ergetzen, und bald nahm die ganze Stadt Theil an unsern Vergnügungen, und da wir zu bestimmten Stunden Musik machten, lustwandelte der Adel unter unsern Fenstern. Wo nur irgend ein Kirchenfest feyerlich begangen wurde, da lud man auch uns dazu, der Marquis gestattete uns diese Aufheiterungen gerne, ihn freute es, wenn wir ihm erzählten, wie herrlich man uns bewirthete. Am Feste des h. Franz beleuchteten seine Ordensmänner des Nachts ihren Thurm, und wir spielten auf selbem Symphonien.

Wir würden hier ganz zufrieden gewesen seyn, wenn uns nicht bange Sorge für die Zukunft den Genuß der Gegenwart getrübt hätte. Doch tröstete uns die Erzählung von der Art, wie der König von Spanien die Jesuiten seines Mutterlandes behandelt hatte, die dem Benehmen Portugalls in eben dieser Sache gerade entgegen gesetzt war. In Spanien wurden zwar auch die Kollegien umringt, aber die Geistlichen doch höflich abgeschafft, was sie an Geld oder andern Sachen besassen, wurde ihnen gelassen, sie durften annehmen, was ihnen gute Freunde schickten, und ihre Verpflegung war sehr gut. Man muß es bekennen, daß dieser beste König nichts unterlassen, was seiner Milde gemäß war. Wie hat er aber doch so hart gegen den Orden verfahren können? Man sagt, die Ursache davon sey noch im königlichen Busen verschlossen. Der König ist ein frommer, gewissenhafter Herr, ob es seine Minister auch sind? wird Gott mit der Zeit an den Tag geben.

Nach und nach fing man an strenger gegen die Jesuiten zu verfahren. Es kam der Befehl, daß kein Jesuit aus Italien nach Spanien rückkehren dürfe. Würde ein Priester dieses Ordens es wagen, dieses Land wieder zu betreten, so wird er für immer eingekerkert, würde ein Laienbruder dieß versuchen, so stirbt er am Galgen. Ich werde es nie glauben, daß diese Beschlüsse aus dem gütig gesinnten Herzen des Königs hervorgegangen seyen.

Ein bejahrter Mann, und ein junges Herrchen, kamen zu uns, und legten uns die Fragen vor: wie ist ihr Tauf- und Zu-Nahme, woher sind sie gekommen, wie lange sind sie Jesuit, was für Aemter haben sie bekleidet, wie kamen sie nach Indien, wie lange waren sie dort, wie lange waren sie in der Mission, und in welcher, waren ihre Aeltern alte Christen und Katholiken? Nur diese, und keine andern Fragen wurden uns gestellt, von den Verbrechen der Rebellion und der Ketzerey, die man uns allgemein vorwarf, war gar keine Rede. Dessen ungeachtet wurden zwey Deutsche, die Missionäre in Chili gewesen, von uns getrennt, und zu den Kapuzinern gebracht. Man behandelte sie dort gut, sagte ihnen keine Ursache ihrer Versetzung, und es scheint, man habe diese Uebersiedlung nur darum veranlaßt, um die Leute glauben zu machen, die Commission habe doch etwas entdeckt, was strengere Untersuchung fordere, die aber nie erfolgte. Aus eben diesem Grunde mag ein Arrest für zwölf Gefangene in einem andern Hause zugerichtet worden seyn, man sprach schon von Jesuiten, die dort gefesselt werden sollten, aber — dieser Kerker erhielt keine Bewohner.

Die tausendzüngigen Gerüchte, die uns bald Angenehmes bald Unangenehmes vorgaukelten, machten uns allein den hiesigen Aufenthalt schwer, daher war uns

der Befehl sehr willkommen, daß wir uns reisefertig machen sollten. Wir Deutsche hatten schon früher die Bitte eingereicht, uns nicht nach Italien, sondern in die Niederlande zu schicken. Der König genehmigte unser Gesuch, befahl, daß jeder deutsche Jesuit nochmahl nahmentlich befragt werden solle, ob er nach Italien, oder den Niederlanden gebracht zu werden wünsche, und achtzehn aus uns unterzeichneten sich zur Fahrt in das nordische Meer. Die andern Deutschen waren durch die Beschreibung der gefährlichen Reise durch das nordische Meer bewogen worden, die Reise nach Italien vorzuziehen.

Den neunzehnten März 1769 fuhren wir auf einer holländischen Fregatte ab. Unser Capitän Andre Cornelis von Rotterdam sorgte für uns, obwohl er lutherisch war, sehr gut, und unterschlug das Geld nicht, das ihm der König von Spanien für unsere Verpflegung reichen ließ. Der Marquis Terri übergab uns, jedem einzeln, fünf und siebzig Doppien als königliches Geschenk. Die Fahrt war angenehm, denn der Capitän achtete uns, und ließ uns gut bewirthen. In der Frühe hatten wir die Wahl zwischen warmen Getränke, und Butter und Käse von einem Gläschen Aquavit begleitet, bey den gewöhnlichen Mahlzeiten wartete er uns mit spanischen Weinen auf. Ein Liebhaber der Musik, war er gerne in meiner Gesellschaft, er lud mich oft in seine Kammer, zu einem vertraulichen Gespräche bey einem Glase Punsch. Ich verehrte ihm für seine Güte einen Pelz von Otterfellen, von dem ich wußte, daß er ihn gerne erkauft hätte, und gewann seine Zuneigung noch mehr. Lieber als jede neue Freundschaft war mir die glückliche Ankunft in Ostende. Von hier reiste ich nach Brügge, verweilte acht Tage in dieser Stadt, setzte meinen Weg weiter fort, bis ich den dreyzehnten May

in Eger ankam. Dort erwartete ich den Befehl des Pater Provinzials, in welches Kollegium ich mich begeben sollte. Ob wir Jesuiten dann Ruhe hatten, ist unnöthig zu beschreiben, unser Schicksal ist der ganzen Welt bekannt.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 062682627